

28 402

11
185.

P.-E. 11
G.-E. Eur. m-125.

P.E.G.E. Eur. m.L. $\frac{11}{25}$

Verlag
Verlag
Verlag

Reisetagebuch des Nasreddin-Schah.

Neue Romane aus dem Verlag
von
Ernst Julius Günther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

- Graf Ulrich Baudissin**, Der Lebensretter. Humoristischer Roman. 3 Bde. Preis Thlr. 2.
- August Becker**, Das Thurmkätherlein. Roman aus dem Eijag. 4 Bde. Preis Thlr. 4.
- M. G. Braddon**, Die Lovels auf Arden. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.
- Edward Bulwer**, Kenelm Chillingly. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 5.
- Robert Byr**, Nomaden. 5 Bde. Preis Thlr. 4.
- Robert Byr**, Wraf. Zwei Erzählungen. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.
Inhalt: Trümmer. Zwei Tage aus einem Menschenleben. 2 Bde.
Der Tuwan von Panawang. 2 Bde.
- Christinen's Mißgriff**. Von d. Verf. v. „John Halifax“. 2 Bde. Preis Thlr. 1.
- Wilkie Collins**, Mann und Weib. Autorisirte Ausgabe. 6 Bde. Preis Thlr. 4 20.
- Wilkie Collins**, Fräulein oder Frau? Autorisirte Ausgabe. 1 Bd. Preis 25 Ngr.
- Wilkie Collins**, Armadale. 6 Bde. Autorisirte Ausgabe. Preis Thlr. 4.
- Wilkie Collins**, Ein tiefes Geheimniß. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 2.
- Wilkie Collins**, Die Blinde. (Poor Miss Finch.) Autorisirte Ausgabe. 4 Bände. Preis Thlr. 4.
- Wilkie Collins**, Die Frau in Weiß. Autorisirte Ausgabe. Dritte Aufl. 4 Bde. Preis Thlr. 3.
- E. Cressieux**, Die Kunstreiterin. 3 Bde. Thlr. 2. 15.
- Mrs. Edwardes**, Stephan Lawrence. Aus dem Englischen von Sophie Berena. 4 Bde. Preis Thlr. 4.
- A. B. Edwards**, Debenham's Gelübde. Aus dem Englischen von Anna Wünn. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.

1913

روزنامه

Reisetagebuch des Nasreddin-Schah.

(Nach der persischen Handschrift.)



Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1874.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167733

Lib. p. podr.
Europe



28402

Das Recht der Uebersetzung behält sich die Verlagshandlung vor.

BIORNICA
Kolekcja zbiorów
Zabezpieczonych

NH-68140 N-498950/ITMK

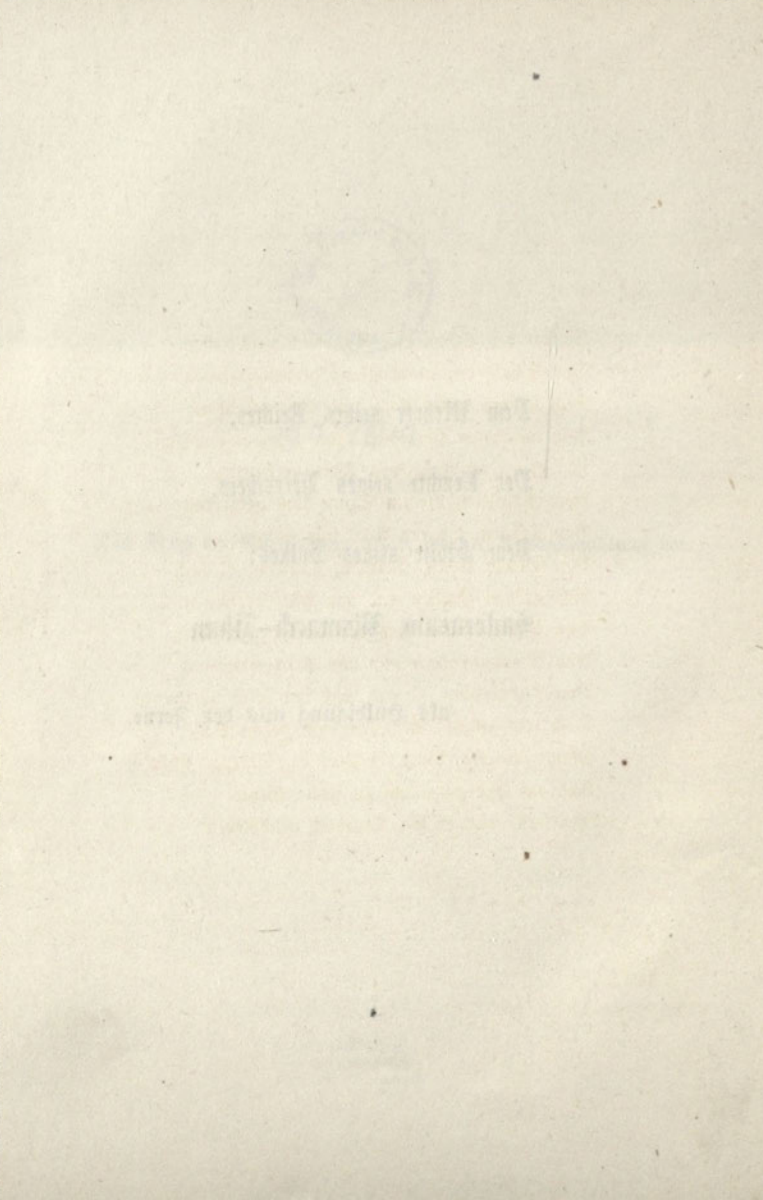
Dem Mehrer seines Reiches,

Der Lenkte seines Herrschers,

Dem Stolze seines Volkes:

Saderazam Bismarck-Uhan

als Huldigung aus der Ferne.



Es hat der Schah dies Tagebuch geschrieben,
Der Schah, der mondenlang herumgetrieben
Sich lezt hin unter Euch und Euresgleichen.
Von mächt'gen Herrschern hat er da geschrieben,
Mit denen er verbot'nen Wein getrunken,
Von Männern, die im Sinne ihm geblieben,
Von Frauen, die ins Aug' ihm stachen,
Von Eurem Essen, Trinken, Treiben, Lieben,
Von großen Helden und von Mac-Mahonen,
Von Pfaffenränken und von deutschen Dieben,
Von Staatenlenkern und von Kronenbettlern,
Von Ausstellung — und was ihn sonst vertrieben.
Doch seid gefaßt! Er wirft vom hohen Sitze
Manch scharfes Wort, er liebt es, Strenge üben,
Und auf Europa macht er gerne Wiße.
Nun lest, was er ins Tagebuch geschrieben.

I.

I n A r u s .

(Moskau = Petersburg.)

И
А И Т А И Е
(Исторический очерк)

Moskau, 19. Mai.

Alhamdulillah!*) Ich habe wieder Erde unter und das grausame Siaurenmeer hinter mir. Waren das Heimsuchungen meines geheiligten Leibes! Man hat mir in Teheran wohl oft schon davon erzählt, wie die bösen Geister der See über die Menschen, die ihre Bahn durchschneiden, herfallen und ihnen gewaltsam den Magen leeren, man hat mir aber auch gesagt, daß der König der Könige von ihnen nichts zu fürchten hätte, daß sie seinem gesegneten Leib mit den Plagen, die sie für gewöhnliche Erdenkinder in Bereitschaft haben, nicht zu nahen wagen. Und das ist unwahr, und ich muß es mit innerem Verdruße hier niederschreiben: das kaspische Meer, wie sie das böse Wasser nennen, kennt keinen König der Könige, keinen Padischah, keinen Chakan, keinen „Punkt, gegen den die Welt sich neigt“. (Kaebleh alem.) Eitler Hößlingstrug war es, was mir die Meinen sagten, und ich war stunden- und stundenlang in der Gewalt des unbarmherzigen Meeres, das mich wie den ersten besten Siaurenhund behandelte. Guten und frohen Muthes war ich bis Enseli gekommen. Der Bezier Mughtar von Arus (Rußland), Beyer, geleitete mich und machte

*) Gott sei Dank.

mir Hoffnung auf ein königliches Wetter. Als er aber in Rescht von mir nach Teheran zurückging, nahm er die Sonne und die warmen Lüfte mit sich und ließ mir bloß seinen Dolmetsch Kerbel zurück. Wir bestiegen den „Nasreddin-Schah“, auf dem sich mir ein Adjutant des Herrschers von Arus, Bey Mentshikoff, und der Mir-Achur (Oberststallmeister) im Namen ihres Gebieters als Begleiter präsentirten. Hätte mir der gute Padischah von Petersburg statt dieser Männer, mit denen ich nichts anzufangen wußte, lieber gutes Wetter geschickt! Anfangs der Fahrt ging Alles gut. Ich wandelte am Bord unter einem schönen Zelttuch umher, meine Gedanken flogen den schönen Tagen, die man mir, wie ich hörte, bereiten wollte, voraus, immer voraus, und meines Tschibufs Wolken waren die einzigen, die man im Umkreise zu sehen bekam. Bald, nur zu bald kamen andere, sie stiegen auf vor uns gleich den schwarzen Bergen und thürmten sich vor uns in unheilverheißender Nähe. Ich aß mein Gusch (Fleisch) noch mit gutem Appetit und Haekim (Doctor) Tholazan erzählte mir, wie die Welt von Europa sich auf den Besuch des Herrschers von Iran freue. Da kam plötzlich ein Windstoß und die versammelten Tschillaw-Schüsseln fingen an, auf dem goldteppichbelegten Boden zu tanzen, daß ich hätte lachen mögen, wenn nicht mein gesegneter Leib selbst in ein unangenehmes Schwanken, in ungewöhnliche Schwingungen gerathen wäre. „Das ist die Krankheit“, sagte Haekim Tholazan und führte mich eine Treppe hinab in den Salon des Schiffes. Da lagen schon auf dem Wege hinab mein Oheim

Firuz Mirza, Sultan Murad Mirza, Imam Kuli Mirza auf der einen Seite, auf der andern mein Iffet-Agassi-Bascha (Ceremonienmeister) und meine Minister alle so elenden Zustandes, daß sie ihr „Kurbam schaevem“ (Ich will dein Opfer sein) nur in Begleitung der Reisspeisen, die sie kürzlich erst zu sich genommen, aus dem Munde bringen konnten. Unten im Salon kam auch das Elend über mich und Gusch und Pillaw (Reisspeise) machten den Weg, den sie eben in den gesegneten Wagen gemacht, wiederum zurück und ich lag hilflos hingestreckt auf dem Teppiche. Haefim Tholazan sprach mir von Muth und andern schönen Dingen, aber er wußte auch nicht eine einzige Pille zu nennen, die den Zustand des Königs der Könige zu lindern die Macht gehabt hätte. Es ward Nacht und ich schickte um meinen Astrologen, der das Horoskop der Dauer dieser fürchterlichen Stunden stellen sollte. Er fand keine Sterne, in denen er lesen gekonnt hätte. Hatte nicht mein Vorgänger Ardeschir (Xerxes) Recht, das widerspenstige Meer peitschen zu lassen? Ich sandte um die zwei Giauren von Arus, um den Bey Mentschikoff und den Mir-Achur und ließ ihnen durch den Dolmetsch den Zorn des Propheten verkünden, wenn sie den Wettern, die losgebrochen, nicht Einhalt thun ließen. Sie gestanden mir ihre Ohnmacht. Es empörte mich, diese Giauren gesund und ungebrochen vor mir stehen zu sehen, während wir, ich und alle die Meinigen, hilflos dalagen, und ich ließ ihnen mit gebieterischem Blicke durch meinen Pisch-Schedmet (Kammerdiener) die Schüsseln reichen und zugleich durch Kerbel-

Sahib sagen, sie möchten doch augenblicklich krank werden gleich uns.

Das Meer thue ihnen nichts und sie könnten mir also nicht dienen, ließen sie mir durch Kerbel sagen. Und warum thut es gerade diesen Giauren nichts, dieses Meer, und läßt mich, den Padischah von Iran, seine Tücken empfinden? Wer bin ich und wer sind sie? Habe ich nicht einen gesegneten Leib und sie nicht? Und haben sie nicht gleich mir vor einer Stunde ihren eisernen Wagen gefüllt mit Hühnern und Ochsenstücken und angeschwemmt mit rothem Weine? Wo ist da die Rücksicht für den Sonnenherrscher? dachte ich mir, und während ich dachte, waren sie meinem Angesichte entschwunden. Mir aber reichte man eine neue Schüssel und die bewies mir die Ohnmacht meines großen Bornes aufs neue. Wahrlich! ich hatte nicht übel Lust, diese Giauren ins Meer werfen zu lassen von den Meinigen, und dachte nur daran, was am Ende der Herrscher von Arus dazu sagen würde. Da kam Haekim Tholazzan mit der Botschaft, die Krankheit hätte nun auch die beiden Sendlinge des Arus-Kaisers erfaßt und sie lägen schon in ihren Kajüten hingestreckt. Das war doch ein Kernchen Trost. Sie thäten das nur aus Artigkeit, meinte zwar mein Oheim, den ich zu mir herabrufen ließ. Gleichgültig! Wenn nur diese Giauren mir thun, was ich will, und das lassen, was meinen kaiserlichen Born reizt. Eine Krankheit, die ich verschuldet, soll mein Leib allein tragen, eine aber, die mich Schuldlosen so grausam übersfällt, wie diese Krankheit des Meeres, die hat mit mir zu tragen, wer im Schatten der Herrlichkeit meiner Majestät steht, und ist er ein Giaur,

darf er erst recht nicht verschont werden und rosigem Aussehens dreinschauen, wenn sich der König der Könige in Schmerzen windet.

Die Schiffsfarasche werden übrigens zu thun gehabt haben; den „Kasreddin = Schah“ und seine schönen Teppiche haben wir ihnen so übel zugerichtet, daß sie wohl bis zur europäischen Reise eines meiner Nachfolger werden zu scheuern haben. Als ich schon lange meinen Tribut an das grausame Meer abgetragen hatte, seufzten noch viele der Meinigen unter dem schmutzigen Joche der Krankheit. Die Schahzades (Prinzen) alle und auch die Beziere glaubten ihre letzte Stunde gekommen und der Emir namentlich war so zerknirscht, daß er mir wohl augenblicklich all die schönen Tomans (Dukaten), die er als Mehrer seiner Kassa zusammenstiehlt, zurückgegeben hätte, hätte ich ihm rasche Genesung versprochen. Ich war leider selbst zu elend, um daran zu denken. „Alham du lilah!“ riefen wir alle, da wir endlich wieder festen Boden sahen und Schüsse uns verkündeten, wir kämen nach Astrachan. Der Khan von Astrachan ruderte uns ein Stück entgegen und kam zu uns an Bord mit einer großen Anrede, die Kerbel-Sahib übersetzte, die ich aber gar nicht anhörte. Es machte mir viel mehr Vergnügen, wie der arme Giaur in der schrecklichen Luft unseres Salons immerfort mit der Versuchung kämpfte, das Desmal (Sacktuch) vor die Nase zu nehmen.

Ich befreite ihn aus diesem Kampfe, indem ich die Stufen hinaufschritt; denn die Glocke hatte Landung und Beendigung aller Qualen verkündet. Wir fuhren im prächtigen Wagen durch lärmende Menschenmengen, die in

Straßen aufgestellt waren, welche mir sehr persisch vor-
kamen, in das Haus des Khans.

Etwas Thee[?] frischte mich wieder auf und man führte
mich ins Theater, wo ein Duzend Mädchen vor mir herum-
hüpfen, was mich nicht zu fesseln vermochte. Ich suchte
das Bett auf und des andern Morgens ging es dann
weiter mit einem Dampfer auf dem Flusse Wolga, aber
erst, als mir die Versicherung gegeben ward, daß die-
ses Wasser nicht die Gewohnheit habe, sich an dem Magen
des Menschen, der darüber muß, zu vergreifen. Wieder
nach Verlauf oder, besser gesagt, nach Verschleppung eines
ganzen Tages landeten wir in einem kleinen Neste, Namens
Zaryzni. Wieder viel Gefindel auf meinen Wegen,
wieder mein Nationallied, das mich schon zu Hause so
gelangweilt, wieder Begrüßungsreden, deren Verdol-
metschung ich nicht anhörte, wieder ein Ort, der gerade
so Amel oder Rescht heißen könnte.

Wo ist Europa? Wo fängt es denn endlich an?
Wo sind die Reiche der Giauren, in denen ich was lernen
kann zum Heile meines Landes? Isbahan und Schiraz
sind Paradiese von Wohnlichkeit gegen dieses Astrachan,
und in Zaryzni möchte ich ebenso wenig wie auf dem
Wege nach meinem Astrabad ohne die gehörige Anzahl
von Rahdars (Militärwache) spazieren gehen. Und die
Ortschaften, die ich nun von Zaryzni mit der Eisenbahn
durchflog, von denen sie mir ein ganzes schönes Bilder-
buch (Album) vor der Abfahrt überreicht haben, könnten
alle in meinen Landen liegen, und die Herren, die sie re-
gieren, und die Menschen, die sie bewohnen, scheinen mir
alle noch nicht nach Europa zu gehören.

Wieder nach einem Tage befanden wir uns in Faustowo. Ein ganzer Schwarm von Söhnen meines Irans fand sich da vor unserm Wagen ein und übergab mir unter einem Schwall von süßen Worten ein schön gebundenes Bilderbuch, Ansichten der großen Giaurenstadt zeigend, in der ich mich dieses schreibend befinde. Die Leute wohnen an diesem Orte und treiben Handel, sind reich und bringen ihrem Schah in Schah doch nur ein Bilderbuch? Kennen Irans Söhne nicht mehr die Sitte ihrer Väter? Wenn der König der Könige reist, ist er sonst gewohnt, sein Volk mit Schüsseln voll Goldes auf seinen Wegen zu finden, und siehe da, hier standen Perser mit eitlen Bildern von todten Dingen vor mir und erflehten sich meine Gnade! Die Bastonnade wäre diesen schlechten Kayets (Unterthanen) gewiß geworden, wäre ich nicht in fremden Landen. So aber ließ ich sie bloß durch Jahja Khan über ihre Unachtsamkeit zur Rede stellen und fragen, ob sie nichts Besseres ihrem König der Könige zu schenken hätten, als diese bemalten Papierstücke? „Beli Kurbam schae wem!“ riefen sie dann alle auf einmal mit zitternder Stimme, und nur einer unter ihnen wagte die Aeußerung: „Der Born der Gerechtigkeit bringt so viel Geld mit, daß er unmöglich an dem Zuwachs seiner im Schweiß der Arbeit gebadeten, den fremden Boden tretenden Kinder eine Freude haben könnte.“ Aus den wenigen Worten dieses Kayet erkannte ich Europa weit besser heraus als aus all den Häusern, Kleidern, Menschen, die mir bis heute, seit ich Teheran verlassen, begegnet sind. Zu Hause hätte der Mann diese Worte nicht im Munde geführt, ohne daß sein Kopf die Bekanntschaft meines Nassaktschibaschi

(Leibhenter) alsogleich gemacht hätte. Zeitigt die Sonne Europas solche Reden? Und ist Borwik etwa die Mutter der Weisheit, die da wächst? Es fährt zwar noch kein Dampfwagen über die ausgedehnten Hochebenen Trans, aber wenn sich der Schah in Schah einer seiner Städte, die vor ihm im Staube liegen, nähert, so schickt sie ihm Schüssel voll Goldes entgegen. Soll ich Eisenbahnen bauen lassen, die da Menschen heranbilden, die Reden führen wie der Mann von Faustowo, Menschen, die für mich kein Geld haben und mich meine Reise allein bezahlen lassen? Wir waren schon lange diesem fecken Manne aus dem Gesichte und ich dachte noch immer seiner Unbotmäßigkeit und überlegte mir, ob ich je diese europäische Irrlichterei in meinen Landen austauschen lassen sollte, da fuhren wir in eine schöne, menschen- und lärmerefüllte Halle ein — ich war in Moskau, der zweiten Hauptstadt des großen Rus.

Musik und Reden empfangen mich und dann führte mich ein prächtiger, goldstrogender Wagen, dem sechs Schimmel vorgespannt waren, nach dem alten Schlosse, das sie Kreml nennen.

Moskau, 20. Mai.

Dieser Kreml gefällt mir, das ist beinahe so schön und solid gebaut als mein Wohnsitz (Ark) in Teheran. Große, prächtige Räume, herrliche Lage. Kerbel sagt, die Chronik von Rus wisse sehr viel Denkwürdiges von dieser Residenz der alten Herrscher dieses Reiches zu erzählen und mancher Tropfen Blut klebe an den dicken Mauern. Das letztere habe ich zwar nicht gesehen, aber ein alter, ehrwürdiger Geist scheint diese Königsräume

wirklich zu umschweben. Im Krönungsjaale möchte ich hier den Tag zubringen, wenn man mich nur ließe. So aber haben sie, um mich zu ehren, jede Stunde etwas Anderes mit mir vor. Der Hakem (Gouverneur) läßt mich nicht zu Athem kommen, er hat das Geschäft übernommen, mich zu beschäftigen, und betreibt es auch, wie man ein Geschäft betreibt. Gestern schon, kaum daß ich mich in der Burg einquartiert, stellte er mir eine Reihe von Leuten vor, die mich nichts angehen und die mir alle höchst unterwürfig begegneten. Daß sie mir nicht den Fuß geküßt haben, nimmt mich wunder. Wer hat mir nur in Teheran gesagt, daß diese Unterwürfigkeit, die ich nicht ungern zu Hause sehe, nicht bei den europäischen Völkern Sitte sei? Es scheint denn doch, oder ich bin auch hier noch immer nicht in Europa. Ich mache mir aus dieser Kriecherei blutwenig. Was sind mir diese Leute in goldenen Tressenröcken, Reiterstiefeln und Federhut? Gehören sie ganz mir, ganz? Kann ich ihnen, wenn's mir Freude macht, den Kopf abschlagen lassen? Nein! Also wozu kommen sie und legen sich mir zu Füßen? Sie haben Befehl von ihrem Herrscher. Ich liebe aber diese anbesohlene Geschäftigkeit und Freundlichkeit nicht. Es ist mir immer, als wollten sie alle etwas von mir. Der Hakem ist ein prächtiger Mensch, wenn er nur nicht solch einen schwer zu überwindenden Namen führte. Dolgorukoff! Ich muß einige Reisknödel im Munde haben, wenn ich ihn richtig aussprechen soll. Arme Zunge, die du gewohnt bist, Ferdusi's und Saadi's Schmeichelworte, die wie süße Milch über die Lippen träufeln, zu gebrauchen, dir stehen wohl noch harte Stunden bevor. Gestern Abend

noch hat mich dieser Mann in das schöne Theater geführt: Da haben sich sehr viele Männer und Frauen versammelt; von ihnen waren viele in ihren alten Trachten erschienen. Die Männer in Hemden von heller Seide, Hosen, wie sie unsere Weiber tragen, und in Sammtröcken; die Frauen recht zierlich in hübschen Mützen und blauen, feinschnürigen Leibchen, die sie, wenn sie in der Rosenzeit der Jugend stünden, recht hübsch kleideten. Auf dem Theater gab es wieder große complicirte Hüpferei, was sie Ballet nennen. Was sie nur mit diesen Tänzen wollen? Ich habe mich blind gesehen nach ein paar hübschen, wohlgeformten Beinen. Die Tänzerinnen erschwerten mir durchaus nicht die Einsicht und bogen sich dicht vor meiner Loge so viel als möglich zurück, aber ich mußte nicht viel gesehen haben, denn ich schlief ein und eine mächtige Musikfansare, die auf das Ende eines Tanzbildes deutete, weckte mich erst wieder auf.

Die Tagesheze war auch gar zu groß und da sollte ich noch zu einem Nachtfeste, das der Hakem Dolgoroff in seinem Palaste gab. Nein, nein! Ich ließ danken und suchte den Kreml auf. Das wird freilich das gasfende Weibervolk dieser Giaurenstadt, das mich schon im Theater nicht aus den bewaffneten Augen ließ, höchlichst betrübt haben, aber mich erquidte der Schlaf und ich bin ja doch nicht gekommen, die Augen dieser Giaurenweiber, die man so sträflich umherschweifen läßt, zu ergözen.

Was ist das für neugieriges, mit allen fünf Sinnen zudringliches, augendienerisches, zungensfertiges Geschlecht, diese Giaurenweiber! Fahre ich durch die Straßen der Stadt, so füllen Weiber zumeist die langen Menschenreihen, durch die ich hindurch muß; schreite ich durch die Höfe des

Kreml, so stehen über die von Wachen gezogene Grenzscheide noch hinaus Weiber; schaue ich durch die schönen Fenster des Krönungsjaales, begegnen meinem Blicke überall im Schlosse ringsumher Frauengesichter, allüberall tauchen ihre dunklen Augensterne über meinen Wegen auf. Man hat mir daheim schon davon erzählt, wie der Giaur sein Weib frei umhergehen läßt, allen Blicken sichtbar, wie er es mit sich führt auf Spaziergängen, Reisen, im Theater und im Gotteshause, in den Herbergen der Straße und auf ihren Unterhaltungsplätzen, in Cafés und Wirthshäusern, wie er es zeigt allen denen, die zu ihm ins Haus kommen, und wie er es Umgang pflegen läßt mit jungen und alten Männern seiner Bekanntschaft, die ihr die Hand drücken und küssen und allerlei verderbliche Schmeichelworte sagen dürfen. Auf dem Wege hierher habe ich das Alles bestätigt gefunden und noch mehr als das. Das weibliche Volk von Astrachan, Zaryzni und Faustowo hat sich in schmutzigen Kitteln in meine Nähe gedrängt, die Frauen Moskaus thun dasselbe in ihren bunten, schönen Schleppkleidern und in ihren noch hunteren alten Costümen. Und allüberall räumen noch die Männer selbst dieser Neugierde, die voll Unruhe sich gibt, den Platz, stellen die Weiber voran, wo es was von mir zu sehen oder zu hören gibt, und sind für die vollste Befriedigung ihrer eiteln Lüste auf das eifrigste besorgt. Das heißen diese Giauren in ihrer Sprachweise galant sein, wie Kerbel mir sagte. Wäre es vielleicht für die Ruhe dieses und jenes Mannes nicht besser, er jagte sein Weib nach Hause in die vier Wände ihrer Kammer, wo sie Auge, Zunge und Ohren ungehindert gebrauchen kann, anstatt sie damit öffentlich so dominiren zu lassen?

Nach etlichen Brieflein, die ich in diesen zwei Tagen schon erhalten hatte und die mir Kerbel in mein liebes Persisch übersezte, zu schließen, möchte ich das fast glauben. Der Giaur sollte doch vorsichtiger mit den seiner Frau eingeräumten Lebensfreiheiten sein und das Ende bedenken, das ihn doch einmal noch bedauern lassen kann, daß er die schönen Flüglein seines Paradiesvogels nicht zeitig gestugt hat. Er hat doch nur ein Weib, der Giaur, und doch weiß er dieses eine Weib, das so bald für ihn verloren ist, so schlecht zu bergen.

Petersburg, 22. Mai.

Das war ein harter Tag. Vierundzwanzig Stunden Eisenbahnfahrt und viel Spectakel liegen hinter mir. Wohl ist der König der Könige sehr erfreut und erfüllt von allen Ehren, die ihm begegnet auf der langen Strecke von der alten Residenz der Arusherrscher zur neuen, aber Nasreddin der Mensch, der doch nur zwei Augen zu sehen, zwei Ohren zu hören hat, wie jeder seiner Gliats (Nomaden), dieser Nasreddin ist müde. Je mehr wir uns der Hauptstadt näherten, desto mehr stieg die Neugier auf allen Plätzen, auf denen wir hielten, um die hungerige Maschine zu nähren. In Luban gönnte man mir Zeit, mich königlich zu kleiden. Ich legte ein frisches Pirahen (Hemd) und den dunklen Kaeba (Rock) mit den großen Rubinknöpfen an und setzte einige Diamanten auf seinen Brusttheil. Die Giauren wissen, wie mir Kerbel sagt, von meinen Schätzen und halten von ihnen nicht weniger als die Perfer.

Nun, sie sollen ihr Auge weithin öffnen und staunen, ich zeige ihnen nach und nach Alles, womit mich mein

Zergerbaschi (Hofjuwelier) ausgestattet, aber nur nach und nach; denn sie sollen sich nicht mit einem Male sattsehen und den König der Könige mit jedem neuen Sonnenaufgange von neuem bewundern. Für heute sollen sie mein diamantenbesätes Kaemerhaend (Gürtel) und meine Diamanten-Epauletten anstaunen und sich damit genug sein lassen; nächstens bekommen sie mehr. Nach gemachter Toilette fuhren wir weiter, lange, lange Stunden bei Tag begafft und nur bei Nacht in Ruhe gelassen. Auf meinen Damastpolstern schlief ich nur kurze Zeit, böse Träume weckten mich. Mir war jedesmal, so oft ich einschlief, als kämen Männer und verlangten nach meinen Diamanten, für die sie mir allerlei Mittelchen, mein Volk zu beglücken, anboten. Erwachend rief ich rasch nach meinem Adjutanten Jahja-Khan, der mir versicherte, es fehle nichts an meinen Schätzen und Alles sei auf seinem Platze. Dann ließ ich den Emir Mirza Hussein-Khan, meinen Premierminister, und den Bezier Gassan Ali-Khan kommen und fragte sie, ob mein Volk unglücklich, und sie sagten beide: „Ich will Dein Opfer sein, Iran ist das glücklichste Land unter dem Sonnenball.“ Ich schlief wieder ein, aber der Traum kam wieder, und ich war froh, als die Nacht ihre schwarzen Flügel endlich einzog und ich meine Schätze alle beisammen wußte. Dann lachte ich und sagte mir, daß die Diamanten mein und die Volksbeglückungsschätze den Serafs (Makler), die sie mir im Traume anboten, bleiben sollen. Mein Munedschem-Baschi (Hofastronom) aber sagte mir, der Traum sei kein gutes Zeichen und ich sollte mich in Arus vor Geschäften hüten.

Bald, es war Mittag, kamen wir an Ort und Stelle.

Auf dem Bahnhofe freute sich mein Blick des schönen Bildes, das sich ihm bot. Soldaten, Fußvolk und die kühnen Reiter des Urals standen in großer Menge da aufgestellt, Männer in glänzenden, ordenbedeckten Röcken füllten den Raum, Frauen in hellen, duftigen Gewändern, das Glas vor dem Auge, füllten den Perron, die Musik tractirte mich mit dem Liede der Heimat und ich ward zum Verlassen des Wagens eingeladen. Als ich herabstieg, ging ein großer, etwas leidend dreinschauender Mann in rothen Hosen und hohem Federhute auf mich zu und drückte mir freundlichst die Hand. Das war der Herrscher in Arus. Er sprach einige französische Sätze mit wohlwollendem Lächeln, die ich auf Persisch erwiderte und durch Kerbel russisch hersagen ließ. Dann fuhren wir, der Herrscher in Arus und ich, im einfachen Wagen durch breite schöne Straßen, die mir die Farben meines Reiches, das liebe grüngeränderte Weiß mit dem Löwen und der Sonne, in unzähligen Stücken entgegenflattern ließen, durch Straßen, in denen ein großartiges Aufgebot von gepuzten Männern und Weibern zu sehen und ganze Salven von Begrüßungsschreien zu hören waren, über die schönsten Plätze der Residenz, den Newsky-Prospect und die gewaltige Morskaja, dem Winterpalaste zu. In einem herrlichen Saale erwarteten uns die Frau des Herrschers in Arus und seine ganze Familie, die mir sehr stark an Zahl zu sein scheint. Man stellte mir Söhne und Töchter des Herrschers vor, Schwäger, Oheime, Vettern und Basen, es war kein Ende, Schahzadehs (Prinzen) und ihre Frauen, Großfürsten und Kleinfürsten, Enkel und Großmütter in schwerer Menge. Mein Kopf kam nicht aus dem Nicken

und ich hätte bald einen Nackenkrampf bekommen. Alham du lilah! Nach einer halben Stunde fortwährenden Männer- und Frauenpräsentirens kam ich endlich in meine Gemächer, in die Eremitage, wie sie es hier nennen, wo ich mich für eine halbe Stunde auf den persisch hergerichteten Teppichboden niederstrecken konnte. Aber nur eine halbe Stunde; denn vor dem Essen mußte noch ein Besuch bei dem Herrscher des Reiches gemacht sein, und Muhammed Rachim-Khan, mein Oberceremonienmeister, ist von einer erschrecklichen Pünktlichkeit. Da hieß es denn wieder die Ruhe opfern und jenem unsichtbaren Dinge folgen, vor dem sie hier alle in den Knien liegen müssen und das sie Etikette nennen. Der Besuch strengte mich jedoch nicht sehr an; von zwanzig Worten, die der Herrscher in Arus zu mir sprach, verstand ich fünf: honneur, amitie, majesté, enchanté, fatigué, und von den zwanzig Worten, die ich auf Französisch zusammenbrachte, scheint wieder er, wie ich ihm angesehen zu haben glaube, auch nicht mehr als fünf begriffen zu haben. Wir waren aber beide freundlicher Mienen und unsere Hände waren die Dolmetscher unserer Empfindungen. Vor dem Abschiede hing mir der Herrscher noch das große blaue Band des Andreasordens mit dem dazu gehörigen Sterne um. Als mich sodann die Meinigen draußen vor den Thüren des Audienzsaales in Empfang nahmen, warfen sie sich, als sie das blaue Band sahen, noch einmal mehr auf den Boden als gewöhnlich, die Erde küssend, die so viel der Ehren für den König der Könige trägt. Mein Schatzmeister gerieth in Verzückungen und drehte sich wie ein Kreisel vor Freude, als er das schöne blaue Band zur Aufbewahrung erhielt.

Ich glaube, ich habe noch kein blaues, und so sei mir dieses willkommen.

In meinen Gemächern angekommen, begehrte ich zu essen. Mein Obersthofmeister machte ein unzufriedenes Gesicht: die Giauren seien ungeschickt und wüßten nicht, wie der Schah- in- Schah bedient werden müsse, sagte er mit zitternder Stimme. Reichgekleidete Diener seien erst mit dem Asch (Suppentopf) da und sonst brächten sie nichts; ein Tisch sei mit goldenen Geschirren und allerlei Werkzeugen, die unbrauchbar, mit Gläsern und Flaschen angefüllt, große Handtücher und anderes Leinenzeug, das zu nichts nütze, lägen umher, aber die Speisen fehlten. Ich schickte das Auge des Reiches, Ordnung zu machen, und betrat dann das glänzende Speisezimmer mit einer Anzahl meiner Pischhed mets (Kammerdiener), die warfen die schönen, goldenen, plumpen Lehnstühle alsogleich aus dem Saale sammt dem Tische und all dem unwesentlichen Zeug, das sich darauf breit machte, und breiteten Teppiche auf den in schönen Marmorgesteinen glänzenden Boden hin. Dann befahl ich das ganze Essen auf einmal aufzutragen, zu welchem Auftrag die Giaurenslaven in ihren weißen Halsbinden und bordirten unschicklichen Röcken ein komisch erstauntes Gesicht machten. Bald kamen sie jedoch, an ihrer Spitze Mirza Hussein-Khan, mit sämtlichen Schüsseln wieder und stellten diese dann, wie es sich ziemt, auf den Boden hin. Die Schüsseln alle hatten nicht die meinem Auge gewohnten Shawlumbüllungen, es hatte ihrer auch keine einzige die edelsteinbesetzte Decke, wie sie mein königlicher Blick in Teheran zu sehen gewohnt ist; es waren hier auch lange nicht so viele, daß sie den ganzen

Boden des Zimmers füllen konnten, wie es sich für das Mittagessen des Königs der Könige geziemt. Bestürzt sagte mein Obersthofmeister: „Allmächtiger Herr, verzeihe ihnen für heute, diesen Giauren, sie wissen noch nicht, wie der Punkt, gegen den die Welt sich neigt, den gesegneten Magen zu befriedigen pflegt.“ Ich hatte so viel Schönes und Freundliches vom Tage im Andenken und darum verzieh ich ihnen, ganz wie Mirza Hussein-Khan es wollte. Sie wissen ja wirklich nicht, wie man überhaupt ist, diese Giauren, und wissen schon gar nicht, wie man dem Abkömmling des großen Khalifen zu serviren hat. So kauerte ich mich denn fein auf den Boden hin und kostete zuerst von dem Scherbet und dem guten Eiswasser. Dann nahm ich von den Madschmes (Plateaus), die die Suppe, den Hühnerreis, die Ragouts und die Braten enthielten, aber immer erst, nachdem von jeder Schüssel einer der Giaurenknechte, die herbeordert waren, gekostet hatte. Was sie für Augen machten, da sie mich jedesmal mit dem Finger in die Schüssel tupfen sahen! Mich unterhielt ihr dummes Gesicht mehr wie die allerbeste Tafelmusik, die sich unter meinen Fenstern Soldaten zu machen bestrebten. Ich hatte Hunger und so schmeckte mir fast Alles. Sie machen mittelmäßigen Reis, das ist wahr, auch sind ihr Fleisch und ihre Ragouts nicht fett genug. Da könnten die Köche des Herrschers in Arus von meinem Taebach-Baschi (Oberkoch) schon etwas lernen. Ich will dem guten Mann auf dem Throne des Reiches, der mir so wohlgefällt, bei Gelegenheit meine Rathschläge für die Besserung seines Tisches ertheilen.

Haekim Tholazan und Kerbel leisteten mir dann

Gesellschaft, als der Kachwedjchi mir das Nargilé reichte. Kerbel erzählte mir aus der Chronik des Tages. Die Zeitungen seien voll, erzählte er, meines Ruhmes, sie staunten meine Majestät, meine Wohlbildung, mein Benehmen an, sprächen Seiten voll von meinem hohen Geist, meiner Kenntniß der Frankensprache, zählten meine Diamanten auf. Was diese Mehle Kaelaem (Leute von der Feder) nicht Alles wissen! Sie haben gezählt, was ich an Geld mitgebracht — nicht weniger als zwanzig Millionen Rubel bringe ich mit für die lange Reise! — sie haben meine Schätze alle zu Gesicht bekommen, kennen den Werth eines jeden meiner Steine und wissen, was ich zu ihrem Herrscher auf der Eisenbahn gejagt habe — Alles, Alles ist ihnen kund geworden. Sie haben sogar das Regiment Soldaten gesehen, das ich von Teheran nicht mitgebracht, und meine Weiber, die ich zu Hause gelassen. Von diesen letzteren wissen sie auch, daß sie in Moskau Rebellion gemacht und daß ich sie nach Teheran zurückschicken lassen mußte! Was ist der Blick des Propheten gegen das Auge dieser Giaurenchronikenschreiber! Und was sie nur immer von meinen Weibern schwagen und faseln? Was kümmert sie mein Enderun (Harem), und was haben sie nach seinen Schätzen zu fragen? Ist es bei diesen Giauren Sitte, die Geheimnisse der den Frauen geweihten Stätte der Gasse preiszugeben? Tragen sie ihren Familienfrieden oder Unfrieden so ohne weiteres in die Bazare ihrer Stadt? Lassen sie ihre süßesten Herzensangelegenheiten vom ersten besten Fremdling für die Tageschronik zusammenkehren? Nun, dann wollen wir Bewohner von Fran hierin nichts von ihnen lernen. Der letzte Lastträger unseres Landes wahr

sein Weib vor jeglichem fremden Blicke, gerade so wie der Mann von Redschabet (Adel). Kein Mann fragt bei uns nach den Weibern des andern, und weder auf der Straße noch im Bazar wird je von ihnen gesprochen. Und hätten wir Chroniken oder Zeitungen in Iran, wie sie solche bei den Giauren haben, die Mirzas, die sie schreiben, dürften es nicht wagen, die Heiligkeit des Enderun von Groß und Klein durch Erzählung von Geschichten anzutasten, kein Ahsyl wäre ihnen sicher, sie verfielen rettungslos der Bastonnade. Und es wäre wahrlich nicht schade um jede solche Schreibersohle. Tholazan sagt, man lese hier derlei Geschichten nicht ungerne in den Tageschroniken und auch der Hof des Herrschers werde von den Schreibern nicht verschont, die dies und jenes, was dort geschieht, zu erzählen pflegten. Da mag der Herrscher von Arus schon etwas langmüthiger sein, als ich es bin. Kerbel behauptet, hier in diesem Reiche wäre es mit dieser Langmuth nicht so weit her, und in anderen Giaurenlanden könnten diese Zeitungs-Mirzas erst recht schreiben, was und wovon sie wollten. Um so schlimmer für diese Lande, wenn er Recht hat. Ich aber weiß, daß diese Tratscher, die mein Reihaharem so sehr kummert, im Gehirn sehr trocken (dumm) sein müssen. Allah erleuchte sie!

* * *

Petersburg, 23. Mai.

Heute habe ich ihnen hier eine frische Sammlung von Edelsteinen gezeigt. Sie haben mich eingeladen, ihre Serbaz (Soldaten) anzuschauen und ich habe meinen Sche m-schir (Damascener), der von Brillanten glänzt, wie die Milchstraße am Himmel, umgürtet und auf meinen

Kullah (Lammfellmütze) den prächtigen, diamantenfunkelnden Dschiggeh (Reiherbusch) aufstecken lassen. Und dann bestieg ich meinen Nili (Schimmel) mit dem rothgefärbten Schwanz und der Gu (goldene Kugel) daran. „Badischah“, sagte, als wir den Palast verließen, Mirza Hussain-Khan zu mir, „Du wirst die Augen der Giauren heute scheu machen, wie werden sie den Abglanz der Sonne ertragen können?“ Und berauscht schienen sie wirklich, die Augen der Giauren, als ich so dahinzog. Es war ein Tumult den Weg zum Marsfelde entlang, als ob das Volk im Aufstand wäre. Und erst draußen auf dem Maidan selbst! Man konnte die Menschenmassen, die gekommen waren, den König der Könige zu sehen, nicht genug im Zaume halten. Das flutete dahin wie ein junger Bergstrom, immer von neuem zurückgehalten, immer von neuem vorbrechend. Mir gefiel dies Getümmel weit besser als das ganze Soldatenschauspiel, das sie mich sehen ließen. Die Serbaz sehen gut aus, gut gefüttert vor allem; was sind da aber meine Tufenktschi (Fußvolk) und meine Biadenizam (reguläre Infanterie), meine Sawarehs (Kavallerie) dagegen! Wenn sie aufmarschiren, sind sie wie ein lebender Garten anzuschauen, ein Genuß dem Auge, der Stolz meines Herzens. Die Pferde der Giauren-soldaten sind prächtig und die Einfarbigkeit, die bei ihnen bei jeder Abtheilung vorherrscht, hat ihren Augenreiz. Ihre Männer aber haben wenig Schönes, es spricht nicht die Kraft und die Anmuth zugleich aus ihnen, wie aus meinen Tufenktschis, und auch nicht der Mannesmuth, wie aus meinen Sawareh Nizam's. Einige Abtheilungen ihrer Kavallerie nur erinnerten mich an meine Raedis,

Kosaken nennen sie sie hier. Der Herrscher von Arus soll eine an Zahl mächtige Armee haben, die dem großen weiten Lande viel Geld kostet. Ob sie das Geld werth sind? Es wird nicht lange Geheimniß bleiben. Mein alter Freund, der Vater des jetzigen Herrschers, hatte im Kriege von 1854 wenig Glück mit ihnen, die Franken und Inglesis haben sie mörderlich zugerichtet. Seitdem soll, wie mir Malcolm-Khan sagt, Vieles geschehen sein, um ihre Sahib-Maensabs (Offiziere) zu belehren. Jetzt eben gegen Khiwa zeichnet sich ihre Mannschaft, die unter dem Emir-Toman Kaufmann steht, zwar tüchtig aus, was will dies aber sagen? Die Serbaz von Khiwa sind eine feige Rotte. Gegen meine sieggekrönten Heere, die gegen Turkomanen und gegen die Inglesi fochten, die bei Kuschket wie eine Mauer standen, dürften diese Männer von Arus nicht so leicht anrennen. Arus ist aber auch vernünftig und sucht meine Freundschaft. Ein neuer Beweis hierfür ward mir gleich, nachdem ich von der Truppenschau in den Palast zurückgelehrt war. Ich hatte mich kaum auf den Boden gesetzt, da ward mir der Bezier dawelet charedsche, der Khan Gortschakoff gemeldet. Ich nahm ihn an. Ein freundlicher, stark gewachsener alter Herr trat ein, der alsbald in der Sprache der Frengis so rührig und frisch zu reden begann, daß ihm mein Mutterdschim-Baschi (Dragoman) gar nicht in der Rede einzuholen vermochte. Der Mann ist einfach und ohne Schmuck in Anzug und Rede, er gefällt mir, und ich vergesse es ihm, daß er sich nicht herbeigelassen, den Boden zu küssen, auf dem ihn der König der Könige empfing. Die Menschen thun mir hier Vieles zu Liebe, nur meinem häuslichen Ceremoniel

beim Salam (Audienz) wollen sie sich nicht unterwerfen. Der Khan Gortschakoff brachte mir Nachrichten aus Kbiwa und Vieles, was er geschickt und schlau in der Rede und Gegenrede fallen ließ, deutete mir an, daß die Sendung Malcolm-Khan's auf guten Boden gefallen und ihre Früchte zu zeigen beginnt. — — — — —

Der Khan Gortschakoff äußert ein wohlthuedenes, bescheidenes Wesen, er ist kein Prahler und kein Zungendrescher, so ganz anders als mancher Truppenhäuptling, der mir heute bei der Schau und dann im Schlosse gezeigt wurde. Und der Khan trägt schon an die zwanzig Jahre die Last der Geschäfte dieses großen Reiches. Mein Mirza Hussein-Khan könnte sich ein Beispiel an ihm nehmen, es schadete ihm nicht. Ich will's ihm auch sagen. Der Khan ging nach mehr als einer halben Stunde, nachdem ich ihn eingeladen, wieder zu kommen. Ich aber fuhr zum Naehar (Dejeuner) in den Palast des Schahzadeh Peter von Oldenburg, ein naher Verwandter des Herrschers von Ruß; ich habe vergessen, welcher ein Verwandter.

Es war das erste Mal, daß ich, den Satzungen des Radscharenhauses zuwiderhandelnd, in ein Giaurenhaus mich an den Tisch setzen ging. Nun bin ich einmal zu ihnen gekommen, nun muß ich auch, wenn auch nur in manchen Dingen, ihren Bräuchen folgen. Sie sind so dienstwillig und wohlwollend, daß man ihnen auch etwas zu Liebe thun muß, und wenn man auch der König der Könige ist.

Der Scheich von Tabris und die Mulahs (Pfaffen)

meines Reiches werden freilich von ihren Rissen fallen, wenn sie es hören, aber ihre Liebe zu mir und meinem Hause kann ja ohnehin nicht mehr geringer und ihre Furcht vor mir nicht mehr größer werden. So mögen sie's denn wissen, der Kadshare Nasreddin-Schah hat heute im Auslande am Tische des Giaurenmirza Peter von Oldenburg recht wohlschmeckend gefrühstückt. Und selbiger Kadshare hat nicht nur mit den Giaurenmännern zusammen an einem Tische gefessen, auch eine hübsche Anzahl Giaurenweiber waren an dem Tische, und seine Diener, die Bezire Frans, die Mirzas des Reiches haben auch zusammen gefessen — verhüllt eure dunklen und starren Häupter, ihr Priester Frans, die ihr den Koran und die Satzungen des Propheten gepachtet zu haben glaubt, Nasreddin hat das Alles wirklich gethan! Und Allah hat ihn deshalb nicht versengt mit seinen Feuern und er befindet sich, während er dies dem Papiere anvertraut, sehr wohl und gedenkt dies wohl noch lange zu bleiben, euch zum Troste und dem Reiche Iran zu immer wachsendem Born des Glückes. Nasreddin-Schah hat nun einmal diese Giaurengroßen essen gesehen und viel, sehr viel in sein Innerstes hineingelächelt und hineingelacht ob ihrer Weise zu essen. Der Schahzadeh Peter von Oldenburg hat ein prächtiges Haus, in dem Gold, Silber und Marmelstein nicht gespart erscheinen und in dem sich's wohl leben läßt, wenn man ein Giaur ist und die Süße des Lebens nicht kennt, wie sie die Nachfolger der Khalifen und die ihnen nahestehen, kennen.

Die ganze Familie des Herrschers in Arus war versammelt, all die vielen Schahzadehs mit ihren Frauen und

wiederum die Prinzessinnen des Hauses mit ihren Männern. In meiner nächsten Nähe saß die Frau des Baliebt (Kronprinzen), wie ich höre, keine Tochter des Landes, aber auch keine Tochter aus dem Lande der Nemfes (Deutschen), aus dem die Schahzadehs von Arus ihre Weiber bisher zu nehmen pflegten, wogegen die Herrscher und Schahzadehs von Nemse wiederum ihre Frauen vom Arushofe zu nehmen gewohnt waren. Die Frau des Baliebt ist wohlgebildet von Antlitz und Wuchs, von feiner Form ist ihre Hand, von angenehmer Fülle ihr Haar, aber mißgestaltig nach oben aufgethürmt. Sie blickt milde und sanft, steckt in einem schönen Seidengazelleide, von dessen unförmlicher Schleppe ich mein ganzes Enderun kleiden könnte, hat funkelndes Gestein auf Hals, Brust und Kopf und in den Ohren — das Begehrenswertheste an ihr, für meinen Geschmack, der nun einmal vom Weibe wie von Diamanten Feuer, Feuer und noch einmal Feuer verlangt. Aber die Wohlgestaltetste war sie doch unter den mancherlei Prinzen- und Fürstenweibern, die am Tische saßen, sich aber wahrlich mehr mit mir als mit ihrem Essen zu beschäftigen schienen und zwar immer desto mehr, je mehr sie durch Tischeslänge von mir entfernt waren. Ich hatte meine stille und öfter auch meine laute Freude daran, wie sie schielten und blinzelten und dann wieder die Augen senkten, wenn ich plötzlich auf dem Fluge mit meinen Blicken bei ihnen ins Schwarze, Blaue oder Braune traf. Der Herrscher, der zu meiner Rechten Platz hatte, sprach wenig, ließ mich aber fragen durch meinen Gesandten, was ich von den Frauen der Stadt halte. Ich ließ ihm einfach antworten, ich hätte noch nicht genug gesehen;

warum sollte ich dem guten Manne wehe thun? Er kennt ja wohl die Frauen des Kaukasus, die Frauen der Moslims, die er beherrscht, und hätte sich wohl sagen können, daß die Frauenschönheit der Giauren, die er regiert, neben ihnen keinen Platz haben kann — wenn er erst die Wunderblumen aus dem Garten Iran, wenn er die Töchter von Schiraz und Ispahan kennen würde! Es ist ja möglich, daß diese Giaurenweiber, die ich bis heute gesehen, anderer Tugenden als die unserigen voll sind, ihre Reize aber tränken mein Auge nicht mit jener süßen Schwelgerei, mit der mich die Frauen meines Landes erfüllen. Vielleicht erginge es den Frauen Irans ganz gegentheilig, wenn sie die Männer hier zu Lande sähen. Es sind hübsche, kräftige Männer unter ihnen, Kriegergestalten, die die Sehnsucht des immer nach neuem Liebesstoffe verlangenden Weibes unseres Stammes wohl zu wecken vermöchten. Da sollen aber die Männer der Nemfes noch ganz andere Leute sein — ich werde sie ja bald sehen.

Beim Essen hatte ich alle Geduld nöthig, um nicht davonzugehen. Das Frühstück dauerte anderthalb Stunden, und da beeilten sie sich noch, wie es schien, meinethalben. Gericht für Gericht wird von Mann zu Mann, von Frau zu Frau getragen, jeder und jede nimmt aus der gemeinsamen Schüssel, die ein komisch aufgepukter Kerl umherreicht. Natürlich malträtiren sie dann jeder das Fleisch oder was sie sonst nahmen, den Fisch, das Ragout, das Huhn mit dem Dreizack und dem Messer, dessen sie sich bedienen, und quälen sich ab, das Fischfleisch von der Gräte, die Geflügelhaut von den Beinen loszukriegen. Daß der Geschmack bei den Fingern anfängt,

scheinen sie nicht zu wissen und hüten sich, diese selbst beim Vorlegen oder bei der Bearbeitung der Speisen in Gebrauch zu bringen. Es fiel mir nicht ein, mich der Hälfte des Genusses selbst zu berauben, und ich ließ die Stech- und Stoßwerkzeuge, mit welchen sie sich bewaffnen, fein liegen und führte meine geübten Finger, die sich's nicht nehmen lassen, gerade von den schönsten Leckerbissen zuerst zu erfassen, in die Raebek- (Rebhuhn), Murgabi- (Enten) und Kizilulu- (Forellen) Schüssel ganz ungenirt. Sie hatten die für mich gehörigen Schüsseln alle schmachtast bereitet, namentlich die Wildschüssel, da sie es bereits seit gestern wußten, daß ich jenes stinkende Wildfleisch verabscheue, was bei ihnen Hautgout heißt.

Der Sich-Raebab (Spießbraten) war vorzüglich, die Ragouts von gehacktem Fleisch mit Zwiebeln und Citronen waren geradezu a dscheb (wunderbar) und ich tupfte mit Vergnügen zuerst an all dem herum, ehe ich es mit den Fingern zerriß und zum Munde führte. Wie sie mich alle ansahen mit weitgeöffneten Augen! Es war sehr drollig! Sie halten eben ihre Essensweise für ein unübertreffliches Auskunftsmittel. Sie essen auch mit großer Andacht und Weihe der Stimmung, die Andacht dauert auch lange. Ich habe zu Hause jeden Mittag und Abend den Zimmerboden voll Schüsseln und esse nie länger als eine halbe Stunde, während sie weniger haben und so viel Zeit brauchen. Sie essen so spakhast gravitatisch, diese Giaurengroßen, haben, anstatt in voller Bequemlichkeit sich dem Genusse hinzugeben, eine Unmasse von Orden auf der Brust und dem Magen liegen, stecken in Uniformen, die sie beengen, und sitzen unvortheilhaft — auch ich mußte leider so sitzen

— auf langlehni gen Stühlen, die ein Muster von Tapezierarbeit, aber auch ein Muster von Unbequemlichkeit, wahre Körperquäler sind. Dann arbeiten sie mit der Zunge auf anderen, dem Magen ganz gleichgültigen Gebieten, schwagen einander vor ohne Unterlaß — warum wären denn sonst Frauen da? — lachen und fichern und wissen schließlich gar nicht, was sie nehmen, was sie kriegen. Hat Reden nicht seine Zeit, wie Essen, Trinken und Schlafen? Warum mengen sie die Thätigkeiten so ungebührlich? Sie wollen sich unterhalten! Ein guter Bissen ist schon, meine ich, Unterhaltung genug, man muß ihn nur zu behandeln wissen; er verlangt Aufmerksamkeit, wie ein gutes Gespräch, wenn auch eine ganz andere Art von Aufmerksamkeit. Geist und Wiß, der gleichzeitig mit den einen Gänseflügel behandelnden Messern und Gabeln arbeitet, ist nicht sehr vortheilhaft placirt und die Galanterien — so heißen sie es doch? — die die Giaurenweiber mit dem Löffel Asch hinunterschlürfen, könnten sie sich wahrlich zu gelegenerer Zeit von den beißenden Männern serviren lassen. Gewiß, es rührt auch diese Mahlzeitemschwagerei — Conversation nennen sie es in der Frenchsprache — von der Anwesenheit der Giaurenweiber bei Tische her. Das Weib ist die Würze des Enderuns, beim Essen bedarf ich ganz anderer Würzen und kann auf diese verzichten.

* * *

Petersburg, 24. Mai.

Gaefem Tholazan fand mich heute Morgen, als ich mein Nachtlager verließ und über Kopfleiden klagte, abgesspannt und rieth mir, den Tag im Hause zuzubringen. Das kam mir sehr gelegen. Ich ließ dem aufwartenden

Saertip (General), der mich zu einem Soldatenspiel abzuholen kam, sagen, daß ich lieber zu Hause bleibe und er mich bei seinem Herrscher entschuldigen solle. Draußen ist es unfreundlich und mein Blick, wenn er durchs Fenster ausschaut, begegnet nur jenen Wolkenzügen, die sich anschicken, ihren Inhalt auf die Giauren der Gasse auszuleeren. Sonne Frans, wo weilst du? Begleitest du den Herrscher deines Lieblingsreiches nicht auch hierher? Diese Giauren hier haben einen unangenehmen Himmel, der sie Tag und Nacht anfröstelt, über sich ausgespannt und ich bin der Gefangene dieses Himmels, sowie sie selbst. Und da soll ich noch mit ansehen in dieser rauhen, groben Luft, was ihre Soldaten für Künste können! Eine Brigade soll vor mir manövriren, ich schenke es ihr und will ihr aufs Wort ihrer Offiziere glauben, daß sie aus lauter tapferen Männern besteht, daß jeder ein Napoleon, ein Iskander (Alexander) von Macedonien oder ein Peter Raebir (der Große) sei. Auf den Paradeplätzen sind sie ja alle groß und unbefiegbar heute, diese Giaurenheere, man weiß es ja. Ich aber will mir meine Eindrücke sparen, bis ich ins Land der Nemse nach Berlin komme und dort das Heer des Muzafar (Sieger) Wilhelm, der die Frengischaaren wie Spreu zerstäuben machte, zur Schau aufgestellt sehe. Fern sei mir jede Beleidigung des Heeres des Herrschers in Arus! Gekommen aber bin ich nicht in dieses Reich, um seine Heere manövriren zu sehen. Allah schenke ihnen den Sieg, wenn sie ihn einmal brauchen werden und er mir und meiner Herrlichkeit nicht zu nahe treten wird; ich aber will Ruhe haben, sie thut mir noth; denn sie schleppen einen hier von Fest zu Fest, des Mor-

gens und des Mittags und des Abends. Und überall soll ich und muß ich, um ihre Freundlichkeit nicht schlecht heimzuzahlen, meine Füße brauchen, wie sie sie eben brauchen, muß viel gehen und stehen und in ihrer Weise sitzen, wenn ich bei ihnen zu Gast bin. Wie freue ich mich heute meiner unterschlagenen Beine! Da kommt doch jener so edle Körpertheil, den die Giauren im Sitzen so mißhandeln und den sie in ewigen Schwingungen erhalten, wieder einmal zur Geltung. Ich habe mich vormittags in die Säle des Palastes begeben, die die Bilder des Herrschers von Arus enthalten. Ich ging in einem Shawlrock dahin, den Tschibuk im Munde und nur von Ali Kuli Mirza begleitet. Dort hockte ich mich vor den wenigen Bildern, die mir gefielen, hin und ließ mir von Ali Kuli Mirza, der etwas von dieser Kunst weiß, dies und jenes auseinanderlegen. Wie schade, daß ich den Naekasch-Baschi (Hofmaler) nicht mithabe, er müßte hier einige Gemälde nachahmen für meine Sammlung in Teheran, ein Bild vom Herrscher Nikolaus I. vor allem, das mir sehr wohlgefällt und das ich zu den Bildnissen Napoleon's, Ludwig Philipp's, des vom Ittschi Minutoli mir überbrachten Bildnisses des preussischen Königs u. a. mächtiger oder mächtig gewesener Herrscher hinhängen lassen würde. Als ich rückkehrte in mein Zimmer, producirten sich vor meinen Fenstern die Männer von der Spritze in allen möglichen Feuerlöschübungen. Dann kamen die Ittschis (Ministerresidenten), Bezier Muchtar (Gesandte) und Maeslaehaet Guzar (Botschafter) aller Reiche der Erde, die beim Hofe von Arus beglaubigt sind, und ließen sich mir einzeln vorstellen. Des Abdul Aziz Vertreter schenkte sich das Zeichen seiner Unterwürfigkeit.

Ich glaube, er hätte doch mindestens den Boden küssen können, der mich hier trägt, er ist doch, wenn auch kein Seüde, so doch ein Muselman und weiß, wie man einem Padischah von Iran zu begegnen hat. Diese Männer scheinen die Gebräuche der Giauren zu ihrer eigenen Bequemlichkeit auszunutzen. Zur Strafe ließ ich ihn unbeachtet stehen und knüpfte Gespräche, mittels Dragoman natürlich, mit dem Maeslaehaet Guzar des Padischah der Nemse an, einem Schahzadeh Neuß. Dann fing ich türkisch zu sprechen an mit dem Vertreter des Padischah von Oesterreich (einem Saertip seines Zeichens), aber nicht ohne vorerst zu sagen: „Ich spreche das Türkische nur sehr ungern, es ist die Sprache der Hoffart“, und dabei den Vertreter des Abdul Aziz bedeutungsvoll anzublicken. Das wird er doch verstanden haben? Ist er ein Tropf im Auftrage seines Herrn, oder ist er es auf eigene Rechnung? Das ist's, was ich bis heute noch nicht recht weiß.

Der ganze Salam (Audienz) dauerte eine Stunde und sie verging unter kurzen Fragen und Antworten, Kopfnicken und Bücklingen nicht unangenehm. Ich blieb durch die ganze Zeit, während mir Mirza Hussein-Khan und Muhamed Rachim-Khan die Männer vorstellten, die ihnen der dienstthuende Saertip feierlichst genannt und deren Titel der Dragoman übersezte, ruhig auf meinem Teppichboden mit unterschlagenen Beinen sitzen und besah mir, wenn ich nicht sprach, die Männer. Einige sahen in ihren goldgestickten Kleidern sehr würdig und ansehnlich aus, andere wiederum sehr spaßhaft, so der Vertreter des Englese-Hofes in seinem rothen Kaeba und

den weißen, engen Hosen mit Strupfen, Hosen, die hinten, wie ich mich überzeugte, indem ich den Mann sich umzuwenden bitten ließ, keinen Schluß hatten. Lustig, sehr lustig! Unter den Männern waren auch einige in jenem häßlichen schwarzen Kleide, das sie Frack nennen und das gar so unanständig gemacht ist; diese zeigten feine Wäsche, gelbes Leder an den Händen und hatten den Hals in weiße Tücher eingeschnürt, auch hielten sie in der Rechten jene Kopfbedeckung, die unseren Tschillaws (Reisjuppentöpfe) so ähnlich sieht. Brave Männer gewiß alle, aber recht spaßhaft anzuschauen. Hosen ohne Hinterschluß und Tschillawtöpfe auf den Köpfen — sehr spaßhaft! Sie unterhielten mich auch. Meine gute Laune nährte sich an ihrer Erscheinung und ich hatte sie nothwendig, diese gute Laune, denn mittags galt es wieder, mit dem ganzen Hofe des Herrschers von Arus zusammen zu essen, d. h. mit hundert Giaurenmännern und Weibern an einem Tische zu sitzen und zuzuschauen, wie sie alle nicht zu essen verstehen.

* * *

Petersburg, 25. Mai.

Die Artigkeit einiger Großen dieses Reiches erwidert, den Baliecht besucht, den Thronfolger von Arus, den sie hier mit einem Titel benennen, den ich nicht über meine Zunge zu bringen vermag. Ich weiß nur, daß er wie alle andern Namen, die an mein Ohr gelangen, mit witsch endigt. Die härtesten Rüsse will ich lieber knacken, als diese Sprache von Arus sprechen. Unser Gespräch ward wiederum mit wenig Aufwand von Worten der Frengis-Sprache geführt und die bereits einmal angeführten Worte

meines ersten Gesprächs mit dem Herrscher dieses Reiches schwammen wie die Fettaggen einer Suppe auch auf dieser Unterhaltung. Er hatte den Sonnenorden, den ich ihm verliehen, um den Hals, mit prächtigen Edelsteinen, die ich ihm nicht verliehen und um deren willen ich ihn ans Fenster führte, was ihn gewundert zu haben scheint. Sie verstehen hier gar nicht, was das heißt, wenn dem Schah-in-Schah etwas gefällt, oder wollen es vielleicht gar nicht verstehen. Der große Zomarud (Smaragd), den der Mirza auf der Brust trug, hatte mein Auge ganz mit seinem Farbenglanze erfüllt — was hätte sich Anderes von selbst verstanden, als daß mir ihn der Mirza sogleich schenke? Es fiel ihm nicht ein; er lächelte bloß freudig, behielt den schönen Stein aber für sich. Dann besuchte ich den guten Großvezier des Reiches, den Khan Gortschakoff, in seinem Palaße. Ein prächtiger alter Herr, mit dem ich recht gern viel sprechen möchte, wenn ich in der Sprache der Frengris es so weit gebracht hätte wie er selbst. Dann ging ich mit Jahja-Khan zu einem Khan Variatinski, dem Saepahjalar (Feldmarschall) des Reiches. Der langweilte mich mit einem Schwall von Worten, von denen er sicher vorauszusehen schien, daß ich sie verstehen müsse. Jahja-Khan sagte mir, er spreche von seinen Soldaten und bedauere sehr, daß das Wetter zu schlecht sei, um die versprochenen Soldatenspielerien vorführen zu können, er hofft, morgen werde es losgehen können. Hoffst er? Ich nicht. Seine Zunge ging wie ein Mühlrad und sein Auge haftete dabei fortwährend auf meinem mit Kaschmir überzogenen Altispelz. Ich war froh, als ich draußen war vor dem Zimmer des großen Saepahjalar, der mit

seiner Zunge alle Völker von Chiwa bis Indien gewiß viel eher vor sich hertreiben könnte als mit seinem Schwerte. Die Aehl a e Schemschir (Leute vom Schwerte) scheinen in diesem Reiche alle eine gute Klinge zu führen, im Munde wenigstens. Welch ein bescheidener Herr ist dagegen ihr Machthaber! Dem scheint die Soldatenspiellerei gar nicht so ans Herz gewachsen und ich höre, er macht nicht viel Befens von seinen Heeren und ihren Führern. Der Sohn einer Nemse, liebt er mehr die Leute von der Feder und neigt sich mehr den Künsten des Friedens, den Wissenschaften zu, er ist milden Sinnes, prahlt nicht, klirrt nicht mit Säbel und Sporen, wie manche seiner Saertips, und soll auch keinerlei Lust haben, den „Mehrer des Reiches“ so zu spielen, wie sie es hier von ihm verlangen.

Wie mir Malcolm-Khan schon erzählte, ist der Herrscher ein Freund der Nemses und hörte von ihren Siegen über die Frengis mit wahrem innerem Vergnügen. Hierin gerathen ihm seine Söhne nicht nach. Sie wollen nichts von den Nemses und ihrem Padischah hören. Der Valiebt z. B. soll sogar mit der Kennzeichnung seiner Antipathien schon jetzt nicht zurückhalten. Er hat eine große Partei um sich, die schon heute, wo sie noch nichts zu sagen hat, die kleine Kriegstrompete gegen die Nemses zu blasen beliebt. Das gibt etwas Lärm, ist nicht so gefährlich und verhilft dem künftigen Herrscher des Reiches zur Popularität, die ein Valiebt in den Giaurenlanden wahrscheinlich haben muß, soll er etwas gelten. Ich wünschte es keinem meiner Söhne, daß er mir in den Geschäften der Regierung entgegenträte oder bei meinen Lebzeiten andere Wege wandelte als die meinigen. In

die Verbannung zu müssen, wäre sein mildestes Loos. Er könnte aber auch ein anderes erfahren.

Wie die Weiber bei den Giauren überhaupt eine ungebührliche Stellung einnehmen, so auch an ihren Höfen. Die Frau des Baliebt ist die Tochter eines kleinen Krals (König) im Norden Europas, der vor wenigen Jahren im Kriege gegen den Pruß (Preußen) ein Stück seines Landes verloren. Sie soll es nun sein, die gegen die Nemses aufstachelt, den Mann zuerst und dann alle, die zu ihr gehören wollen. Eine Frau, die politische Neze strickt — es gibt nichts Abscheulicheres. Die Radscharenfürsten haben es schon erfahren und ich selbst habe eine Zeit lang die kleinen Hände eines schönen Weibes mit den Zügeln des Vielgespannes, das man Herrschaft nennt, in meinem Reiche spielen sehen. Ueber den Enderun hinaus ist jede Weiberintrigue von Gefahr und man muß sie nicht fortspinnen lassen. So ein Weib in ihrer Eitelkeit oder in ihrem Zorne kann in einem Augenblicke mehr zerstören, als hundert Männer in Jahren aufbauen können. Sie mögen Kinder gebären, aus ihnen Männer machen und diese draußen jenseits des Enderuns schaffen und walten lassen — alles Uebrige mögen sie sein lassen, wie es ist. Die Unzufriedenheit ist ja diesem anderen Geschlechte angeboren und sie verläßt jedes einzelne Weib erst, wenn es mit ihm zu Ende geht für immer. Erst wenn das Weib sterben soll, ist es zum letzten Mal unzufrieden. Es nützt nichts, die Weiber vorrücken zu lassen in ein vorderes Glied, sie sind immer noch unzufrieden und wollen immer weiter vor, weil sie das Neue reizt. Setzt eine Frau erst auf den Thron oder stellt sie neben einen solchen hin und

das Unheil kann losgehen. Die Giaurengeschichte soll voll sein von solchem Unheil, das Weiber angerichtet, aber gewißig scheinen sie mir noch immer nicht. Frauenhände schauen bei ihnen noch immer aus diesem und jenem Stücke von Unheil, das sie trifft. Wäre es für den verstorbenen und verdorbenen Frengis-Beherrscher nicht besser gewesen, er hätte sein Weib ins Enderun eingesperrt? Er säße vielleicht noch heute als mächtiger Mann auf dem Throne.

Zu den neuesten der Giaurinnennartheien gehört, wie Kerbel sagt, daß sie in die Wissenschaft hineinspühen. Sie sind auf der Jagd nach Kenntnissen, deren Erwerbung nur dem Mann gut steht, gehen auf Gelehrtenschulen, lehren mit ihren Schleppländern den Boden verschiedener Hörsäle rein, stellen sich auf das Katheder, laufen in die Spitäler und wer weiß, wo sonst noch hin. Sie liebäugeln mit Folianten, die zu schleppen ihnen die Kraft des Armes fehlt, und geben sich Rendezvous mit allerhand Geistern der Natur, die sie aber zumeist sitzen und warten lassen und nicht kommen wollen. Diese kokettiren mit der Geschichte, andere mit el Fikh (Juristerei), wieder andere mit der Arzneikunde, noch andere werden veritable Mirzas (Schriftgelehrte) und laufen mit dem Tintenfaß und der Feder im Gürtel durch die Welt. Aus Amerika, wo die Menschen voll Nartheien stecken, soll diese neueste Frauenkrankheit nach Europa gelangt sein und hat bereits viele Frauen der Nemses, Arus, Inglejis und Frengis angesteckt. Noch gibt man dieser neuesten Neigung der Giaurinnen nicht in allen diesen Ländern nach und verbietet ihnen hier und dort das Betreten von Schulen, in denen Dinge gelehrt werden, die ein Weib nichts,

angehen. Auch Arus will nichts von diesen Mirzas im Unterrock wissen und sperrt ihnen die Thore der Gelehrten-
 schulen vor den hübschen Näschen zu. Was thun aber
 diese Giaurinnen? Sie laufen aus dem Lande und wend-
 den sich zu dem Volke der Schweizer Berge, das sie ihre
 Gelehrtenspiele ungehindert treiben läßt. Die Närrinnen
 sollen jetzt dort schon in starker Zahl auftreten und allerlei
 Unwesen treiben mit der Wissenschaft und ihren Jüngern,
 höchst wahrscheinlich mehr mit den letzteren als mit der
 ersteren. Für die Medicin fühlen diese Giaurinnen aus
 Arus eine Hauptpassion. Haben sie bis jetzt nur eine
 einzige heiße Krankheit (Fieber) der Männer — die Liebe
 — so zu behandeln gewußt, wie unsere Frauen von Fran
 sie zu behandeln verstehen, so wollen sie jetzt auch alle
 übrigen heißen Krankheiten und die „feuchten“ dazu kuriren
 lernen. Und man läßt ihnen ihren Willen! Ist das Abd-
 fched (ABC) nicht ein Fluch für diese Weiber? Die sollen
 Haekims (Ärzte) abgeben und Dscherahs (Chirurgen)!
 Baytars (Quacksalber) können sie werden, das will ich
 schon glauben, aber nicht mehr, und meinem letzten Läufer
 möchte ich nicht wünschen, in die Hände eines solchen weib-
 lichen Baytars zu gerathen, ob sie nun ein Messer oder
 nur eine Klystierspritze darin hielt. Es laufen der Der-
 wische und Seitden genug in Fran herum mit ihren
 heiligen Wassern und Muhres (Amulete), mit ihren
 Latwergen und Salben, daß es gerade noch fehlte, ich er-
 laubte den Töchtern meines Landes, die Modethorheit
 der Giaurinnen von Arus und anderwärts nachzuahmen.

In ganz jüngster Zeit hat der Herrscher in Arus diese
 Weiber seines Reiches, die da glauben, die Wissenschaft

gerade so an der Nase herumführen zu können, wie die Giauermänner, aus den Schweizer Gelehrtenschulen ins Reich zurückberufen und ihnen das Mirzaspielen aufs strengste verboten und darin Recht gehabt. Der Herrscher in Arus scheint mir überhaupt nach dem, was man mir sagt, ein Mann von Vernunft und Einsicht. Auch hält er viel auf seine Gewalt, die ihm von den Vätern überkommen, und hat bisher, zum Unterschiede von anderen Herrschern in Europa, noch nichts davon hergegeben, weder an den Ned schabet (Adel) noch an das Volk von Arus. Letzteres scheint auch bis heute noch nichts zu verlangen, ersterer möchte schon etwas von dem Glanz der Krone auf sein eigenes Haupt ansammeln, fürchtet aber das ihm gefährliche Volk unzeitig zu wecken. Der Wille des Herrschers ist also hier, ganz wie in Iran, heilig und unantastbar, und neben ihm kommt in die andere Waagschale des Reiches Niemand sonst als Allah selbst. Und so könnte der Herrscher in Arus gewiß auch gleichmüthig die Tage seines geheiligten Lebens verbringen, gleich dem Könige der Könige, wenn nicht Lehistan (Polen), die Schlange mit den immer nachwachsenden Köpfen, sich um seine Krone herumlegte. Man hat ihr schon viele Köpfe abgeschlagen und es heute dahingebracht, daß sie anscheinend keine mehr hat, aber sie kann über Nacht plötzlich einen neuen haben. Das läßt Arus nicht ganz zur Ruhe kommen und macht auch den Herrscher des Reiches nicht glücklich, denn er ist von sanfter Herzensart und möchte es nicht gern nochmals erleben, den Bürgengel des Aufstandes wieder die helle Fackel im Reiche schwingen und den Söhnen Lehistans von seinen Saertips die Köpfe vom Halse mähen zu

sehen. Lehistan und die Sektirer des Arus-Stammes stecken dem Herrscher in den Gliedern und das macht ihn furchtsam selbst in den Mauern seiner Hauptstadt und er kann sich nicht genug mit Wachen umgeben. Seit ein Sohn Lehistans im Jahre 1867 in der Hauptstadt der Frengis die Mordwaffe gegen ihn gekehrt und ein anderer solcher Frevler aus dem Arus-Stamme hier in Petersburg selbst seinem Leben nachgetrachtet hat, kann er die Furcht vor Mördern nicht leicht bemeistern und traut nur seinen erprobtesten Freunden im Palaste. Ich kenne dieses Gefühl; denn auch ich war einst, als mir die Babis nach dem Leben trachteten, in solchen Nöthen, und seitdem Allah mich aus ihren Klauen gerettet, gedenke ich mein Leben nicht so leicht dem ersten Halunken, der sich wagt, vorzeitig und gewaltsam die heilige Flamme, die der Prophet selbst angezündet, auszulöschen, in die frevlerischen, allahschänderischen Hände zu spielen. Die Welt ist heute überall schlecht und auch der König der Könige thut wohl daran, sein Heil selbst zu wahren auf dieser Erde, auf daß er das Paradies, das ihm sicher ist, nicht vorzeitig betrete. Meine Farasche sorgen auch dafür, daß sich mir, so ich den Palast von Teheran verlasse, kein Lebender nahe, den ich nicht kenne, und die Ruthen, die sie in den Händen tragen, sind mir mehr Bürgen meiner Sicherheit als alle Liebe der Rayets (Untertanen) zusammen. Der Herrscher von Arus sollte es doch auch mit solchen Ruthenträgern, wenn er ausgeht, probiren, sie würden ihm den Weg, den er zu gehen beliebt, besser und rascher säubern als alle Polizeicreaturen, die ihm vorausgehen und die doch nur Augen haben. Ruthen, Ruthen muß der Rayet

sehen, wenn er sich fürchten soll, mein lieber Bruder auf dem Giaurenthrone! Warum denn sonst wären wir Despoten?

*

*

*

Petersburg, 26. Mai.

Heute ward mir eine eigenthümliche Ueberraschung. Ich hatte später als sonst mein Lager verlassen, weil ich erst des Morgens erquickenden Schlaf gefunden. Des Nachts nämlich mußte ich meinen Haekim-Baschi an mein Lager treten lassen, da ich mich plötzlich unwohl fühlte. Mir war's im Leibe, als hätten sie mir gestern zu Tische (ich aß allein) anstatt nahrhafter Dinge Karfun (Burgativ) gereicht in den großen Schüsseln, aus denen ich genommen. Der Haekim Tholazan kam und ich reichte ihm meinen Puls, er fand ihn nicht in Ordnung. Er fragte mich nach den sette zerurieh, nach Essen und Trinken u. s. w. und fand, daß meine Leber „Feuer gefangen hätte“.*) Ich war ärgerlich über sein vieles Fragen und darüber, daß er nicht gleich die Ursache meines Unwohlseins zu sagen verstand. Endlich sagte er: „Beli Kurban schaewem. (Ich will dein Opfer sein.) Du hast schlechtes Wasser getrunken, das Wasser dieser Stadt, das faule Wasser der Newa.“ — So war's auch, ich besann mich, mehr Wasser getrunken zu haben als sonst. Der Haekim gab mir sodann ein Pülverchen und blieb bei mir. Ich schlief bald ein und als ich wieder erwachte, fand ich mich kräftig genug, das Lager zu verlassen, und Tolazan meinte: „Die gesegnete Constitution ist gesund.“

*) Persischer Ausdruck für: aufgeregt sein.

Und es war sehr nothwendig für meine gesegnete Constitution, wieder gesund zu sein, denn es ist ein Tag vor meiner Abreise von hier und sie haben noch eine Reihe von schönen Dingen mit mir vor, zu denen man gesund sein muß. Ich war kaum in meinen Kleidern und hatte mich an einer Tasse starken Kaffees eben erst erwärmt, da ging die Thür auf und ein großer, starker, hübscher Mann in der Tracht unseres Landes stand vor meinen Augen. Es war keiner von meinen Bezierern, keiner von den Mirzas meines Radscharenhauses, die ich mitgenommen, damit sie zu Hause nicht intriguiren, keiner meiner Leibdiener, das sah ich im ersten Augenblicke. Aber es war ein Perser und nicht nur der Kleidung nach, auch der feinen Sitte nach, denn er hatte die Pantoffel draußen abgelegt, was die Giauren, die alle in Stiefeln zu mir hereintraten, zu thun nicht zu bewegen sind, und er vergaß es auch nicht, sich den Unterschenkel mit der rechten Hand zu reiben, bevor er zum König der Könige das Auge emporzuheben wagte. Als er dies aber that, fiel mit einem Mal ein Lichtstrahl in mein Gedächtniß und ich erkannte alsbald den Better Risa Kuli-Mirza in dem schönen Manne, den Sohn meines Oheims Rahman-Mirza, den die Intriquen eines Emirs und der verleitete Sinn meines Vaters Mehmed-Schah vor mehr als dreißig Jahren ins Exil getrieben haben.

Rahman-Mirza war ein Starrkopf und wollte, einmal im Kaukasus angesiedelt, nicht den ersten Schritt zur Ausöhnung thun, als mich der unbeugsame Wille Allah's zum Nachfolger des Radscharen Mehmed-Schah gemacht hatte. Sein Sohn Risa Kuli-Mirza war seit-

dem hier in die Dienste des Herrschers von Arus getreten und hatte es bis zum Serheng (Oberst) der Tscherkessenreiter gebracht, hatte ein Weib von jenseits des Urals genommen und mit ihr drei Söhne gezeugt, die der Herrscher in Arus in das Corps seiner Gulambätschehs (Pagen) aufgenommen hat. Und da war er jetzt in meiner nächsten Nähe, der gute Nisa Kuli-Mirza, den ich als Burschen recht lieb hatte, wiewohl mir sein Vater nicht wohl gesinnt schien. Der Sader-azam (Großvezier) meines guten Vaters Mehmed-Schah wußte, wie ich mich erinnere, böse Anschläge von ihm zu erzählen. Aber Veziere lügen, wenn es ihr Vortheil ist, und Großveziere lügen groß, wenn es ihrem Beutel frommt. Und so will ich nichts von dem glauben, was man über Rahman-Mirza gesagt und geklagt, und es soll sein Sohn Nisa Kuli seinen Platz in meiner Nähe haben, sobald er danach begehrt, und seine Söhne sollen nicht mehr Gulambätschehs bei einem fremden Herrscher zu sein brauchen. Das eröffnete ich dem Nisa Kuli-Mirza, nachdem er mir seine Schicksale erzählt, und er küßte unter Thränen meine Hand; dann hat er mich, seine Söhne vorführen zu dürfen, und auf ein Gewährungszeichen öffnete er die Thür und herein kamen drei prächtige, schmucke Jungen, wie Milch und Blut anzusehen in der kleidsamen Uniform der Gulambätschehs des Herrschers dieser Lande, die sich alle, ohne daß man es ihnen zu sagen brauchte, vor ihrem Schah-in-Schah mit der Hand die Unterschenkel rieben und dann den Boden unter meinen Füßen küßten, die ich aber sodann aufhob und sie einen nach dem andern kräftig umhalste. Ich hatte meine große Freude an

Rifa Kuli-Mirza und seinen Bältjehs (Kinder) und ließ Scherbets bringen und war heiteren Muthes im Gespräche mit dem Better, der mir auch viel von den Giauren und dem großen Aufsehen, das meine Erscheinung und meine Reichthümer in dieser Stadt machten, zu erzählen wußte. Dann berief ich meinen Isseg-Agassi-Baschi und der mußte gleich die Beziere und Mirzas meines Hauses alle zu mir berufen. Und es war keine halbe Stunde verstrichen und sie fanden sich ein, der Großbezier Hadjchi Mirza Hussein-Khan, die Beziere Ali Kuli-Mirza, Imam Kuli-Mirza, Hassan Ali-Khan, Ali Rifa-Khan, Jahja-Khan, meine Vheime und Söhne, und ich erklärte ihnen, daß Rifa Kuli-Mirza als Prinz meines Hauses wieder aufgenommen sei in Gnaden, daß er fortan nach Teheran in die nächste Nähe meines Thrones gehöre und daß seine Söhne fortan in den Reihen der Verwandten der Radscharenfürsten mitzuzählen sind. Es herrschte große Freude unter den Männern meines Hofes, da sie das hörten, auf ihren Gesichtern zum mindesten. Ihre Nieren und Herzen aber mag ich lieber nicht prüfen, was ihnen ebenso lieb als ihr Kopf sein dürfte. Rifa Kuli-Mirza scheint mir der Mann, wichtig genug, ihren Neid zu erregen, und einer Intrigue werther als manch Anderer, den sie in voller Macht gesehen und deshalb verleumdeten. Er wird noch nicht zurückgekehrt sein nach Teheran und sie werden schon ihre Schwärzmittel gegen ihn anwenden. Ich weiß es und will sie scharf ins Auge fassen.

Petersburg, 27. Mai.

In dieser Nacht gaben sie mir ein großes Tanzfest im Palaste des Herrschers. Kerbel Sahib hatte mir Stunden zuvor von den Vorbereitungen zu dem Nachtfeste gesprochen und seinen Schilderungen nach mußte ich glauben, die Huris des Paradieses seien die eigentlichen Veranstalter desselben. Sie haben mich hier gleich am ersten Tage meiner Anwesenheit ein Tanzfest anschauen lassen, das die Gesellschaft des Nedschab zu meinen Ehren gegeben, aber ich hatte damals gleichsam nur die Nase hineingesteckt in den menschengefüllten Saal und mich nach einer halben Stunde schon davongemacht, was ihnen, wie ich hörte, sogar nicht recht gewesen sein soll. Warum muthen sie auch einem durch so viele Stunden auf ihrem Eisenwagen so gemarterten Mann zu, daß er mit seinen zerschlagenen Gliedern ihnen gleich nach seiner Ankunft tanzen zusehen solle? Von dem gestrigen Nachtfeste konnte ich nicht wegbleiben, ich habe es dem Herrscher von Arus, der viel der Nachsicht mit mir hat, versprochen und so ging ich auch mit Nisa Kuli-Mirza, der mir mit seinen Kenntnissen der Persönlichkeiten beistehen sollte, und mit den andern Mirzas meines Hofes dahin. Reichbewegtes Leben kündigte sich bereits in den Vorhallen des Palastes, die ich, um aus meiner „Eremitage“ in den Ballsaal zu gelangen, zu durchschreiten hatte, an. Als ich in die Thür des Salons, an dem zwei mächtige Kerle in russischen Nationalanzügen Wache hielten, eintrat, war der Eindruck des vor mir liegenden langen Raums, der in Lichtern ohne Zahl erstrahlte und dessen Riesenspiegel die Flammen alle zusammenschließen ließen, ein überraschender.

Der Herrscher und dessen Frau begrüßten mich und durch lange Reihen von brillant herausgeputzten Männleins und Weibleins gingen wir, die Mirzas des Hofes von Arus hinter uns, wie ein mächtiges, buntes Pfauenrad, weithin ausgebreitet, auf den mir hergerichteten Sitz zu. Ich setzte mich, der Herrscher und seine Frau kamen mir zur Seite und nun war ich und meine Edelsteine — ich hatte einen meiner riesigen Rubine aus Delhi auf meinem Leibrocke — die Zielscheibe Hunderter von bewaffneten Augen. Das Gewoge der Männer und Frauen, die da ihre Schmuckkästen bis auf den Grund geleert zu haben schienen, regte mich heiter an. Die Brust der Männer bekam man fast vor der Menge von Orden, die sie trugen, gar nicht zu sehen, desto mehr die der Frauen, die ihre „Zierde“ durchaus nicht zu verbergen suchten. Das ist wieder so Siaurinnensitte, bei Festen der Nacht möglichst viel von ihren Naturreizen zu zeigen, eine Sitte, der ihre Schneider nicht entgegenarbeiten. Keine Sighe (Rebsweib) wird es bei uns wagen, im Enderun ihres Herrn in solcher Entblößung des Oberleibes vor ihm zu erscheinen, wie diese Frauen der Khane und Machthaber dieses Reiches im Angesichte so vieler Hunderte von Männern, die ihnen fremd sind. Nach unten hauschen sie Stoff auf Stoff, diese Siaurinnen, und geben den Beinen und Schenkeln, was sie dem Oberleibe nehmen. So ringen sie mit nackten Armen, nacktem Busen, den nur Beschmeide stellenweise deckt, und unverschleiertem Haupte mit einer unendlichen Woge von Seide, Sammt oder Gaze, in die sie mit ihrem übrigen Körper hineingerathen sind, und nennen das schön sein. An Beschauern fehlt es diesen gezeigten

Reizen natürlich nicht und die Männer haben Recht, wenn sie der ertheilten Aufforderung gründlich nachkommen, und so sah ich sie auch zumeist dort, wo die Formationen einladend waren, die tiefsten Blicke thun. Mir widerstrebte es anfangs, das Gleiche zu thun, bald aber nahm auch ich meine Vorgnette und that es den Andern wacker nach. Es war manche süße Erscheinung zu sehen, manch dunkles Auge von herausforderndem Glanze, manch schöner, weißer Nacken, aber auch viel Falschheit in Farben des Gesichtes, viel Falschheit in der Fülle des Haares. Wenn ich die Sprache des Landes in meiner Gewalt hätte, wie Nisa Kuli-Mirza, oder doch wenigstens die Frengrig-Sprache, die sie hier alle so fertig haspeln, meine Zunge hätte da manchem um mich herumflatternden Elfenblicke in seinen heißen Wünschen zu Hülfe kommen können. Die Briefe, die heute auf meinem Tische liegen, können dies bezeugen. Als wir einige Zeit im Saale waren, ging das an, was sie Tanz nennen. Der Herrscher selbst machte zu meinem nicht geringen Erstaunen den Anfang mit der an seinem Arme hängenden Frau seines zweiten Sohnes. Was die Perfer wohl sagen würden, wenn sie den Schah-in-Schah mit einem seiner Weiber öffentlich Tänze ausführen sähen? Wie sie dahinwirbeln in langen Reihen und auf und nieder laufen, sich bald vorwärts, bald rückwärts neigen, die Hälse nach allen Winden drehen, die Frauen mit ihrem mächtigen Kleiderstoffüberfluß, die Männer (und es sind nicht immer die jüngsten) im Schweisse ihrer harten Arbeit gebadet. Ist diese Hände- und Fußarbeit wirklich ein Vergnügen? Sie behaupten es wenigstens. Der Höhepunkt jedes Festes, sagt Nisa

Kuli-Mirza, könne nur ein solcher Ball sein; ob das Volk oder die Großen des Landes eine Freudennacht sich veranstalteten, gleichviel, es muß eine Nacht mit so schwerer Berrichtung sein, wie diese hier. An einen solchen Riesenkreisel, wie dieser mir zu Ehren veranstaltet war, verschwenden sie ihre schönsten Kleider, die sie nur zerzaust in Stücken heimbringen, ihre süßeste Schlafenszeit, die sie muthwillig überspringen, und ihre besten Athmungswerkzeuge. Und wie wenig Anmuth sie dem Zuschauer zeigen! Der schönste Frauenleib muß ja wohl in diesen breiten, vielreifigen Gefäßen, die sie Tanzrobe nennen, unbeachtet zu Grunde gehen. Von wo soll da für das Auge das Wohlgefallen kommen in diesem wilden Wirbel von Frack- und Waffenrockschößen und geschleiften Kleiderenden? Ich hatte auch bald genug davon und war froh, nach einigen Tänzen in den Speisesaal zu kommen, der in einen Palmenwald verwandelt zu sein schien und viel des Guten und Süßen auf seinen Tischen enthielt, dem ich tüchtig zusprach. Als ich eine Stunde nach Mitternacht den Saal verließ, waren sie fast alle noch mitten in der harten Arbeit drin, die sie sich bis zum Morgen zu verrichten vorgenommen hatten, und Staubwölkchen zeigten bereits, über den Lichterschimmer dahinziehend, wie weit ihnen bereits dieselbe gediehen war. Mich beschäftigte lange, da ich schon auf meinen Seidenpolstern lag, der unfaßliche Gedanke der Anziehungskraft solchen Vergnügens und in meinen Träumen spielten die fliegenden Frauenschleppen und die kreiselnden Beine der Männer ganz ergößliche Verwicklungsspiele, und aus dem bunten Menschenreigen brannten zwei schwarze Augen auf mein Antlitz nieder,

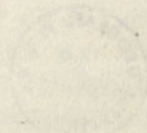
die, wie ich mich noch gut erinnere, einer schönen Tscherskessin, der Frau eines Khans des Reiches, angehörten.

Heute Abend, nach vorangegangener Verabschiedung von dem Herrscher und den Seinigen, geht es wieder weiter in ein anderes Giaurenland hinein. Gezrete Ali muß wieder Kraft geben zu neuen Anstrengungen meines gesegneten Körpers.



die die ich auf den ersten Blick für
eine der besten Arten der Gattung
Gmelin hielt, und nachher durch
den Vergleich mit der Gattung
Gmelin in der Naturgeschichte
auf der ich mich zu beruhigen
gewohnt war, als eine neue
Art erkannt wurde.

Die Gattung Gmelin ist
eine der besten Arten der
Gattung Gmelin in der
Naturgeschichte auf der ich
mich zu beruhigen gewohnt
war, als eine neue Art
erkannt wurde.



II.

U n t e r d e n N e m s e s .

(Berlin-Wiesbaden.)

Berlin, 31. Mai.

Die Giauren, zu denen ich von der Hauptstadt des Arus gekommen bin, die Nemjes (Deutschen), wohnen wenigstens nicht am Meere und man muß auch nicht, um zu ihnen zu gelangen, böses Wasser passiren. Das allein schon machte mir die Reise zu ihnen vergnügt. In der Hauptstadt von Arus hatten sie mir noch eine Reihe von Festlichkeiten zugebracht, ein Volksfest mit Feuerwerk auf einer Insel, Theatervorstellungen im Sommerpalaste des Herrschers und wieder Brigademänöver. Letzteres hatten sie jeden Tag für mich ansetzen lassen. Zweimal war der Regen mein Retter, das dritte Mal habe ich die Soldatenspielerlei wirklich mitangesehen, ein viertes Mal hatte ich entschieden die Ehre des Anwohnens abgelehnt. Wenn es diesen Machthabern von Arus nachgegangen wäre, ich wäre in Petersburg zu Tode manövrirt worden. Ein Tag ohne Manöver scheint ihnen kein Tag oder einer ohne Sonne. Wer ihnen nur gesagt haben mag, daß ich solch ein Freund der Serbaz (Soldaten) sei, daß sie mich in ihrer Hauptstadt mit Soldatenspielen gar so verfolgten.

Ich war herzensfroh, als ich im Eisenbahnwagen saß, ich fühlte mich endlich sicher. Die Führer der Heere von Arus, deren mir so viele vorgestellt wurden in ihren schönen rothen Hosen und prächtigen Dolmans, mit Pelz besetzt, sind hübsche Leute, scheinen aber alle zu glauben, daß sich die Welt um ihre Compagnien, Bataillone und Regimenter bewege. Sie werden mir meine Gleichgültigkeit gegen das Heer, das sie führen, schwerlich vergeben. Ihr Fürst ist ein einsichtsvoller Mann und scheint selbst kein großer Freund von dem Gerassel seiner großen und kleinen Helden zu sein. Wenn er einmal nach Teheran kommt, so will ich ihm auch nicht alle Tage meine Armee vorführen, es soll ihn keinerlei Manöver belästigen und er mag der Ruhe pflegen, so viel und so oft, als ich es in den Mauern seines Palastes gethan habe. Auch die Theaterplackerei, die mich bei ihm verfolgte und der ich zu öfteren Malen auswich, soll er bei mir nicht durchmachen müssen. Ich will ihn, der ein so guter und freundlicher Mann ist, nicht entgelten lassen, was seine Ceremonienmeister und Festmacher Alles an mir zu verbrechen gedachten. Ich dachte noch lange seiner Güte, als wir schon dahinfuhren und seinen freundlichen Augen bereits entrückt waren. Ich fragte unter meinen Mirzas und den Bezieren, die ich in meinen prächtigen Wagen zum Zeitvertreib kommen ließ, umher, wie es ihnen in der Hauptstadt von Arus behagt habe. „Schön ist es doch nur in Iran unter dem Schatten Deiner Majestät“ — das war ihrer aller Meinung. Sie hatten Augen für den Glanz zwar, der sich zuweilen in der Giaurenstadt vor ihnen aufgethan, einer und der andere von ihnen, z. B. Hadschi-Mirza Hussein-Khan, lobte den wohlwollen-

den Herrscher, der ihm einen Orden verliehen, ein anderer, Jahja-Khan, die Zuvorkommenheit der Damen vom Hofe, denen der Schalk gefallen zu haben schien, bis herab zu Firuz-Mirza, meinem alten Oheim, der einem Khan des Reiches ein schönes Pferd abzuschwagen wußte, aber alle, alle waren sie in ihren Aeußerungen darin einig geworden, daß aus diesen Giauren in Arus nichts Schätzenswerthes herauszukriegen sei. An Bischkisch (Geschenken) fehlte es ihnen allen, diesen Dienern meiner Krone, Bischkisch haben sie nicht bekommen und ohne Bischkisch keine Seligkeit auf Erden, ist ihr Wahlspruch. Ich kenne sie zwar alle als Nimmersatte, diese guten Mirzas meines Hauses und die Beziere meines Reiches, aber freilich mit dem Nichts, das man ihnen in Petersburg zu Theil werden ließ, konnten sie nicht ihre großen weiten Taschen, die ihre Leibbröcke haben, anfüllen. Sie erwarteten ein Chalat (Ehrenkleid) aus Seide oder Shawl oder Pelz oder eine Dschubbe (Tunique) aus Goldbrokat, sie erwarteten irgendein Stück der Landeskleidung und hätten, wie ich sie kenne, auch eine rothe Hose und einen weißen Dolman, wie ihn der Herrscher von Arus und sein Valiecht getragen haben, angenommen, ja, sie hätten sogar Sacktücher, die sie doch daheim nicht verwerthen, nicht verschmäht, und auch die seidenen Strümpfe nicht, die manche Staatsmänner bei Festen trugen, wenn es nur Jemand eingefallen wäre, sie ihnen zu schenken. Sie scheinen indeß auf solche Bischkisch nicht eingerichtet zu sein, diese Giauren. Nicht nur bei Hof, auch sonst wissen die Männer und die Frauen der Stadt nichts davon.

Einige meiner Mirzas und Beziere (Minister)

hatten sich bei ihren Wanderungen durch die Hauptstadt vor einem der schönsten Kaufläden, die mit allerhand Dingen in Gold und Silber und Steinen geziert waren, aufgestellt und ihren Augen Genüge gethan. Da trat der Kaufherr an sie heran und lud sie ein, einzutreten; sie freuten sich über so viel Gastfreundlichkeit, suchten sich die schönsten Sachen, Becher, Ekzeuge, Schalen, Pfeifenköpfschen für Cigaretten u. s. w., aus und legten sie beiseite, um sie in ihre Behausungen tragen zu lassen. Da überreichte ihnen plötzlich eine Dame, die vor einem großen Schreibpulte saß, eine Rechnung für die beiseite gelegten kleinen Kostbarkeiten und man verlangte in allem Ernste, daß sie das bezahlen sollten, was ihnen gefallen. „Wozu hat man uns denn eingeladen, hier einzutreten?“ fragten sie erstaunt. „Damit Sie kaufen“, antwortete man ihnen. Das Wort „kaufen“, das sie so gar nicht gewohnt sind, meine ehrlichen Mirzas und Beziere, hat sie gewiß, wie ich mir denke, in hohem Grade aufgeregt. Gäste beschenkt man und läßt sie nicht erst das kaufen, was ihr Gefallen erregt — so hält man es in Iran, wo wir freilich jetzt nicht mehr sind. Mir hat der Smaragd, den der Valiebt von Arus auf seinem Hemde trug, auch sehr gefallen und ich habe dem Mirza dieses Wohlgefallen nicht verhehlt, er hat sich aber doch den schönen Stein behalten. Und ich war doch auch sein Gast und bin doch der König der Könige, der Punkt, zu dem die Welt sich neigt, und nicht bloß einer seiner Beziere!

Auch auf die Theaterspiele der Giauren von Arus kam die Rede. Mehrere meiner Mirzas und Beziere hatten mehr Gefallen daran gefunden als ich und fanden

sich allabendlich in dem Hause ein, das sie in Petersburg für dergleichen Spiele gebaut haben. Es wurde nie etwas gesprochen, sagen sie mir, nur bloß Tänze ausgeführt, in denen die Sklavinnen fast alle hübsch, aber zu viel bekleidet waren. So sind sie, diese Giauren, ihren Frauen erlauben sie auf feierlichen Tanzunterhaltungen, wie z. B. die war, der ich beim Herrscher von Arus beigewohnt, ihre „Zierde“ zu zeigen, ihren Theatersklavinnen aber gebieten sie Anstand und können ihnen nicht genug Hüllen geben, die der Schönheit ihrer Glieder allen Zauber nehmen. Meinem Bruder Izzed Abdul Samed scheint diese Verkehrtheit sehr zu Gemüthe gegangen zu sein, wobei ihn aber, wie mir scheint, der Kleiderüberfluß der Theatersklavinnen weit mehr ärgerte als der Kleidermangel bei den Frauen des Adels. Er lobt mir gar zu viel die weiße Haut der Sklavinnen, die er tanzen gesehen, und den hellen Blick ihrer Augen. Er wird wohl den Weg zu der einen oder der andern gefunden haben und dann wird die Glückliche nicht so grausam gewesen sein, ihn über ihre Schönheit so ganz im Dunkeln zu lassen. Das, was die Sklavinnen tanzen und in Geberden sprechen, soll recht uninteressant sein und keines Blickes würdig — das sagen alle Mirzas, die sie gesehen haben, und selbst Izzed Abdul Samed ist nicht davon erbaut. Von den Tänzen des Morgenlandes, die sie uns zu Ehren nachzuahmen suchten, scheinen sie wenig richtige Ideen zu haben.

Unter solchen Gesprächen, die mich unterhielten, ging die Reise leidlich vom Flecke. Wir aßen, tranken und rauchten, oder zogen das Nargilé. Die Landschaften, durch die uns die gehetzte Maschine hindurchführte, hatten

wenig zum Schauen Einladendes. Der Sommer läßt sich viel Zeit, bei den Giauren hier einzuziehen, und an Sonnenüberfluß scheinen sie nicht zu leiden. Die Leute zeigen sich noch in Pelzen, die Fluren sind nicht grün, das Vieh fröstelt. Neugierige gab es anfangs wenig auf unseren Wegen, erst als wir den Boden der Nemses, eigentlich den Boden der Pruß (Preußen) betraten, wurde es lebhaft auf den Plätzen, wo wir hielten, und wir sahen wieder Männer und Frauen in Menge, deren Augen sich mit mir und den Meinigen lebhaft beschäftigten. Auf einem solchen Platze, wo uns Halt geboten ward und wo ich zum ersten Male einen Pruß in blauem Soldatenrocke und einem Helm mit einem Federbusch zu sehen bekam, ließ ich den Saertip Gasteiger zu mir entbieten. Er durfte sich zu mir in den Wagen begeben und neben meinem Perlenpolster Stellung nehmen. Da der General selbst ein Nemse und aus dem Lande dieser Giauren zu mir ins Reich gekommen, wo er zu Ehren und Würden gelangte, da er ferner die Sprache seiner Väter nicht vergessen, das Persische aber recht gut seiner Zunge geläufig geworden ist, so war er für mich der rechte Mann und ich begann ihm nun die Zunge zu lösen über Alles, was mir in Bezug auf die Nemses nicht klar war. Ich hatte mich bis vor kurzem blutwenig um die Pruß gekümmert. Von Arus und Frensch hörte ich oft erzählen, mit Inglis kam ich in stete Berührung, auch von Austria hatte ich zur Zeit, als der gute, brave, ehrliche Haekem-Baschi (Leibarzt) Polak in Teheran unter dem Schatten meiner Gunst lebte, mehr gewußt als von diesem Pruß, dessen Kral sich mit einem Male zum Padischah vom

ganzen Nemse heraufgeschwungen hatte. In den letzten zwei Jahren wurden mit einem Male an meinem Hofe alle Herrscher des Abendlandes von dem Padischah der Nemses verdunkelt, alle Chroniken, die zu uns gelangten, sprachen von der neuen Leuchte des Abendlandes, von seinem Heldenthum und der Streitkraft seines Volkes, von den mächtigen Feuersäulen seines Heeres, das die Armee der Frengis wie Spreu vor sich herjagte und den armen Padischah Napoleon in Ketten mit sich nach Hause führte; meine Beziere und Mirzas und die Beziere Muchtars (Gesandten) der Herrscher, die bei mir in Teheran ihre Länder vertreten, sprachen alle nur von dem Padischah gewordenen Kral von Preuß. Natürlich bin ich so auf den Weg großer Neugier gerathen und von allen schönen Erwartungen, die mich nach langem Zögern zu dieser Reise nach dem Abendlande getrieben, war die, den Sieger über die Frengis von Angesicht zu Angesicht zu sehen, eine der vordersten. Nun ließ ich mir von meinem Saertip Gasteiger von neuem erzählen Alles, was diesen mächtigsten Herrscher des Giaurenwelttheils auszeichnet, wie ihm der Giaurengott einen Mann sandte von großer Kraft des Geistes und des Willens, der ihm den rechten Pfad zum Ruhme seiner Krone und seiner Völker gezeigt, und einen andern Mann mit dem flammenden Schwerte, das zuerst die Heere der Nemses aus Austria besiegte und dann die der Frengis vor sich hertrieb, wie der Herrscher in seiner Weisheit sein Ohr diesen gewaltigen zwei Männern geliehet, wie seine Völker sich gegen die übermüthigen Frengis erhoben und wie die Männer ihre Felder, Werkstätten, ihre Weiber und Kinder in Schaaren verließen,

wie sie, die Thräne im Auge, das Lied vom Vaterlande auf der Zunge, hinauszogen gegen den Feind und nicht ruhten, bis sie ihn zermalmt hatten, wie der Herrscher dann von all den kleinen Rhans, in die bisher das Reich der Nemfes zerfallen war, noch auf Feindesboden zum Padischah ausgerufen ward, wie er der Mehrer seines Reiches ward, indem er die Länder einiger störrischer Rhans, die gegen ihn in den Krieg gezogen, an sich brachte, was den Völkern jener Rhane nicht sehr zu Herzen ging, und wie er nun seitdem dasteht im vollen Glanze der Herrlichkeit seiner Krone, deren Zacken sich über ein Reich von vierzig Millionen Menschen hinbreiten, der Gewaltigsten einer, die je die Giaurenchronik seit Jahrhunderten gekannt, zu dem die übrigen Padischahs des Abendlandes mit Vorliebe wallen, weil seine Hand mächtig, sein Wille entscheidend, seine Freundschaft gewichtig, sein Haß tödtlich.

Alles, alles das erzählte mir mein Saertip und ich horchte seinen Worten, die überflossen von Stolz, mit gespannten Nerven, und meine Freude an dem nun bald kommenden Zusammentreffen wuchs immer stärker, je näher wir der Stätte kamen, wo ich nun bald dem Mächtigsten der Mächtigen des Abendlandes gegenüberstehen sollte. Ich vergaß ganz der lärmenden Außenwelt, die sich an verschiedenen Halteplätzen unseres Zuges hören ließ, bald mit Musik, bald mit Geschrei, und meine Gedanken waren bei dem gewaltigen Padischah.

In einer größeren Stadt des Reiches Prus, wo ich von einem Palasthauptmanne in mein Nachtquartier geleitet worden, schließ ich recht angenehm und setzte dann morgens meine Reise fort. Ich wollte keinen längeren

Aufenthalt und man willfahrte mir auch. Einige Meilen vor der Hauptstadt stellte sich mir ein Saertip des Padschahs vor und bewillkommte mich im Namen seines Herrn in der Sprache der Frengris. Es war ein wohlgebauter, stattlicher Mann voll Würde, der wie eine hohe Ceder dastand, als er seine gewählten Worte vorbrachte, die mir mein Bezier Malcolm-Khan in meiner Sprache wiedergab. Ich drückte ihm hierauf meine Freude über die bevorstehende Zusammenkunft mit dem Herrscher der Remses aus, deren Dolmetsch wieder Malcolm-Khan wurde. Ohne mich zu verstehen, kann der Saertip mir doch die Freude aus den Gesichtszügen gelesen haben. Ich bestieg dann wieder meinen Wagen und wir fuhren weiter. Ich hatte dann mein Galakleid mit den Diamanten-Epauletten, den krummen Säbel mit den Diamanten und den schönen Kaemerbaend (Gürtel), der schon bei den Männern von Arus wie ein Wunder angestaunt wurde, angelegt, das große gelbe Band des Ordens vom schwarzen Adler umgenommen und die Kullah mit dem Dschiggeh (Diamantenreihel) auf das Haupt gesetzt. Auf den Wegen, die wir nun fuhren, ward es immer lärmender und ein großes Menschengetümmel in einer grandiosen Halle, in die wir nach einer halben Stunde einfuhren, sagte mir, ich wäre nun in der Hauptstadt des Reiches, in Berlin. Freudig bewegt, wie bis heute auf der Reise noch nie, verließ ich den Wagen, nachdem Hadjschi Mirza-Khan vorausgegangen war. Als ich die Stufen hinabgestiegen, kam ein prächtiger alter Mann, hochgewachsen, in Waffenrock und Helm, festen kriegerischen Schrittes auf mich zu, legte die Finger der Rechten an den Rand des Helmes zum Gruße

und drückte mir dann die Hände recht herzlich — es war der Muzaefer (Sieger) über die Frengis, der Padiſchah der Nemfes. Das iſt eine jener Männergeſtalten, der man die Hoheit von der Stirne leſen müßte, wüßte man nicht von ihr; mit den Haaren eines Greiſes zeigt ſie den Stolz der Mannesblüte und zwingt Jedermann zu ihr emporzuſchauen. Aus unſeren Märchen und Geſchichtsbüchern ſind mir die wilden Helden unſeres Volkes bekannt, die die Fahne des Propheten einſt durch die halbe Welt trugen. Hier ſtand ein neuartiger Held vor mir, ein Held mit den Blicken eines Kindes und von ſanftem, anmuthendem Weſen. Ich war anfangs verlegen und konnte nicht einmal perſiſche Worte für mein volles Gefühl finden, als mich ſchon der Padiſchah durch Hadſchi-Mirza-Khan wiſſen ließ, er wolle mich die Reihen der Soldaten, die da aufgeſtellt waren, hindurchführen. Ich trat ihm zur Rechten, er duldete es nicht und ich mußte auf die andere Seite, wo ich der Front der Soldaten näher war. Wir ſchritten in die Salons des Stationshauſes, während draußen fortwährend die Hochruſe auf den Padiſchah und mich ertönten und Hunderte von Frauen ihr Glas auf mich richteten. Drin ſtanden eine große Anzahl von Männern, alle hoch von Geſtalt, voll Manneswürde und bewußtem Stolze. Ich ſtand wie ein Zwerg vor dieſen deutſchen Rieſen und man vergleicht mich doch zu Hauſe den ſchlanken Bäumen des Libanon. Die Rieſen hatten alle glänzende, goldbedeckte Uniformen, hohe Helme und die Füße von einigen ſteckten in hohen Reiterſtiefeln. Der Padiſchah präſentirte mir nun die Männer der erſten Umgebung — den Valiecht Friedrich Wilhelm, eine Mannes-

schönheit ersten Ranges, der jugendliche Abglanz seines Vaters, wie dieser selbst ein Held im Kampfe, der Vordersten einer aus dem letzten Kriege. Das ist der Mann, für den auch, wie Gasteiger sagt, die Frauen des ganzen Reiches in Liebe entbrannt sind. Zwei kleine prächtige Jungens, seine und die Söhne der Tochter der Herrscherin über die Inglesi, tragen auch schon den Rock des deutschen Soldaten — ich kenne kein schöneres Bild als das des Padischah, seines Sohnes und seiner Enkel, wie sie da vor mir lachenden Auges vereint dastanden. Eine zweite Amalekfigur war die des Sepah Salar (Feldmarschall) Mirza Friedrich Karl, eines der tapfersten, unerschrockensten Krieger des ganzen Reiches. Und dann kam der Sader-azam Bismarck daran, der Geist und die Seele der Politik des Padischahs, sein Wegweiser auf den Pfaden zum Ruhme, wie die andern Männer eine Gestalt aus Erz. Wie er so dastand mit seinem unbeugbaren Nacken und den Falkenaugen im großen Haupte, dessen Gedanken die Haare alle weichen mußten, dachte ich, wie er viel Schreckenerregendes für den gegenüberstehenden Feind haben muß, gedachte ich, wie zerschmettert klein der Padischah Napoleon neben dem Manne mit dem eisernen Kopfe dagestanden haben mag, als sie sich an dem Unglückstage von Sedan in einer Hütte, nahe den blutrauchenden Schlachtfeldern, angetroffen hatten. Und dann sah ich den vierten im Bunde dieser Gewaltigen des Reiches, die seinen Kopf und seinen starken Arm bilden, an mich herantreten — einen Mann, dem nichts Mächtiges in der Gestalt gegeben ward, der nichts Heldenhaftes hatte in seiner Erscheinung, dem aber viel Klugheit und Ge-

dankenscharfe aus den Augen glänzte, es war der Geist des Heeres der Nemses, der Schlachtendenker und Schlachtenlenker Sepah Salar Moltke, dem sie einen großen Theil jenes Kriegsruhmes, der sich in zahlreichen Schlachten im Lande der Frengis an ihre Standarten hing, verdanken sollen.

Das war der Mann, dessen Geist wie eine Feuerfäule über den dunkelsten Wegen, die die deutschen Heere in fremden Landen zogen, leuchtete und der ihnen den Pfad des Sieges und unverlöschlichen Ruhmes sicher zu zeigen verstand. Freundlich und schlicht traten mir diese Männer alle entgegen, ihre Bescheidenheit machte mich in meinen Augen noch kleiner und ich hätte wohl etwas von der Strahlenkrone, die diese fünf Männer umgibt, auf meinem eigenen königlichen Haupte versammelt fühlen mögen. Ich war voll des großen Eindrucks, den diese deutschen Riesen machen, und froh, daß das Zeichen zum Aufbrechen in die Residenz des Padischahs gegeben war. Ein paar Minuten darauf fuhr ich mit dem Padischah durch die menschenüberfüllten Straßen, die sich alle weit und breit hindehnten. Die Kanonen donnerten, die Männer und die Kinder schrieten: „Hurrah!“ Die kolossalen Reiter im Küras bliesen — nur ich war still geworden. Ich glaube fast, der König der Könige beneidete diesen Giaurenherrscher in diesem Momente und er braucht sich dieses Neides vor dem Richterstuhle Allah's, der die Helden schätzt und die Herrscher, die ihren Ruhm über die Erde verbreiten, zu sich emporhebt, nicht zu schämen. Wenn Nasredin-Schah ein solcher Mehrer des Reiches einst noch werden könnte!

Am Fuße der großen Schloßstreppe erwarteten uns Männer vom Hofe, in allerlei bunte Tücher gekleidet, an denen das Gold und Silber mitunter recht dick war. In einem großen prächtigen Vorsaale standen die Hellebardenträger des Padischahs, prächtige Männer, reich gekleidet. Der Padischah erklärte mir Alles in kurzen Worten, die ich weit besser verstand als lange Reden in der Frengrisch-Sprache. Wir kamen in einen großen Salon, der sich durch seine Riesenpfeiler, die in schönem Stein erglänzten, bemerkbar machte. Hier waren Männer und Frauen vom Hofe in großer Zahl aufgestellt und es begann die Präsentation. Die Weiber verdarben mir auch hier den Eindruck. Daß sie doch überall dabei sein müssen! Es war zum Glück bald vorüber. Der Padischah und die Seinen zogen sich zurück aus dem Schlosse und ich hätte mich gern auch mit meinen Gedanken zurückgezogen, aber ich mußte noch dem Padischah einen Besuch machen. Der große Herrscher wohnt nicht im Schlosse seiner Väter, er residirt in dem Palaste, in dem er schon als Mirza sein Haupt zur Ruhe brachte. Ich nahm den Emir mit mir und fuhr dahin durch die noch immer menschenerefüllte schöne Straße, die mit prächtigen Lindenbäumen die Häuser einfaßt. Der Padischah kam mir, als ich einen Salon, dessen Wände in großen blauen Steintafeln prangen, betrat, mit ausgestreckten Händen entgegen, sein Auge strahlte Milde in großen Strömen aus und freundliche, herzliche Bewillkommungsworte begleiteten seinen Blick. Ich brachte glücklich das „Je suis très enchanté“ heraus und mein Emir sagte das Uebrige. Nach einer Viertelstunde war ich wieder im Palaste und für diesen Abend der Ruhe,

die mir sehr willkommen kam, vollkommen hingegeben. Ich war zum ersten Male auf dieser Reise in die Giaurenländer innerlichst erregt, nicht nur so oberflächlich frohgestimmt, wie bei meiner Ankunft in der Hauptstadt des Herrschers von Arus. Mein Herz war den Menschen zugeflogen, die ich da vor mir sah, denn sie entsprachen so ganz und gar nicht dem Bilde, das ich mir von ihnen im vorhinein machte. Ich glaubte (und man schilderte mir sie ja so zu Hause) sie vom großen Ruhme gebläht, wie ein Siegesbanner, in dem der Wind spielt, und fand sie bescheiden, würdig, nur vom Mannesstolz und nicht auch von dem Stolge auf ihre Thaten erfüllt, fand sie zuvorkommend in Miene und Blick, fand sie lebenswerth. Der Anblick dieser Männer, die alle schon von der Natur so über das Gewöhnliche hinaus gestaltet sind, wäre wohl im Stande, mich aufzurütteln aus manchem Traume, den ich bis heute dahinten in meinem Iran geträumt. Ob meine Beziere und Mirzas eine Ahnung haben, was in mir vorgeht? Vor meinem Fenster dehnt sich der Blick über den schönen „Garten der Lust“ — wie sie den Garten unter meinen Fenstern hier nennen — und den Platz hin, wo der Vater des jetzigen Padischahs, der nur Kral von Prusß war, zu Pferde sitzt, bis an den Eingang der prächtigen Straße mit den Linden, wo ich bei meinem Eingang das prächtige Denkmal gesehen habe, das sie dem Raebir (großen) Friedrich aus Erz gesetzt haben. Dort ist ein Meer von Licht ausgegossen über die belebte Straße und mir ist es, als ob es von jenem Raebir Friedrich käme. Ich will mir morgen wieder ein Stück aus seinem Lebensbuche, das ich schon in Iran liebte, vorlesen lassen.

Berlin, 1. Juni.

Morgens habe ich mir die Stadt besichtigt. Sie hat jetzt die Ehre, der Mittelpunkt des ganzen Reiches der Nemfes zu sein, und sie verdient es. Sie ist schön angelegt, voll schnurgerade laufender, langer Straßenzüge, voll Licht und gesunder Weite. Es ist heute ein Festtag der Giauren, die hier zumeist „schütisch“ (protestantisch) sind, und die Menschen, die sonst rüstig arbeiten, füllen Plätze und Alleen und wandeln hin und her, Männer allein und solche mit Weibern und Kindern, die recht spaßhaft dreinschauten, wenn ich mit den Meinigen vorbeikam. Die Leute gehen hier spazieren, das ist in Iran gemein. Hier aber thun es die Besten aus ihnen. Ich sehe hohe Serbaze ihre Füße in Bewegung bringen, sowie der gemeine Mann es thut. Die Frauen, nicht so gepuzt wie in Arus, gehen oft in ganzen Gruppen miteinander. Es herrscht viel Gespräch unter ihnen. Schöne habe ich noch wenige unter ihnen bemerkt. Ich sehe die Kraft bei ihnen überwiegen, die Anmuth wohnt jedoch nicht in ihren Gestalten. Die Kinder sind nicht so scheu wie bei uns in Iran, ich sehe herzhaft, feste Gesichter unter ihnen, sie sind immer laut. Ein derber Zug steht ihnen recht gut.

Malcolm-Khan erzählt mir, der Padischah und sein großer Bezier Bismard gehen öfters auch zu Fuß durch die Straßen. Einstens, als sie und ihre Gedanken noch vom Volke nicht verstanden wurden, ward ihnen dieses Gehen durch die Straßen der Hauptstadt nicht so leicht wie heute, wo sie geliebt und angebetet werden, wo man sie umringt und ihnen Worte der höchsten Verehrung zu wirft. Dazumal sollen sie auch von unverständigen und

von verblendeten Männern aus dem Volke mit den Waffen in der Hand angefallen worden sein. Dem Sader-azam Bismarck ist noch vor einigen Jahren bei hellem Sonnenlicht nach dem Leben gestellt worden und er ist nur durch ein Wunder heil davongekommen.

Eine große Verehrung für das Herrscherhaus, dem der Padischah angehört, zeigt sich auf vielen Plätzen der Stadt, auf denen man die Vorfahren des Padischahs in Stein oder Erz verherrlicht sieht. Der Anblick solcher Denkmäler muß für die Giauren etwas Anspornendes haben, sie gehen mit Stolz an den Gestalten ihrer vergangenen Herrscher vorüber und denken mit frommen Gefühlen der Männer, die sie groß und stark gemacht haben zu Leid und Freud. Das schöne Siegesthor am Ende jener Straße mit den vielen schönen Lindenbäumen ist auch solch großen Thaten ihrer Vorfahren zum ewigen Lobe errichtet worden und auf einem andern Platze, sagt Malcolm-Khan, errichten sie eben ein Denkmal aus Erz und Marmelstein, das einst ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln ihre letzten Thaten gegen die Frengis ins Gedächtniß einprägen soll. Ich sehe keinerlei Eitelkeit in dieser Verherrlichung der eigenen Kraft. Was meine Mulahs (Priester) für ein Geschrei gegen den Himmel erheben würden, wenn ich nur daran denken würde, in Teheran zur Erinnerung an eine oder die andere Waffenthat meines Heeres eine Bildsäule errichten zu lassen! Es ist viel guter Sinn in diesen öffentlichen Denkmälern und der Himmel Mohammed's würde nicht einstürzen ob der Errichtung solcher Denkmäler, wenn auch der Koran nichts von solchen Bildern wissen will. Auch Allah würde nicht

kleiner werden, wenn er Menschen durch Stein oder Erz unter uns geehrt sähe auf Erden. Seine Mulahs aber sind zu dumm, um das einzusehen.

Es ward Mittag und wir fuhren zu dem Sommerpalaste des Padischahs und nach den berühmten Gärten des Friedrich Kaebir-Sansjouci. Das ist ein gar lieblicher Aufenthalt, wie ihn sich der große Mann nicht schöner wünschen konnte. Der Bag (Park) dehnt sich weithin, die hohen Wasser der Fontainen spielen mit den Strahlen der Sonne ein farbenreiches Spiel und eine Menge von augenerfrischenden Blumen erfüllen Beete und Sträucher. Welch eine Menge von Schahpaejsaend (dem Schah wohlgefällige Blumen) sie hier haben! Diese erregten sogar meiner Beziere, die sich mir gegenüber gar nichts Europäisches zu loben wagen, Bewunderung und ihre Lippen flossen über von Worten des Entzückens. Wie schön ihre Büsche von Jafekaebut (Flieder), wie schön ihr Jafemin, ihre Sumbuls (Hyacinthen) sind! Wie mich der Jafekaebut und die Bid (Weide) an mein Teheran erinnern! Ihre Rosen sind schön, aber sie haben keine Gule nastaran (chinesische Rose). Ich will meinen Nazirehas (Intendanten) morgen hierher schicken, auf daß er lerne, wie man Bäume behandeln muß, wenn man einen Park schön erhalten will. Bagt er es dann noch, meinen Garten Kasser Kedschar und seine Platanen zu loben, soll ihm die Bastonnade nicht entgehen. Ich ließ den uns begleitenden Hofmann durch meinen Emir fragen, welchem seiner Unterthanen der große Friedrich diesen herrlichen Garten weggenommen habe. Dieser zeigte sich nicht wenig erstaunt und ließ mir sagen:

der König habe diesen Park selbst mit seinem eigenen Gelde geschaffen. Merkwürdig! Diese Giaurenfürsten von Pruf haben also schon zu des Raebir Friedrich Zeiten ihren Unterthanen das nicht weggenommen, was ihnen gefallen? Ich habe die Gärten von Ilhani, Kabi-Chan, Nizamieh und noch andere von einigen Großen Frans zuerst ruhig pflanzen und gedeihen lassen und sie dann, wenn sie groß und schön geworden, an mich genommen. Warum auch nicht? Haben sie ja diese Gärten doch nur mit dem Maedachel (Profit) gebaut, um den sie meine Staatskassen als Gouverneure, Minister u. s. w. betrogen haben, also mit meinem Gelde.

In dem schönen Schlosse wohnt die Frau des letzten Kral von Pruf, und mein Großvezir äußerte, daß sie mich empfangen wolle. Die Frau, die mich in einem blauen Salon mit großer Bornehmheit aufnahm, schien großes Interesse an den Perlen und Diamanten meines Raeba und Raemaerbaend zu nehmen, sie erkundigte sich mit großer Gründlichkeit nach der Geschichte meines Säbels, und während Hadschi Mirza Hussein-Khan ihr alle Auskünfte in der Frengis-Sprache gab, besah ich mir das Zimmer, in dem einst der Raebir Friedrich zu musiciren pflegte, in allen Einzelheiten der feinen Ausschmückung mit Gemälden, Bildsäulchen und Metallarbeiten. Dann besahen wir noch die anderen Räume, in denen der erste „Mehrer des Reiches“ unter den Herrschern von Pruf einst gewandelt, das Zimmer, wo er sein gedankenreiches Haupt alle Abende zur zeitlichen Ruhe, und dann das, wo er es zur Ruhe für immer hingelegt, seine Büchersammlung, das Zimmer, wo sein Melekesh schuæra (Hofpoet),

der Frensis Voltaire, seinen Sitz aufgeschlagen, und noch andere Gemächer des gewaltigen Mannes, den mein Geist schon so lange verehrt. Den Säbel des Raebir Friedrich, den der Raebir Napoleon einst von seinem Grabe weggenommen und der nun wieder im Lande ist, konnten sie mir nicht zeigen, er ist in Berlin verwahrt.

Dieses Säbels gedenkend, fiel mir ein, wie sinnreich oft das Kismet (Schicksal) unter den Großen der Erde waltet. Der Raebir Napoleon nahm einst dem todten Raebir Friedrich die länderbezwingende Waffe, dafür mußte vor drei Jahren der kleine Napoleon lebend seinen Degen dem großen Enkel des großen Friedrich zu Füßen legen.

Als wir hinabstiegen, war viel Volk im Parke zu sehen, das sich mit Vorliebe auf meinem Wege tummelte. Am meisten erregten meine Pischhedmets (Kammerdiener) ihre Aufmerksamkeit, der Farasch (Schawlträger), der Rahwedtschi mit dem Nargilé und der Page mit der Theekanne. Die Großen dieser Giauren scheinen ihre Diener und Sklaven nur fürs Haus zu haben, nachtragen lassen sie sich von ihnen, wie ich sehe, blos Kleidungsstücke oder Stöcke für die Regenzeit. Warum lassen sie sich nicht auch, gleich uns, von ihnen einen guten Trunk und einen guten Bissen nachtragen? Nachdem ich dem Volke gezeigt, wie ich auf offener Straße meinen Schluck Thee zu nehmen mich nicht scheue, ging es in das alte Palais von Potsdam. Mehr als die Vergangenheit, an die man auch hier durch allerlei Erinnerungen an den Raebir Friedrich gemahnt wird, beschäftigten meine Blicke einige Gemälde, die an den Ruhm der Gegenwart des Hauses der Herrscher von Pruß anknüpfen. Ein großes

Bild zeigt z. B. die große Schlacht in Böhmen, in der der Padischah den Krieg mit Austerria beendigte. Es muß dies ein gewaltiges Ringen gewesen sein, das man da in Farben lebhaft vor sich hat. Ich freute mich, auf dem Bilde die Köpfe der Männer, die ich nun persönlich kenne, sogleich erkannt zu haben. Den Valiekt aufzusuchen, ging ich dann in das neue Palais. Ich traf ihn nicht. Auf einem andern nahen Schlosse, dem des Mirza Karl, eines Bruders des Padischahs und Vaters des Mirza Friedrich Karl, traf ich auch nur die Frau des Mirza mit ihren Frauen. Mein Kismet führte mich heute immer den Frauen ins Gehege; diesmal aber traf ich es nicht schlechter. Es war eine sehr liebliche Erscheinung in der Umgebung der Frau des Mirza. Mein Emir schwatze mit der Mirzafrau recht wacker, mich fütterte man mit Erdbeeren und steckte mir einen hübschen Strauß voll schöner Baenaessche (Veilchen) zu. Dann schrieb ich mich in ein Buch der Frau des Mirza ein zur Erinnerung und sie sahen alle verblüfft auf die Zeichen meiner Sprache, die sie nicht zu enträthseln wußten. Dann ging ich in das Schloß des Mirza Friedrich Karl, aber auch der war nicht zu Hause und nicht einmal seine Frau war da. Diese Großen des Landes sind ja mehr Nomaden als Khans und Mirzas, immer auf der Wanderung. Ich fuhr zum Mittagessen in das Schloß des Padischahs zurück. Auf dem Wege zur Eisenbahn lief ein kleiner Junge aus dem Volke auf mich zu und „Schah, Schah“ rufend, griff er nach meinem Krummsäbel, den er harmlos mit großen Augen anschaute. Der Junge war hübsch, von weißer Haut und rundem Gesichte und gefiel mir. Ihm aber schien mehr an mei-

nen Diamanten gelegen zu sein. Ich gab ihm einen Toman, worauf er sich dann rasch genug veranlaßt fand, mich sammt meinem Krumsäbel von sich zu lassen. Mich erheiterte der Junge. Ich hatte eben einen Tag für Frauen und Kinder.

* * *

Berlin, 2. Juni.

Ich ließ mir vom Saertip Gasteiger Einiges aus den Chroniken des Tages, deren hier eine Menge erscheinen, vorlesen. Die Leute von der Feder scheinen mir hier nicht so zudringlich, wie sie in Petersburg waren. Sie verzeichnen mein Thun mit Sorgfalt, soweit es ihnen nicht verborgen bleibt. Sie fabeln nicht von meinen Reichthümern, nur das Märchen von den drei Weibern meines Harems erzählen sie ihren Collegen in Arus nach. Eines scheint ihnen hier, soweit ich ersehe, ungewohnt: der rasche Wechsel in meinem Willen. Sie scheinen es sehr genau zu nehmen mit ihrer Eintheilung der Stunden, jede scheint ihre fixe Bestimmung zu haben, der sie sie ungern entziehen. Der Padischah selbst hat sein bestimmtes Tagewerk; er arbeitet am frühen Morgen wie in später Nacht, er hat seine Stunden für die Vorträge der Beziere, seine Stunden für die Männer vom Schwerte, mit denen er mit Vorliebe verkehrt, und seine Stunden für seine Familie. Ich begreife nicht, wie man sich so plagen kann, wenn man ein so gewaltiger Padischah ist und der Männer genug hat, die das Tagewerk eines Herrschers vollbringen. Die Süßigkeit eines ruhigen, unbelästigten Dahinlebens kennen die Giauren überhaupt nicht und dieser Herrscher in dem Reiche der Nemses will schon gar

nichts von ihr wissen. Er kann nicht leben, ohne nicht jeden Tag einige Stunden am Staatskarren zu ziehen und sein greises Haupt steckt voll von Bekümmernissen um allerhand Geschäfte. In dem Hause des Padischahs soll dies von jeher so gewesen sein und der Vater scheint dieses tüchtige Arbeiten auf den Sohn, der Sohn wieder auf den eigenen Sprößling zu vererben. Nehmen es die übrigen Giaurenfürsten auch so gewaltig ernst wie dieser Padischah? Der Beherrscher der Leute von Arus thut nicht desgleichen. Wir Könige aus dem Morgenlande haben dies von unseren Vorfahren nicht überkommen. Der Löwe will kein Lastthier sein und ein Schah-in-Schah nicht sein eigener Staatssecretär. Allah hatte seinen Propheten und ich habe meine Beziere. Ist es nicht genug, daß ich mir während des Naehars (Frühstück) von Staatsgeschäften reden lasse? Habe ich nicht Minister, Gouverneure, Generale zum Arbeiten? Diese haben ihr Leben in meinem Dienste zu opfern, nicht ich das meinige, um ihnen die Schultern zu erleichtern. Und der Padischah hier hat so große Männer um sich, auf die sicherer Verlaß ist und doch läßt er ihnen die Arbeit nicht allein! Es müssen die Männer aus dem Herrscherhause von Pruß ganz eigengeartete Naturen sein, gar nicht so wie die übrigen Giauren und noch weniger wie wir Moslems. Dieser Padischah der Nemses könnte ein paradiesisches Leben führen; der Khan Bismarck hält ihm den Welttheil in gehörigem Respekte, der Sepah-Salar Moltke unterwirft ihm, so oft es noththut, ganze Völker und Länder und doch kann es der alte Padischah nicht lassen, stundenlang über Actenhäufen zu sitzen und alle Wege, die seine Beziere gehen,

zu prüfen. Natürlich sind seine Mirzas und Beziere auch in ihrer Weise thätig und voll rastloser Bestrehsamkeit. Die Stunde ist ihr aller Herr und tyrannisiert sie. Und so können sie nicht begreifen, daß ich mich an kein Programm festklammere, daß ich der Stunde gebiete, daß ich mittags erst thue, was ich ihren Einrichtungen gemäß hätte schon morgens thun sollen, und daß ich nicht der Sklave eines hochoberhofmeisterlichen Willens sein kann. Wie Gasteiger mir sagt, wundern sie sich hier am Hofe, daß ich beispielsweise gestern Mittag meine Besuche bei den Mirzas auf ihren Landschlössern gemacht habe, da ich sie doch des Morgens habe absagen lassen. Sie nennen mich keinen Freund der Pünktlichkeit und erinnern mich an einen Spruch, der da lautet: Die Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige. Vor allem, wer hat diesen Spruch gesprochen? Ich ließ alle meine Mirzas und auch die Männer, die die Ehre haben, meine Minister zu sein, vor mich rufen und fragte sie nach dem Urheber dieses Spruches. Gasteiger wußte es nicht zu sagen, denn er ist General und von einem General scheint dieser Spruch, den die Giauren gegen mich ins Feld führen, jedenfalls nicht zu sein, also braucht Gasteiger ihn nicht zu kennen. Mein Bruder Fzzed Abdul Sameed-Mirza war der erste, der nichts über den Urheber dieses Spruches zu sagen wußte. Da er aber die Verpflichtung fühlte, es doch zu wissen, so sagte er: der Spruch sei aus dem Koran der Giauren. Ali Kuli-Mirza ist mein Unterrichtsminister, der wird es doch wissen? Er kam und sagte: der Spruch gehöre zu den Aussprüchen eines berühmten Schuaera (Poeten) der Nemses. Also Koran oder Schuaera?

Dann kam Jahja-Khan, mein Adjutant, der sagte: Friedrich Kaebir habe das Wort gesprochen. Sultan Murad meinte wieder, der Padischah Nikolaus oder Peter Kaebir seien die Urheber des Spruches, während Muhamed Rachim-Khan, mein Oberceremonienmeister, es gewiß wissen wollte, eine berühmte Giaurenfrau hätte sich so über die Pflichten eines Königs geäußert. Hadjschi Mirza Hussein-Khan war leider nicht im Palaste, der Einzige, der es wohl sicher wissen dürfte, da er doch ein gewaltiger Franzose vor Allah ist und voll solcher weisen Sprüchleins der Frengris steckt, die ganz so glatten Sinnes sind, wie der Spruch: Die Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige. Ich habe nun die Wahl, den Koran der Giauren oder einen ihrer Schuaeras, oder einen ihrer Herrscher, oder eins ihrer Weiber, die so viel im Leben mitzureden haben, Peter Kaebir oder Friedrich Kaebir oder gar meinen verstorbenen Freund Nikolaus von Arus für den Aussprecher jener hohen Weisheit zu halten. Am Ende hat Muhamed Rachim-Khan Recht und es hat wirklich ein Weib so gesprochen und die Giauren sprechen es ihr nach bis in alle ewigen Zeiten? Es paßte auch vortrefflich, daß gerade das unpünktlichste Geschöpf der Erde von den Anderen Pünktlichkeit verlangen sollte. Ein Giaurenweib schwagt gar oft Verschiedenes, worüber sich Generationen von Männern den Kopf zerbrechen können, ohne den Sinn zu ergründen, warum sollte ein Weib, irgendein Weib der Giauren — unsere Weiber haben, Allah sei Dank, nichts zu sagen! — nicht auch von den Königen „die Höflichkeit der Pünktlichkeit“ verlangt haben? Albernes Geschwäg! Der König der

Könige braucht nicht höflich, also auch nicht pünktlich zu sein.

Mit ihren Tanzspielen haben sie mich in der Hauptstadt von Arus fruchtlos verfolgt. Hier ließ ich mich bewegen, ihren Einladungen zu folgen. Mein Bruder Abdul Samed-Mirza, ein Freund und feiner Kenner solcher Spiele, hatte sich insoweit orientirt, daß er mir alle Hoffnungen zu einem schönen Schauspiel machen konnte. Sie werden ein arabisches Märchen aus den Schehezarden darstellen — das wußte er auch schon. Diesmal hatte er Recht. Ich bin nicht einen Moment zum Einnicken gekommen. Das Ding war recht hübsch anzuschauen. Das Haus für diese Schauspiele ist mit großem Aufwand hergestellt, für solche Häuser geben sie bei den Giauren sehr viel Geld aus; die Herrscher lassen sich dergleichen Paläste bauen und machen sich ein Vergnügen daraus, in einem solchen mit tausend anderen Menschen, bis zu den niedrigsten Arbeitern hinab, die Tanz- und Singspiele anzusehen. Eigenthümlich! Wenn ich mir schon ein solches Haus bauen ließe, so möchte ich doch vor allem mit meinen schönen Tänzerinnen allein sein wollen. Was haben die Andern, meine Kayets, da zu suchen? Da sitzt aber der Padischah der Nemfes in diesem Hause und sieht und hört nicht mehr als der letzte Lastträger der Hauptstadt, der einige Stockwerke über ihm sitzt. Noch mehr; der Saertip Gasteiger sagt, wenn es diesem Lastträger und anderen Leuten seinesgleichen einfällt, können sie ungehindert durch Füßestampfen, Trommeln, Zischen, Zurufen einer Tänzerin oder Sängerin ihr Mißfallen bezeugen, und wenn diese Person dem Padischah tausendmal wohlgefiele. Es scheint

also, daß sich der Herrscher nicht ganz in seinem eigenen Hause befinde. Freilich zahlen die Leute ihren Preis, aber das ist es eben, was unseren Ansichten über Königshoheit widerspricht. Es soll dem Kayet (Untertban) auch für schweres Geld nicht möglich sein, die Unterhaltungen seines Herrschers zu theilen. Hier halten sie es aber nicht sehr hoch in solchen Dingen.

Das prächtige Haus war, als ich in die schöne Loge trat, bis an die Decke gefüllt. Die Armseligkeit meiner heimischen Tekieh's (Amphitheater) war so ins Auge fallend, daß keiner meiner Mirzas ein Wort zu ihrer Vertheidigung hatte. Abdul Samed-Mirza wagte sogar die schüchterne Bemerkung, daß in meinem Palaste zu Teheran ein Schauspielsaal dieser Art zu meinem gesegneten Zeitvertreib gar nicht so unnütz erscheinen würde.

Mein Bruder trägt sich gewiß schon mit dem Gedanken, daß er zum Bezier des Ballets von mir ernannt werde, und freut sich auf diese Art von Staatsgeschäften, die nicht einmal mit fremden Köpfen, sondern schon mit fremden Beinen betrieben werden können. Das Tanzspiel, das uns die Sklaven und Sklavinnen aufführten, ließ sich hübsch an. Es gab viel zu sehen. Die Tänzerinnen sehen gut aus und selbst Abdul Samed-Mirza ist mit ihrer Bekleidung, d. h. Nichtbekleidung, zufrieden und lobt an dem Wenigen, was sie auf dem Leibe haben, die orientalische Treue der Tracht. Und er ist ein strenger Richter, wenn es sich um Tänzerinnen handelt. Nach der ersten Abtheilung schon ließ es den armen Jungen nicht mehr auf seinem Platze, er mußte den Schauplatz der Tänze selbst besichtigen, er ist ja so gründlich in solchen Dingen,

der gute Abdul Samed-Mirza. Er wollte auch sein bischen Frengisssprache an die Weiber da unten bringen. Als er wieder zurückkam — ich hatte mich indeß in den großen Frauencirkeln des Hauses umgeschaut und die schöne Hofdame der Frau des Mirza Karl, die mir gestern so wohlgefiel, als ich auf dem Schlosse zu Besuch war, vergebens unter den vielen Damen herauszufinden mich abgemüht, während Hussein-Khan in ein tiefes Gespräch mit dem Padiſchah sich verwickelt hatte — war er entzückt von den schönen Trachten unseres Reiches, in denen die Tänzerinnen einhergingen, vor allem entzückt von den beiden Schwestern des Alladin, die beide mit ihm französisch redeten. Er hat ihnen doch nicht schon Anträge für mein künftiges Hofballet in Teheran gemacht, der feuerflammige Jüngling? Bald hatte er mich neugierig gemacht, der gute Junge, und ich entschloß mich selbst hinabzusteigen in die Welt des Weibertandes, nachdem man mich bedeutet hatte, daß es nicht angehe, die ersten Tänzerinnen zu mir in die Loge heraufkommen zu lassen. Da liegt doch wohl der Fehler, daß man in einem solchen Theater als König sein Vergnügen mit allerhand Menschen theilen muß und sich vor ihnen zu geniren hat, auf der Hand. Als ich aber hörte, der Padiſchah selbst mache diesen Weg zu den Sklavinnen hinab nicht selten — daß er sich doch hierzu wenigstens Zeit nimmt, der fleißigste Mann seines Reiches! — da hatte ich selbst kein Bedenken und war aufs höchste erfreut, als mich der Padiſchah und sein Bruder auch noch hinabbegleiteten. Da unten nun sah es wirklich fast wie im Himmel Mohammed's aus. Ein Schwarm von Huris und Peris lief da herum in kleinen Röckchen, die selbst

mein Bruder Abdul Samed = Mirza nicht zu lang finden konnte. Manch brennende Feuergarbe wurde da geschleudert von den kleinen Genien, auch manch heller Blick ward mir zu Theil. Der Padischah zeigte mir die erste Tänzerin, ein anmuthiges Figürchen, die voll Liebreiz ihre Glieder zu wenden und zu schmiegen versteht und die mir recht schelmisch einen Austausch meiner Diamanten gegen die ihrigen, welche keine waren, vorschlug. Der Padischah redete auch sonst diese oder jene Tänzerin freundlich scherzend an und sagte ihnen Dinge, die, wie ich aus seiner und ihren Mienen ersehen konnte, nur Artigkeiten sein konnten. Der seltene Mann scheint doch zu nichts zu alt, er reitet in die Schlacht, kümmert sich um die Staatsgeschäfte des Friedens und schwärmt, wenn ihm Lust und Zeit erübrigt, unter jungen Tänzerinnen umher. Das nenne ich eine gesegnete Constitution.

Wir stiegen wieder zur Loge hinauf und sahen noch eine lange Zeit den hübschen Tänzern und Gruppierungen zu. Dann verabschiedete ich mich vom Padischah, nicht ohne ihm durch meinen Großvezier meinen Dank für den schönen, vergnügten Abend ausdrücken zu lassen. Als ich nach Hause kam, war Abdul Samed = Mirza von meiner Seite längst verschwunden. Der hat sich wohl zu jener von Alladin's Schwestern geschlichen, für die sein Herz so rasch entbrannt war und zu deren Preis seine Zunge so geschäftig arbeitete? Er wollte wohl Alladin's Schwager werden.

* * *

Berlin, 3. Juni.

Diese Giauren hier lassen die Hochachtung, die man für sie haben muß, wenn man ihr fieberhaftes Regen,

Treiben, Arbeiten auf den Straßen, in den Häusern, Palästen, Werkstätten anschaut, mit jedem neuen Tage wachsen. Ich habe mich bis heute auf ihren so massenhaft verschiedenen Arbeitsplätzen herumgetrieben und muß sagen, sie reißen einem die Augen auf, wenn man nicht sehen wollte. Der Valicht des Reiches, der große herrliche Mann mit dem schönen Barte und den hellen Augen, führte mich in ihren militärischen Werkstätten und Kasernen umher. Er nimmt sich meiner in der Unterweisung bei allem mir Fremden mit großer Freundlichkeit an. Im Dschabbeschaneh (Zeughaus) war er verwundert — ich sah es seinen Augen genau an — mich bei der Besichtigung der Tube (Kanonen) aller Arten so unterrichtet reden zu hören und ich ließ ihm darauf durch meinen Emir bedeuten, daß ich mich in meinem Reiche viel mit der Tubchaneh (Artillerie) befaßt habe. Auch mein Zeughaus ist schön und wohl eingerichtet, aber klein und unbedeutend erscheint es doch, mit dieser Werkstätte verglichen. Mir gefielen die Tube aus früheren Zeiten. Auch Gewehre der mannichfaltigsten Systeme zeigten sie mir und machten mich mit dem Wesen ihres eigenen Gewehres vertraut, das ihnen in dem ersten großen Kriege im Jahre 1283 (1866) den Sieg über die Heere des Padischahs von Austria verschaffte und die Waffe berühmt machte. Ich hatte wohl Einiges darüber bereits gehört, aber ich war im Ganzen nicht recht berichtet; ich habe jetzt den festen Entschluß, die Waffe mit der Zündnadel in meinem Heere einzuführen. Der Bezier, der im Rathe des Padischahs „der Arm des Reiches“ ist und das Heer durch jahrelange Arbeit auf seine heutige Höhe gebracht hat und der sich heute auch

in meiner Begleitung befand, machte mir Versprechungen, daß mir sein Herr und Padischah eine ausreichende Anzahl seiner Waffen werde käuflich überlassen können. Ein Gewehr der Nemfes ist ja heute schon ein halber Sieg! Umso mehr werden sich meine Saertips freuen über den Besitz eines solchen, da sie dann vor dem Feinde bloß die andere Hälfte werden zu thun brauchen. In den Häusern der Soldaten der Leibregimenter des Padischahs, Gulameschahi — Garde heißen sie es hier in der Sprache der Frengris — zeigten sie mir Proben der Gewandtheit der schönen Männer in allerlei Leibesübungen (Maeschts). Ich liebe die Spiele der Bahlewan's (Turnlehrer) seit lange schon, es ist mir aber noch nicht beigefallen, meine Serbaz (Soldaten) auch in solchen Maeschts einüben zu lassen. Ich befahl sogleich dem Jahja-Khan, sich diese Übungen genau anzuschauen und sie in Teheran einzuführen. Einzelne Kämpfe erregten meine volle Bewunderung. Die Männer sind äußerst gewandt in ihren Sprüngen über Hindernisse und führen Zwei- und Mehrkämpfe mit Anmuth aus. Ich möchte diesen urkräftigen Gestalten, die das Seitengewehr mit solcher Fertigkeit führen, nicht als Feind gegenüberstehen. Recht unangenehm mögen diese Riesen den eleganten Serbaz der Frengris, als sie so Mann gegen Mann standen, geworden sein, recht unangenehm!

Ihren großen Thiergarten, d. h. den, der wirklich ein solcher ist und nicht bloß wie der andere nur so heißt, habe ich nun auch angeschaut. Er ist auch ein Beweis, wie wenig Mühen diese deutschen Giauren scheuen, sich in allen Gebieten zu unterrichten. Bei uns laufen die wilden

Bestien in Haufen umher, wir jagen sie, das ist Alles. Diese deutschen Giauren schaffen sich dieselben mit schwerem Gelde lebendig und füllen dann große, schöne Gärten mit ihnen, wo sie ihnen prächtige Käfige bauen und ihnen das Leben in der Fremde so angenehm als möglich machen. Und wie weit sie es in der Zähmung unserer Bestien bringen! Ich kenne die Kaesters (Hyänen), Baber (Tiger) Schirs (Löwen), Pelenks (Leoparden) und Schaegals (Schafale) meines weiten Reiches nicht mehr wieder, wenn ich mir die Bewohner der Käfige dieses Gartens anschau. Wie haben sie diesen Schaegal, der auch mich bei Nacht in Teheran so oft den Schlaf kostet, disciplinirt und wie „gebildet“ die Waldbewohner Masanderans und der Berge von Elburz und Arabistan hier erscheinen! Ich habe noch nichts Interessanteres gesehen als die Fütterung der Schirs und die der großen Räuber der Lüfte. Ein häßliches Sprichwort lautet in Iran: „Peder suchte pelenk“ (Leopard, dessen Vater Giaur ist) — nun, die Bestien dieses Gartens haben sich über diese Vaterschaft nicht zu beklagen. Die Giauren haben sich diese Bestien nützlich gemacht, sie ihrem Wissenstrieb unterworfen, das ist jedenfalls eine bessere Bestimmung als die, von unseren Kugeln in Iran (und wäre es auch die meinige, sie sei nicht ausgenommen) getroffen zu werden.

Ich sah hier auch Thiere den Kameelen ähnlich, die ich noch nie im Leben gesehen, z. B. Lamas. Fütterung und Wartungsweise, über die man mir Aufklärungen machte, hielten meine Aufmerksamkeit fortwährend rege. Auch das Leben der Wasserthiere zeigen sie hier in einem eigenen Hause und wir waren alle des Erstaunens voll

über das reichhaltige, lebendige Bild, das man da von den Bewohnern der See, ihren Ungeheuern und all dem kleinen Gesindel, das das Meer zeugt und nährt, vor den Augen aufgerollt bekommt.

Und solche Anstalten sind nicht einmal vom Gelde der Staatskasse errichtet, sie sind von Bürgern der Stadt hergestellt worden! Wer immer will, ob er groß oder klein, ob reich oder arm, kann hierher kommen, sich unterrichten und seine Einbildungskraft nähren an den Erscheinungen fremder Himmelsstriche. Und wie ich selbst sah, kommen sie auch in großen Massen, diese belehrungslustigen Giauren. Der Thiergarten in seiner ganzen imposanten Weite war voll von Männern, Weibern und Kindern, die an den Käfigen all der Ungethüme mit gierigen Augen stehen bleiben und in lebhaftesten Discursen die Eigenthümlichkeiten dieser Fremdlinge aus Asien, Afrika u. s. w. besprechen. Mein großes Interesse an der Thierjammlung ward wohl von ihnen bemerkt und sie schienen sich dessen zu freuen. Diese Giauren-Civilisation hat denn doch mitunter etwas auch uns Packendes und meine hartköpfigen Mirzas hätten alle Ursache, sie nicht so über die Schultern anzusehen. Ich höre es den meisten von ihnen an, sie möchten den Eindrücken, die ich hier empfangen, gern das Große nehmen, denn sie fürchten von ihnen für ihre Zukunft; von meinen Großen sind vielleicht der Emir Hadschi-Mirza Hussein-Khan, Malcolm-Khan und Ali Mirza-Kuli die einzigen, die ihre Augen und Ohren nicht belügen.

* * *

Die Giaurinnen habe ich nun auch von einer andern

Seite kennen gelernt. Die Herrscherin dieses Reiches, die bereits ihren Sommeraufenthalt in Baden-Baden, einem der schönsten Flecke der Rempes-Erde, genommen hatte, war eigens hierhergekommen, um mich zu sehen. Ich machte der hohen Frau heute meinen ersten Besuch. Ich habe das wie immer, wenn es sich um Giaurenfrauen handelt, mit Widerstreben gethan. Ich kann mich einmal mit der Rolle, wie sie diese Giaurinnen spielen, nicht befreunden, kann mir nicht gut denken, wie man Weiber zum Mittelpunkte eines häuslichen oder größeren Kreises machen, wie man sie im Staate mitreden, entscheidend eintreten lassen könne. Das Weib ist für uns Söhne des Morgenlandes nun einmal nur der Ausgangspunkt sinnlicher Freuden und anders geartete können wir mit dem Begriffe „Weib“ nicht verbinden. Auf meiner Reise nun finde ich das Weib in ganz anderer Stellung, und meine Pflichten gegen die Sitten der Höfe, die ich besuche, bringen es mit sich, daß ich mich in das Unangenehme füge und mein Verhältniß zu den Weibern nicht so asiatisch gestalte, als sie es eigentlich nach meiner Anschauung verdienen. In Petersburg mußte ich den ganzen König der Könige in mir überwinden, um nicht aus der Höflingsart, der sich im Palaste der Herrscher ebenso unterwirft wie der Mann von der Leibwache, zu schlagen. Hier bin ich schon gefügiger und bis ich nach der Hauptstadt der Frengis und der Rempes von Austria komme, werde ich mir wohl, aus lauter Frauenverehrung, schon den Unterschenkel mit der Hand reiben, wenn ich mit den Weibern zusammenkomme. Man könnte fürwahr bei längerem Aufenthalte unter den Giauren leicht seine Manneswürde einbüßen.

Diese Giaurinnen hier bei den Nemses stecken auch ihre Garne aus, aber sie machen es ganz anders. Sie sind von der feineren Art, sollen durch ihr Wissen glänzen, sich tüchtig und angenehm zugleich anzustellen wissen. Die Frau des Padischahs ist zwar in den Jahren, für die der Verjüngungsbrunnen sämmtlicher Zauberinnen kein Wasser mehr aufzuweisen haben dürfte. Und doch gefällt sie mir weit mehr als die jüngeren Weiber vom Hofe in Arus. Ein letzter Strahl vergangener Schönheit hält in dem Antlitz der hohen Frau pflichtschuldigt noch Wacht. Sie ist von äußerst zuthulicher Beweglichkeit und Lebendigkeit mit Augen und Zunge, man hört ihr gern zu, auch ohne sie zu verstehen. Unter den Giauren des Landes ist sie bekannt als Freundin der Schuaeras (Poeten), mit deren Arbeiten sich eingehend zu beschäftigen sie lieben soll. Mit Staatsgeschäften, mit Dreinreden in die Politik befaßt sie sich weit weniger als andere Giaurenherrscherinnen, wie z. B. die vom Arushofe. In diesem mit starkem Geiste geführten Nemse-Reiche ist für Frauengerede auch kein Platz, und an einer Tafelrunde der Weisheit, wie sie der Khan Bismarck, der Saertip Woltke, der Baliekt und andere Männer des Reiches, den Padischah an der Spitze, bilden, kann für ein Weib nicht Raum sein. Ich hatte die Frau des Padischahs selbigen Tages einige Stunden nach meinem Besuche, der mich sehr für sie eingenommen hatte, bei dem großen Mittagessen, das mir der Padischah gab, neben mir bei Tische und Hadshi Mirza-Husseini hatte viel zu thun zu unserer gegenseitigen Verständigung. Sie sprach viel von unseren heimischen Schuaeras, die sie zu meiner Ueberraschung treff-

lich kannte, von Ferdusi, von Hafis, sogar vom weltweisen Saadi und seinem Gulistan. Sie hatte gesunde, fernige Ansichten über Schæer (Poesie) und sagte mir, es gäbe unter den Poeten der Nemjes noch heute einen, der die Weise der Sânger von Iran täuschend wahr wiederzugeben verstehe, und der lange Zeit unter dem Namen eines Mirza Schaffy im Reiche einherging. Der Mann soll seinen Löwen- und Sonnenorden haben.

Die Tafel war reichlich mit Männern und Frauen vom Hofe besetzt, auch die liebliche Erscheinung von Glienecke war da, und auf der andern Seite neben mir hatte ich die Frau des Balieht, eine Tochter der Beherrscherin der Inglesis, die mir auf meine Weiterreise zu ihrer Mutter mit großer Herzensgüte einige Inglis-Worte mitgab. Ich fühlte mich recht behaglich bei Tische, wie ich mich bei jenem Essen, das mir der Herrscher von Arus im Winterpalaste gegeben, nicht gefühlt. Das muß die Herrscherin mit ihren Erinnerungen an Ferdusi und Saadi bewirkt haben. Der Padischah fehlte eines Unwohlseins wegen. Khan Bismarck und die anderen Beziere des Reiches und Mirzas vom Hofe erschienen auch im Essen als tüchtige Männer. Ich legte mir auch hier keinen Zwang an und brauchte, nachdem ich einige vergebliche Versuche gemacht, mit den Werkzeugen der Giauren zurecht zu kommen, meine gesegneten Finger, die ich von Allah habe. Der eitle Abdul Samed-Mirza amüßte mich, er arbeitete immer mit dem kostbaren Giaurendreizack, hatte ihn aber in der Regel verkehrt in den Händen. Ich setzte tüchtig dem köstlichen Kahu (Salat) zu, was die Padischahs-frau zu der Frage veranlaßte, ob ich in

Teheran auch Salat äße?“ — „Gewiß“, sagte ich, „hat ja der Prophet schon gern Salat gegessen.“ — „So“, meinte darauf die Padischahsrau, „da muß ich gleich noch ein Stück nehmen.“ Und recht anmuthig lächelnd, nahm sie in der That noch ein Stück aus der Schüssel. Solchen Frauen kann man allenfalls ein Recht mehr einräumen. Wie viele ihrer Art wird es aber geben unter den Nemses? Und nur eine solche Frau kann es wagen, den Becher Wein zu erheben und laut vernehmlich in einer solchen Versammlung großer Männer einen Trinkspruch auf den „König der Könige“ zu sprechen. Und Allah ist mein Zeuge, sie sprach feurig und herzlich angeregt den Spruch in der Sprache der FrenGIS und ich mußte ihre glänzende weiße Robe, reich mit Gold und Brillanten besetzt, nochmals eigens ansehen, um mich zu vergewissern, daß es ein Weib sei, das da die Rede führte. Ich war so erfreut von ihren Worten, daß ich zum ersten Male ein paar französische Dankesworte frei und ohne Stottern von der Zunge brachte. Der treffliche Wein der Nemses — es kann keine Sünde sein, diesen Wein zu trinken! — muß mir bei diesem sonst so gewagten Unternehmen beigestanden haben. Alham du lillah (Gott Lob), daß es bald vorbei war mit dem Essen, ich wäre sonst noch in die „galanteste“ Giaurenlaune gekommen.

*

*

*

Berlin, 4. Juni.

Habe heute allerlei Interessantes über den Padischah der Nemses gehört. Am meisten erregte meine Aufmerksamkeit, was mir Gasteiger und Malcolm-Khan

über des Padischahs Verhältniß zu der Priesterschaft jener Theile seines Landes, deren Angehörige Anhänger der alten Giaurenreligion sind, berichtet. Der Padischah führt einen harten Kampf gegen die Keschichs (christliche Pfaffen) und deren Oberhaupt in Rom. Dieser spielt sich seit einiger Zeit, wie ich schon in Teheran öfters gehört, auf den leibhaften Gott der Giauren hinaus, nachdem ihm die Rolle eines Stellvertreters desselben nicht mehr schön genug erscheint. Die Giauren haben über die Art der göttlichen Stellvertretung, wie sie seit undenklichen Zeiten in Rom geübt wurde, Ideen bekommen, wie sie dem Glanze und der Machtstellung des Mannes, der bis vor kurzem die Welt von Rom aus zu regieren glaubte, nicht mehr behagen konnten. Und so hat er sich plötzlich selbst zum Gotte avanciren lassen und will auch, daß die Herrscher über die Giauren dieses Avancement mit Allem, was dazu gehört, anerkennen. Diese können dies jedoch nicht thun, ohne selbst abzudanken. Der Padischah führt nun den Krieg in erster Reihe und im ersten Gliede. Seitdem er die Göttlichkeitserklärung des ersten Keschich von Rom in seinen Staaten nicht proclamiren ließ, hat dieser allerneueste Allah das ganze Heer der kleinen und großen Keschichs, das unter ihm im Reiche der Nemses dient, in allerlei farbigen Kutten dient, zur Unbotmäßigkeit gegen den Padischah und die Behörden seines Reiches aufgestachelt, und der Krieg des Herrscherrechtes gegen die angemessene Gewalt ist im besten Gange und wird bei dem großen Troß, den die Mulahs im Reiche hinter sich haben, und bei der vielen Furcht, die sie in dem um ihren sicheren Antheil am Seelenheil besorgten Pöbel zu verbreiten

wissen, noch lange nicht das von den Aufgeklärten der Remses gewünschte Ende erreichen. Da sind sie also unter den so gebildeten Giauren im Remseland gerade so weit wie wir in Iran. Dieses Mulahgesindel ist doch, wie es scheint, in der ganzen Welt, unter allen Confessionen immer dasselbe, gewaltsam, ruhestörend, hinterlistig, unehrlich. Eine ganze Reihe von Schahs hat sich vor mir schon mit ihnen in Iran im Kampfe befunden. Nadir- und Mehmed-Schah, mein Vater, haben den Mulah bazi (Pfaffenränken) sich tapfer entgegengesetzt und ihre Schmiede zur Bernunft, d. h. zum Aufgeben angemessener Rechte und Gewalten gebracht, aber immer nur für eine Zeit lang. Was hat sich mein verstorbener Emir Nizam mit ihrer Unterwerfung unter den Willen des Königs der Könige abgeplagt, was haben ich und mein Reich von den Imam Dschumehs (Erzbischöfe), den Muschtehids (Bischöfe) schon erdulden müssen, und noch heute habe ich es nicht weiter gebracht, als daß meine Regierung ihnen die weltliche Rechtspflege endlich abgenommen hat und sie diese Wegnahme wenigstens dulden, wenn auch nicht anerkennen. Ganz sowie sich der Imam Dschumeh von Ispahan, der Muschtehid von Rescht und der Schaiich ul Islam von Tabris gegen mich auflehnten und es bei jeder Gelegenheit von neuem thun, ganz so sollen es die von Rom aus angestachelten Erzbischöfe und Bischöfe der deutschen Giauren jetzt gegen den Padschah thun. Sie verweigern den Gehorsam dem Padschah, der ersten Person des Reiches (Premierminister), der „Zunge des Reiches“ (Justizminister), der „Fackel des Reiches“ (Unterrichtsminister) und lassen sich bei alledem

von dem Beutel des Reiches bezahlen, sehr gut bezahlen. Ich wünschte nur, die Mulahrotte hätte überall solche starke Gegner, wie der Khan Bismard und der Bezier Falke sind, die Dummheit würde doch bei den Niederen der Erde aussterben. Hier tritt man mit aller Strenge gegen den schwarzen Troß nun auf und pakt rücksichtslos die Imam Dschumehs wie die Muschtehids mit dem Arme des Gesetzes, zeigt ihnen die Kirchenthüre, zu der man sie hinauswirft, wenn sie nicht dem Gesetze des Reiches Genüge thun oder gehen wollen, straft sie am Leib oder Geldbeutel — bei letzterer Strafe schreien auch die Mulahs der Giauren entsetzlich — und zeigt ihnen, daß der Padischah nahe und der Papst sehr weit weg ist. Ich traue meinen Ohren nicht, wenn ich so höre, was dieser schwarze Mulah-Troß unter den Giauren für Unwesen treibt. Es ist mir immer, als sprächen sie mir hier von meinem eigenen Mulahgesindel.

Dieselbe Habsucht, dieselbe Herrschsucht, dieselben unehrlichen Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, derselbe Aufwand von Lug und Trug, dieselben Verführungskünste bei den Mulahs der Giauren wie bei denen meines Reiches. Der Giauren-Keschisch könnte der leibliche Bruder des Mulahs von Iran sein, so sieht er ihm ähnlich im Handel und Wandel. Er verdreht die Augen vor dem Volke und thut dann gleich darauf die unheiligsten Dinge, er heuchelt Armuth und bereichert sich in aller Stille, er spricht von Demuth und ist von Anmaßung gebläht, er sammelt für die Moschee und behält das Geld für sich, er ist ein Schlemmer und predigt Enthaltksamkeit, spricht von Keuschheit und läuft den Dirnen nach, ist gewaltfam und nimmt den

Mund voll von Recht. Namentlich möchte er wie bisher in all seinem schönen und angeblich gottgefälligen Thun nicht gestört sein und bloß darum soll der Padischah zu Kreuze kriechen. Der aber zeigt ihnen, wie ich mit Vergnügen höre, den eisernen Willen und den eisernen Arm. Und mit ihm sind die Rayets besserer Klassen, während mit dem schwarzen Mulahgesindel, ganz wie in Fran, nur der Pöbel läuft, dessen eigentlicher Gott ja doch nur die Dummheit ist. Ich will dem Padischah das beste Glück zu dem Ausgange seines großen Krieges gegen die schwarzen Meuterer seines Reiches wünschen und mich über den Fortgang desselben auch in Teheran näher unterrichten lassen. Wo immer dieser mit der Gottesmaske kämpfenden frechen Heuchlerschaar nur auf den Kopf getreten wird, es freut mich im Innersten meines Herzens, denn ich weiß nur zu gut, weiß sie fähig ist und wessen man sich bei ihr zu versehen hat, wenn man ihr nicht den Herrn zeigt. Des Padischahs Muth soll mich aufmuntern, auch meinen Scheichs, Muschtehids und Mulahs wieder bald an den verderbten Leib zu gehen, und sollte es mich auch Opfer, von meinen alten heiligen Herrscherrechten dargebracht, kosten.

*

*

*

Berlin, 5. Juni.

Zweimal nun schon habe ich Heerschauen beigewohnt, die der Padischah mir zu Ehren abhielt, und bin großen Interesses voll dem Schauspieler gefolgt. Bin ich in der Hauptstadt des Herrschers von Arus den Paradespielen seiner Soldaten mit Vorliebe aus dem Wege gegangen, so habe ich mich hier auf die Heerschau schon im vorhinein

gefrent. Galt es doch, Tausende von tapferen Männern jenes Heeres zu sehen, das die Welt mit seinen Thaten Monate hindurch in Athem gehalten und das an seine fliegenden Fahnen in mehr als vierzig Schlachten den Triumph über das sieggewohnte Frengrisreich zu ketten wußte. Auch haben mich meine Besuche in den Soldatenhäusern neugierig gemacht, diese prächtigen Leute des Padischahs in großer Anzahl beisammen zu sehen. In der Hauptstadt selbst sowohl als auch in der Sommerresidenz des Valiecht hat man sie mir aufmarschiren lassen. Es war ein stattliches Heer, das ich da zu sehen bekam, Fußgänger der gewöhnlichen Truppe, Garderegimenter, Reiter im Kürasß und solche mit Fähnchen, Artillerie, Husaren, Alles blank herausgeputzt, Mann und Gewehr, Zugvieh und Kanone. Auf dem großen Maidan (Felde) vor den Thoren der Hauptstadt hatten sie Aufstellung genommen und belebten die weit sich hindehnende Ebene mit dem schönsten Farbenglanze. Mein Blick labte sich an den schönen Gestalten, aus denen fast alle Abtheilungen bestanden, an dem männlich stolzen Blicke und der concentrirten Haltung eines jeden einzelnen, an der Soldatenwürde, die aus allen sprach. Und welchen Eindruck ihr fester Schritt im Marsche, ihre eng zusammengehaltene, lückenlose Gliederung machte! Wie eine lebendige Mauer wissen sie, wenn es sein muß, dazustehen, und dann stürmen sie wieder auf Ordre wie der leibhafte Ahriman daher, aller Blicke bewältigend und nach sich ziehend. Das ist denn doch etwas ganz Anderes als das Soldatenspiel in Petersburg. Ich konnte den Gedanken an eine Schlacht bei Gelegenheit dieser friedlichen Heerschau aus meinem

Kopfe nicht bannen, das Bild dieser Männer im blutigen Ringkampfe, jeder ein Held, jeder pflichtglühend und selbstvergessen, stand vor mir. Ich begriff nun aber die Unwiderstehlichkeit dieser Männer von deutschem Schwerte, von der ich bisher so Seltsames und Wunderbares erzählen gehört. Es war auch sonst diese Heerschau auf jener Ebene vor den Thoren der Hauptstadt ein großartiges wandelndes Bild. Eine Anzahl von Zuschauern hatte sich eingefunden, gepuzte Fußgänger, „Füsiliere“, wie sie hier sagen, und auch viele hübsche Füsilierinnen, große Trupps von Reitern und Reiterinnen, Nedschabet (Adel) in schönen Equipagen. Der Padiſchah erschien mit einer Menge von Saertips, darunter natürlich der Adschutan-Baschi (Kriegsminister) Koon, der Saepah Jalar Moltke und Mirza Friedrich Karl, der Großvezier Khan Bismarck. Ich selbst hatte alle meine Beziere beritten mitgebracht, nur der Balletfreund und Bruder Abdul Samed-Mirza, der nicht gern zu Pferde sitzt, trieb sich außerhalb meines Cortége umher. Ich ritt meinen Nili mit dem Hennaſchweife und saß auf meinem prächtigsten Sattel. Der Padiſchah machte mir artige Bemerkungen über meine Reitweise, die ich jedoch bescheiden ablehnen mußte mit der Bemerkung, daß jeder Mann in Iran so zu reiten verstehe. Der Padiſchah ist voll Beweglichkeit. Er flog mit mir die Reihen seiner Männer hinab, daß es eine Freude zu sehen war. Die Gestalt des Balieht gewinnt zu Pferde nur noch an Kraft und Schönheit. Alle diese Saertips wirken mehr durch ihre körperliche Ge- diegenheit, ihre Uniform hebt ihre Erscheinung nicht sehr. Die Soldaten und Offiziere von Arus stecken in viel schö-

neren, dem Auge wohlgefälligeren Kleidern und auch ihren Pferden möchte ich den Vorzug geben. Es ist aber auch nicht der Schnitt des Rockes, der den Helden macht. Diese Männer des Reiches kamen aus dem letzten Kriege alle in Fezen heim, aber sie brachten zwei neue Provinzen dem Vaterlande mit, welche Länder die in so schönen Röcken stolzirenden Frengris nur schlecht zu vertheidigen wußten. Viel Vergnügen machten mir die Reiter in der Tracht der Lehistan's (Polen) mit den lustig flatternden Fähnchen; sie reiten gar nicht, sie sausen durch die Luft. Der Frengris ruft heute noch alle Götter zu seiner Hülfe, wenn er von diesen Reitern spricht. Der Saepah salar Moltke gab sich alle Mühe, mich auf Alles, was mich betreffs der einzelnen Truppenabtheilungen interessiren konnte, aufmerksam zu machen. Ich ließ viele Fragen durch meinen Emir an ihn richten. Einmal fragte ich auch, ob alle Provinzen in Prusß Männer zum Heere stellen und ob es nicht solche Länderstriche im Reiche gebe, die vom Soldatendienste ausgeschlossen werden. „Jeder Mann im Reiche muß dem Vaterlande dienen, wenn er gerade Beine hat“, lautete die Antwort. „Es gibt aber gewiß Provinzen, wo die Leute nicht zum Soldaten taugen, weil sie keinen Muth haben?“ ließ ich den Saepah salar wiederum fragen. „In unserem Reiche gibt es keine Feiglinge!“ ließ er mir hierauf antworten. Das ist ein stolzes Wort, das der große Feldherr da ausgesprochen. Heil dem Padischah, der so von seinem ganzen Volke sprechen kann! Mir aber fiel ein, wie in meinem Iran in der That ganze Stämme vom Kriegsdienste befreit sind oder vielmehr nicht zugelassen werden können, weil sie

Feiglinge sind. Und meine Seele empfand wieder eine Demüthigung!

Der Saepah salar Moltke ritt einen prächtigen Rappen. Ich fragte, ob dies sein Schlachtroß im Frengisreiche gewesen sei. Richtig, es war sein Schlachtroß, wie man mir sagte. Er saß auf ihm bei Mez und Sedan und das Thier war da gewiß unruhiger als er selbst, der, wie man mir sagt, mit kaltem Blicke und eisernem Ernste die Befehle ertheilt. Was muß er für ein gewaltiger Held sein, dieser Moltke, wenn er Schlachten gewinnt, die er auf einem Rappen sitzend dirigirte! Oder ist der Rappe bei den Giauren etwa kein Unglücksthier, wie bei uns Persern? Keiner meiner Saertips würde einen Rappen besteigen, wenn er in den Krieg ziehen müßte. Nicht einmal bei der Parade auf dem Maidan oder sonst bei einem Ritte würde sich ein iranischer Saertip dieses Unglückthieres bedienen. Sie reiten nur Schimmel und Braune und gewinnen auch bei diesen Thieren nicht immer die Schlacht; erst wenn ich ihnen Rappen zu reiten zumuthen würde! Diese Giauren kennen in Bezug auf Pferde kein Vorurtheil. Machte mich ja Jahja-Khan auf den Umstand aufmerksam, daß sie sogar hier Pferde mit einem weißen Hufe reiten! Und wie er sich darob entsetzte!

Den ältesten Saepah salar — Wrangel heißt er — habe ich kennen gelernt, ein drolliges, eingeschrumpftes Männchen, wie ein martialisch herausgeputzter Geist anzuschauen. Er erschien mir wie eine künstliche Composition von buntem Tuch und Schnurrbart. Haut und Haare haben die Feinde wenig an ihm gelassen. Der Mann datirt

noch vom vorigen Jahrhundert und hat in einer großen Reihe von Schlachten fest und tapfer gestanden. Er darf also jetzt wackeln. Ein Feldherr von der Art des Moltke, der mit dem Kopfe manövrirt, soll er nie gewesen sein, vielmehr ein wackerer Haudrein, überall voran, wo es galt, dem Feinde eins zu versetzen. Es sind etwa zehn Jahre her, daß der Padischah von des Saertips Brangel Heldenthum keinen Gebrauch mehr macht, und er commandirt jetzt, wie unserer Gasteiger erfahren haben will, die große Armee der Straßenjugend der Hauptstadt, die für ihn in den Tod ließe, wenn es sein müßte, und die ihn auch, so oft er sich zeigt, ohne Cortège ihrerseits nicht seines Weges ziehen läßt. Sein hohes Alter thut seinem Ruhme nicht gut. Es ist traurig, wenn ein Mann, der einst Furcht und Schrecken einzujagen verstand, heute nur noch eine mit etwas Achtung gemischte Heiterkeit erregt. Solche kindisch gewordene Männer sollte man zu Hause halten und ihnen Märchen erzählen lassen. Der Soldatenrock und der Marschallsstab scheinen aber dem Saertip noch heute viel Vergnügen zu machen und der Mann, der aussieht, als wollte er eine Geisterschlacht befehligen, soll noch sehr eitel sein und die Weiber umschleichen.

Man zeigte mir bei den zwei Heerschaun eine ganze Reihe von Saertips, die sich in niedrigerer Stellung als Moltke, der Baliebt, der Mirza Friedrich Karl im letzten Frengiskriege hervorgethan haben. Bei dieser Gelegenheit bekam ich auch Aufschluß über eine Angelegenheit, die ich, als ich in Teheran von ihr hörte, für ein von den Chronikschreibern erfundenes Märchen gehalten

habe. Eines Tages las mir Jahja-Khan in Teheran aus einer Frenschronik vor, wie der Padischah der Nemses große Summen Geldes, die er aus den von den Frensis gezahlten Kriegs-Strafgeldern entnommen, an die ersten Saertips seines Heeres, die große Siege erkämpft haben, vertheilt habe. Moltke, Roon, der Mirza Friedrich Karl, die Saertips Manteuffel, Werder, Blumenthal hätten solche große Summen zur Belohnung erhalten und auch der Khan Bismarck, der die Diplomaten Europas in den Sack gesteckt hat. Wie gesagt, ich hielt die Sache für ein Märchen und nun erfuhr ich hier aus dem Munde des Saepah Jalar Moltke selbst, daß er und die andern genannten Männer in der That solche hohe Belohnungen aus dem Staatsschatze bekommen haben, die einen eine halbe Million in großen Tomans, die andern eine Viertelmillion. Das heiße ich dankbar sein und Heldennuth bezahlen! Aber wozu, frage ich mich, so viel des Goldes verschenken? Haben die Saertips nicht ihre hohe Bezahlung und den Schlachtenruhm dazu? Ist das nicht genug? Es kommt zwar das Geld aus dem Frensisäckel und haben die Nemses sich so massenhaft für den Krieg bezahlen lassen, daß sie ungehindert freigebig sein und dabei noch immer neue Staatsschätze anlegen können, mir scheint es trotzdem viel zu viel gethan, wenn man den Helden nebst dem Lorbeer, den man ihnen gereicht, auch noch Haufen von Tomans auszahlt. Es ist möglich, daß die Nemses im Heere so geartet sind, daß sie das Gold nicht höher schätzen als den erworbenen Ruhm, und daß unter ihnen wegen der an die Höchsten bezahlten Belohnungen nicht der böse Geist des Neides einbricht,

der sie dann zu gewissen Zeiten ihre Pflicht zu thun verhindern könnte. In meinem Heere kämen, wenn ich die ersten Saertips nach einer gewonnenen Schlacht mit einem Theile der Beute belohnen würde, alle Leute vom Serheng (Obersten) bis zum Corporal (Debbaschi) herab, zu mir gelaufen und verlangten auch ihren Theil. Etwas Anderes wäre es, wenn auch die Saertips, im Falle sie eine Schlacht verlieren, die Kosten des Krieges aus ihrem Sackel bezahlen würden; dazu werden sie aber bei den Nemses kaum angehalten und ich habe auch nicht gehört, daß die Milliarden, die die Fremgis bezahlten, aus den Kassen der Saertips Mac-Mahon, Bazaine und wie die Unglücksmänner alle heißen mögen, gekommen sind. Ich werde mich hüten, falls einmal Frans Heere wieder einen Krieg führen müssen, dieser Großmuth des Padischahs der Nemses nachzueifern. Meine Saertips machen sich schon ohnehin genug bezahlt, wo sie es nur können, und sie thun dies nur zu oft auf Kosten der armen Leute, die unter ihnen dienen. Kommt ein Krieg, so haben sie ihre Pflicht zu thun und die Beute ist mein, wie sie selbst, wie Alles in Fran mein ist. Ersetzten sie mir den Schaden, wenn ich durch ihre Schuld ein Stück meines Landes verlöre? Nein! Alles, was ich von so einem Saertip nach einer verlorenen Schlacht bekommen kann, ist nebst den üblichen Reden vom Mißgeschick sein — Kopf. Den nähme ich mir auch, aber für eine eingetretene Verminderung meines Reiches ist doch der Kopf eines Saertips oder die Köpfe mehrerer kein Ersatz. Wer gäbe was für einen solchen Kopf? Was ist der Kopf eines Saertips, der keine Schlacht seinem Herrn zu gewin-

nen weiß, werth? Nein, nein, das wäre keine Einrichtung für mein Heer. Ich habe hier bei diesen Giauren Vieles gesehen, was mich auch zu Hause zum Nachdenken und auch vielleicht zum Nachahmen treiben wird, sie haben weise Einrichtungen in ihrem Heere, aber dieses Saertips-Bereicherungs-system hat mein Wohlgefallen nicht. Ich habe die Angelegenheit der Dotationen in Gegenwart meiner Beziere zur Sprache gebracht, um ihre Meinung zu erforschen. Hadjschi-Mirza Hussein-Khan, Jahja-Khan, Sultan Murad-Mirza u. s. w., sie waren alle im hohen Grade eingenommen für diese Giaurenneuerung, für diese Art von „Civilisation“, die so hübsch mit Tomans gepflastert ist. Nur der Haefim-Baschi (Leibarzt) und Saertip Tholazan vermochte sich nicht für die Sache zu begeistern. Freilich, er ist ein General, der mir keine Schlacht gewinnen oder verlieren kann, und die Neuerung interessirt ihn schon deshalb nicht. Werden denn aber die übrigen meiner Saertips Schlachten gewinnen? Ich weiß es nicht, das aber weiß ich, daß sie gar so gern jedenfalls die Dotirung der Schlachtenlenker im vorhinein durch ein Gesetz des Königs der Könige gesichert sehen möchten. Alles Andere, denken sie sich, besorgt dann ihre Tapferkeit und das Kismet. Seit heute dürften die Giauren sogar in den Augen der bildungsfeindlichsten meiner Beziere um einen großen Theil von Achtung gestiegen sein.

*

*

*

Berlin, 6. Juni.

Aus einer Reihe von Festen, die ich am Hofe des Padischahs der Nemses als gefeierter Gast mir gewidmet sah, soll hier nur noch die Erinnerung an das eine ihren

Platz finden, das mir der Baliecht des Reiches in seinem Sommerpalaste gab. Es war auch ein Nachtfest, zu dem ich da gerufen ward, aber ein weit herrlicheres als dasjenige, das sie mir am Hofe in Arus gegeben. Der gute Herrscher von Arus wird mir nicht grollen und es wird unserer Freundschaft keinen Abbruch thun, wenn ich dies gestehe. Das Tanzschauspiel, das er mir durch seine Großen im Winterpalaste vorführen ließ, war gewiß gut gemeint, aber einen nachhaltigen Eindruck konnte es mir nicht machen, dazu bin ich zu viel Sohn des Morgenlandes und der Tanz ist bei uns eine Arbeit, die wir von Sklaven verrichten lassen. Wußte man nun hier bei Hofe, wie mir derlei Vergnügen Lasten sind, oder setzte man es voraus, genug, man verschonte mich mit dem, was die Giauren Ball nennen. Es kann mich wenig interessiren, zu sehen, wie der Khan X. und der Mirza Y. große Tänzer vor ihrem Herrn sind und daß die Frau oder Tochter dieses und jenes Höflings am Arme des jungen Reiteroffiziers von der Garde ihre schönsten Stunden verlebt, weit schönere, als ihr ihr Mann oder Vater zu bereiten im Stande sind. Hier drangen sie mir dergleichen Kenntnisse nicht auf und riefen bloß mein Auge an. Und dieses mein Auge war entzückt von jenem Nachtfeste im Sommerschlosse zu Potsdam. Es war ein Märchen, von allerlei Lichterzauber und Farbenwundern gewoben, was ich zu sehen bekam. In der Geschichte unserer Dichter werden die Mirzas so empfangen und durch licht- und dusterfüllte Räume, durch Zaubergärten, durch glühende Bosquets geleitet. Ich kam mir an diesem Abend wie so ein Sagenprinzelein vor, schon als ich den Weg zu dem

Schlosse durch den schönen Park des Friedrich Raebir, der gleich am zweiten Tage meiner Anwesenheit zu meinem erklärten Lieblinge wurde, geleitet ward. Eine unendliche Reihe von Fackeln goß jetzt ihr flutendes Lichtmeer über den Weg, in den Wipfeln der alten Baumriesen spielten bläuliche und röthliche Flämmchen, in den schönen Rasen und Blumenbeeten waren die farbigen Geisterchen des Lichtes alle los und tanzten einen bunten Reigen vor mir, durcheinander huschend und hüpfend, einen Strahlentanz ohnegleichen aufführend. Ich blieb bei jedem dritten Schritte geblendet stehen und es mußte schon am Fuße der Treppe der dienstthuende Hofmarschall mir meine Freude vom Gesicht gelesen haben, denn er sah äußerst befriedigt und stolz auf mich. Dem Balieut und seiner Frau, die mich dann in dem schönen Zelte empfingen, drückte ich herzlichst die Hand; Französisch hatte ich nicht genug im Vorrath, um meiner Freude Worte zu leihen, die etwas bedeuten. Hinaustretend dann auf das Plateau des Vorbaus, umging mich der Zauber, der da ausgebreitet lag in lichtvoller Weite, erst recht mit seinen süßen Armen. Das waren in der That Fluten von vielfarbigen Lichtern, die da unten vor mir über Baum und Strauch, über Rasen und Bosquet, über Blumengruppen in einander wogten, bald sich hoben und bald sich senkten, bald durcheinander flossen und bald wieder scharf sich schieden. Nach vielen Tausenden zählten die Flämmchen, die eine Meisterhand auf der weiten Runde vor mir in die sinnebestrickendste Bewegung gesetzt und in schön abgeschlossenen Formen gruppirt hatte.

Ich kannte den Garten nicht wieder, dessen sich Feuer-

zauberer bemächtigt zu haben schienen. Aus den Gräsern waren Kobolde, aus den Blumen Schmetterlinge mit feuerglühenden Fittigen geworden und mein Liebling, der Flieder, erschien wie ein Wunderbaum, auf dem Perlen wuchsen. Dann wob sich plötzlich das Ganze des Rondeaux wie in einen duftigen weißen Gazeschleier ein, wie er die Glieder einer schönen Odaliske leicht zu umhüllen pflegt. Weit hinten winkten die sonst geisterhaften Bildsäulen, die auf einmal vom Leben rosig angehaucht zu werden schienen, und mir war's, als ob sie sich anschickten, von ihren Postamenten zu steigen und durch die großen flammenden Bogengänge des Schlosses, die heute wahre Triumphbogen des Feuerzaubers zu sein schienen, zu wandeln. Welch ein eigenthümlich bewegtes Leben entfaltete dieser Zaubergarten, in dessen Mitte noch ein gewaltiger Springbrunnen seine sonst friedlich plätschernde Sprache zu vergessen schien und plötzlich wie mit Feuerzungen gegen den Himmel zu reden begann. Und den Menschen, die unten umherwandelten, blieb nicht die kleinste der Rollen in diesem berückenden Nachtstücke. Schmucke Frauen vor allem woben durch ihre Erscheinung mit an all dem Zauber, der da ausgebreitet lag, und das Märchen einer Sommernacht ward selbst von den Lüften, die in ihren weichsten Tönen den Garten erfüllten, nicht Lügen gestraft. Eine Stunde lang sog ich an dem duftigen Bilde und seinen köstlichen Einzelheiten, ich war in meinen Fauteuil wie gebannt und erst die Aufforderung der lebenswürdigen Wirthin des Palastes, die neben der Frau des Padischahs mir zur Seite saß, an die Speisevorräthe zu treten, gab mich der Wirklichkeit wieder. Auch das Erwachen aber gestaltete sich

fieß, denn das Buffet in dem herrlichen Spiegelsalon enthielt die köstlichsten Dinge und der Wein der Nemfes durchglühte nun meine Adern, sowie früher das Lichterspiel mein Auge. Nun hatte ich auch erst Zeit, mich umzuschauen nach der allerhöchsten Gesellschaft, die sich eingefunden. Der Padischah fehlte, eine hartnäckige Erkältung hielt ihn noch immer zu Hause. Des Valiecht zwei schmucke Knaben im Soldatenroche fielen mir wieder auf durch ihre reife Umgangsweise. Ein jüngeres Bürschchen machte sich viel mit meinen Kaemerbaend = Edelsteinen zu schaffen. Eine auffallende Erscheinung ist des Mirza Friedrich Karl Frau; in ihren beiden Töchtern erkennt man ihre frühere Schönheit wieder. Auch der Mirza Karl mit seiner Frau war da und der Stern weiblicher Schönheit am Nemsehofe, das Hoffräulein, mit ihnen. Eine ganze Reihe von Mirzas aus den kleinen Nemseländern, die ihr Vasallenthum mit großer Eleganz tragen, wurde mir vorgestellt. O hätte ich lieber an der Seite des lieblichen Hoffräuleins der Frau des Mirza Karl unten in dem lichtbegrenzten Zaubergarten wandeln können, aber ungestört und allein. Ich hätte dann den göttlichen Hafis für mich reden lassen und das wäre genug gewesen, um von ihr verstanden zu werden. Gul (Rose) und Bulbul (Nachtigall) haben es so leicht, in dieser schönen Nacht zusammenzukommen, die Menschen und die vom Hofe namentlich sind nicht so glücklich. Gul trägt ihren Duft nach Glienecke und Bulbul muß nach Berlin zurück und kann sich seinen Hafis allein hersagen. Die Wundernacht sollte eben nicht ihren geziemenden Abschluß finden. Fahre wohl, Rose von Glienecke!

Am 21sten Sept. 1840 * * *

Wiesbaden, 10. Juni.

Schweren Herzens, weit schwereren, als man mir ansehen konnte, bin ich aus der Hauptstadt des Reiches, von den geistig und körperlich so groß gearteten Männern des Hofes des Badischahs geschieden, von dem kernherzigen Badischah selbst, seiner trefflichen Frau und ihren Angehörigen, von den vielen Einrichtungen, die den Segen dieses Reiches bilden, von allen Menschen und Dingen, die mir in Berlin begegneten, schweren Herzens von allen, allen. Ob ich mich wohl auf meiner weiteren Reise noch irgendwo so innerlichst wohl befinden werde? Die Reisesage trage ich in das Buch der mir liebgewordenen Menschen ein. Die letzten Tage in Berlin fanden mich schon zu erfüllt von den Eindrücken, die ich empfangen, um noch wirken zu können. Sie werden mir, ich kann es voraussetzen, Gleichgültigkeit gegen Manches, was mir in jenen letzten Tagen gezeigt wurde, vorwerfen und bedenken nicht die Müdigkeit meiner Sinne. Ich bin ein Sohn des Morgenlandes und beschauliche Ruhe ist uns Söhnen jenes Erdstrichs mehr Bedürfnis als ihnen, die sie, ob groß oder klein geboren, von Kindesbeinen an zum Arbeiten, zum Schaffen angehalten werden. Es ist ein härterer Stoff in ihnen und die Vortrefflichkeit des Erdendaseins wird ihnen von ihren Weisen als eine Summe von Kämpfen dargestellt. Sie ringen mit dem Erdreich, mit den Mächten des Klimas, mit der Sonne, deren Stiefkinder nur sie im Vergleich zu uns sind, sie kommen aus den Ringkämpfen gar nicht heraus. So sind wir weicheren Menschen einer üppigen Zone nicht in der Lage, ihnen folgen zu können, ohne rasch zu ermüden. Und da

habe ich wahrlich mit meinen Augen länger ausgehalten als irgendeiner meiner Rayets. Ich brauche nun Ruhe für meinen Leib und für meine Seele, denen noch viel der Arbeit im Reiche der Inglis und FrenGIS bevorsteht. Es war daher ein trefflicher Gedanke, mich eine Zeit lang mir selbst zu überlassen. Er ging von dem weisen Padischah selbst aus, dieser Gedanke, und seine Folge ist, daß ich nun hier bin in dieser schönen Gartenstadt Wiesbaden, die noch vor sieben Jahren ihren eigenen kleinen Khan hatte und die Hauptstadt seines Ländchens war, seit dem Kriege gegen Austria aber zu dem Reiche des Kral von Pruff geschlagen wurde und nun eine Stadt ist, wie viele andere, die zu dem Reiche des Padischahs gehören. Hier in der schönen Gartenstadt bewohne ich den Palast des früheren Khans, habe keinen Hof, dessen Gast ich bin, um mich, keine geschäftigen Höflinge, die alle Tage anstrengendes Schauspiel für mich erfinden, keinen Ceremonienmeister, der mich mit Festen bei Tag und bei Nacht aus dem Hause commandirt, habe keine Rücksichten für liebenswerthe Gastfreunde, und das Alles thut so wohl nach so vielen lärmenden Tagen, die mir, seit ich den Fuß auf den Giaurenboden gesetzt, hastig einander folgend nachstellten und mich nicht zu mir gelangen ließen.

Auf dem Wege hierher ward mir noch ein Einblick in das gewaltige Eisenbahntreiben dieses Reiches. Der Dampf scheint mir so das richtige Element für diese rastlosen Nemfes. Das fliegt so auf vielen sich kreuzenden Eisensträngen hinein und hinaus; an manchen Orten überfiel mich ein Schwindel vor lauter ab- und zudampfenden Zügen, die alle so sorgsam und ordnungsgemäß ihren be-

stimmten Weg nehmen. Ach, daß ich in meinem Reiche schon solchen, wenn auch nur annähernd schönen Anblick von Rührigkeit hätte! Reutter verspricht mir ihn und ich will hoffen, daß er es zu Stande bringt. Er ist ein Nemse und das ist genug für mich, um an seine Kraft zu glauben. Auf irgend einem Haltpunkte haben sie mich in die gewaltige Kanonenwerkstätte geführt, die ein einfacher Angehöriger des Reiches errichtet und sie zur größten Blüte gebracht hat. Der Mann hat die Kolosse geliefert, die der Frengis-Hauptstadt vor drei Jahren so arg zuge-
 setzt. Er baut Kanonenungethüme, deren Anblick schon Furcht einflößen könnte. Ich möchte nicht der Herrscher sein, der in nächster Zeit mit den Geschossen dieser Ungethüme Bekanntschaft macht. Wer immer im Frengislande an die Spitze der Herrschaft nächstens zu stehen kommt, ich möchte ihn nur einfach hierher führen und die Friedensgedanken kämen ihm dann schon. Ich bedauerte es nicht wenig, mich nicht lange in diesen Werkstätten aufhalten zu können, mein Ruhebedürfniß ging für diesmal über meine sonstigen artilleristischen Neigungen. In Wiesbaden traf ich meinen Bezier-Muchtar Nazar-Aga, der mich nach London geleitet. Er sprach mir viel von den großen Vorbereitungen, die sie dort für mich treffen, von der Spannung, die im Volke herrscht, das mich mit offenen Armen erwartet, und wie man Alles zu übertreffen sich anschide, was ich bisher gesehen und gehört. O ich weiß es, sie brauchen mich, diese Inglis, und in solchen Fällen sind sie ja immer in der kostspieligsten Laune. Aber das Alles, was mir der Nazar-Aga da erzählte, macht mir die paar Tage Ruhe nur um so wünschenswerther und nöthiger.

Leider war es mit dieser Ruhe nicht so ganz richtig, denn auch die einfache Gartenstadt Wiesbaden wollte den König der Könige nicht ungeehrt von dannen ziehen lassen. Gleich am ersten Abende hatten die Giauren hier den Einfall, mich mit ihrer Musik auf dem Platze vor dem Palaste zu tractiren. Ich habe nun wenig angeborenen Sinn für diesen Instrumentenlärm mit nach dem Giaurenwelttheil gebracht und dieser Sinn hat in Petersburg wie in Berlin keine weitere Ausbildung genossen. Da stellten sich nun eine Anzahl Spielleute vor meinen Fenstern auf und bliesen darauf los, puzten dann die Löcher ihrer Instrumente und bliesen wieder darauf los. Aus dem gedruckten Papier, das sie mir zur Orientirung heraufgesandt haben, ersah Gasteiger, daß sich dieses Blasen und Puzen noch zwölfmal wiederholen sollte. Ich fragte Gasteiger, ob die Spielleute nicht rascher spielen könnten. Gasteiger ging hinab, kam aber mit der Kunde wieder, daß das Zeitmaß für die Spielleute bestimmt angegeben sei und sie nicht anders könnten, als es ihnen vorgeschrieben. Dann ließ ich fragen, ob es denn nicht möglich wäre, die noch fehlenden zehn Musikstücke in eins zusammenzuziehen; Gasteiger kam wieder mit demselben verlegenen Gesichte und derselben Antwort, daß es nicht möglich sei, zurück. Diese Leute könnten mich mit ihrer Redlichkeit zur Verzweiflung bringen. Wenn das in Fran ist, so unterschlagen die Spielleute die Hälfte von dem, was sie zu bieten verpflichtet sind, vorerst und die andere lassen sie sich dann gewöhnlich schenken. Diese Spielleute hier unten vor mir ließen sich nicht einmal auf Unterhandlungen ein und gingen erst von dannen, nachdem ich mich längst in das hinterste mei-

ner Gemächer zur Sicherheit meiner Ohren zurückgezogen und all den Meinigen befohlen hatte, dasselbe zu thun. Dann ward nach Ablauf einer halben Stunde Ruhe und ich konnte an den Schlaf denken.

Morgens gab es dann ein süßes Erwachen, denn es war kein Hofmann vor der Thür, der mich irgendwohin zu bringen hatte; den guten Saertip, der mich von der Grenze des Ruß-Reiches geleitet und der mir auch hier beigegeben ward, hatte ich auch freigegeben, was ihm wohl nicht unangenehm sein wird. Ich war nun einmal Niemandes Gast und wollte es auch so ganz bleiben. Ich fing an, mich wieder mit meinen Leuten zu beschäftigen, die durch das neue Leben aus Rand und Band gekommen waren. Einige von den Kerlen hatten sich schon in Berlin den guten Wein der Rempes zu Gemüthe geführt und ihre Pflicht vergessen. Hier nun erst, wo der Wein für sie in Bächen fließt, waren sie gar nicht zu ernüchtern. Als ich nach dem Kawedschi verlangte, war er nicht transportabel. Er wälzte sich in seinem Zimmer mit mehreren meiner Pischhedmets und sie riefen alle: „Weg mit Allah, wir wollen Giauren werden.“ — Das gab großes Aufsehen unter den Giaurenknechten des Palastes, was mich verdroß, und wären wir nicht unter Fremdlingen gewesen, ihr Kopf wäre ihnen nicht mehr lange wüßt und schwer gewesen, denn mein Fereschbazi (Leibhenker) hätte ihn ihnen abgenommen. Sie sind jedoch vorgemerkt für diese Erleichterung des Leibes, bis wir wieder unseres Reiches Boden betreten.

Nach dem Frühstück streifte ich in der schönen Umgebung der Stadt umher, ich suchte die Stille der Wälder

und Gärten, die da im herrlichsten Grün umherlagen. War ich müde, so bestieg ich meinen lieben Fuchshengst und setzte mit ihm weit über die Auen hinaus, bis dorthin, wo die Lüfte reiner und frischer wurden. Der Mirachur (Stallmeister) hatte Mühe, mir zu folgen. Abends machten sie im Parke wieder Musik für mich, ich kam nicht. Ich schickte ihnen meine Beziere und Mirzas, die hatten Brillanten genug mit, um Aufmerksamkeit zu erregen. Abdul Samed-Mirza überließ ich die Vertretung des Hauses der Kadsharen bei dem Weibsvolke, das im Palaste zusammengelaufen sein mochte. Ich selbst aber ging mit Hadschi-Mirza Hussein-Khan noch einmal die Eisenbahnvorlagen Reutter's durch und ließ mich dann noch durch die Vorlesung einiger Frauenbriefe aus dem Hause, den ich in Berlin tagtäglich erhalten hatte, von Gasteiger ergötzen. Wenn ich so in Teheran eine Sammlung von solchen Siaurenbriefen herausgäbe, das gäbe doch einen Beitrag zur Kennzeichnung der gebildeten Nemses-Frauen! Sie reden fast alle von unseren Dichtern und legen ihre Photographie bei. In der Hauptstadt von Arus bekam ich nur Beweise, daß die Frauen schreiben können, die Nemses-Frauen schicken schon Bildnisse; das ist ein Fortschritt, und wenn die Kultur nach Westen wirklich im Fortschreiten begriffen ist, so erwarte ich, daß die Siaurinnen von Paris in eigener Person an meine Thür klopfen.

Des andern Tages gaben sie mir ein Feuerwerk, welches ich mich nach langem Schwanken anzuschauen entschloß. Ich mußte sie doch einmal beehren die guten Leute der Stadt Wiesbaden. Nach der Märchennacht zu Pots-

dam, deren Eindrücke noch zu frisch in mir lebten, war freilich bei mir mit all den Feuerkörpern, die da prasselten und die Luft durchkreiften, nicht viel Effect zu machen, aber ich sah es bis zu Ende an und ließ mich dann in die großen Säle führen, die der Stadt ehemals den großen Ruf in der Welt gemacht hatten. Da wurde nämlich Jahre hindurch öffentlich gespielt, so eine Art von Azbazi (Landsknecht), wie wir es in Fran lieben. Aus allen Theilen der Welt kamen die Leute hierher, um ihre Tomans anzubringen. Der Padiſchah hat erst kürzlich diesen kostspieligen öffentlichen Zeitvertreib, der viele Leute Gut und Blut gekostet, untersagt und die FrenGIS sollen darüber sehr empört sein und schon deshalb einen Krieg mit den Nemfes herbeiwünschen, damit sie, wenn sie Wiesbaden, Baden-Baden und Homburg erobert haben, was ihnen von Paris aus betrachtet, nur ein Leichtes sein kann, gleich weiter spielen lassen können. In den Sälen rollt jetzt freilich kein Geld mehr, es ist still in ihnen. In dem einen ertönte ein Musikasten, den ein Fräulein in Bewegung brachte, in dem andern spielten zwei ältere Herren unser heimisches Schach, in zwei anderen hatten sie Haufen von Zeitungschroniken in allen Sprachen aufgestapelt. Da gab es auch solche mit Bildnissen und in einem solchen Blatte sah ich einen stier dreinschauenden Herrn mit der Kullah auf dem Kopfe, von dem ich hörte, daß er Schah von Persien sein sollte. Diesen Mann, den ich im Bilde da vor mir hatte, müssen meine Feinde während meiner Abwesenheit von Teheran auf den Thron gesetzt haben; ich kannte ihn nicht. Auch zu einem glänzenden Ball haben sie mich eingeladen; ich schickte Sultan

Samed-Mirza, meinen Tanzbevollmächtigten für ganz Europa.

Einen ergötzlichen Abend haben mir die Giauren in Wiesbaden bereitet und der sei ihnen unvergessen. Sie sandten mir einen Hexenmeister und Kartenzauberer in den Palast, der seine Künste vor mir spielen ließ. Der Mann setzte mich in Erstaunen durch die Geläufigkeit seiner Hand. Seine Finger verzehren Alles, was ihnen unterkommt und das vor unseren Augen. Er legt eine Rolle Tomans in die Tasche des Muhamed Rachim-Khan, meines Ceremonienmeisters, wir sehen es alle und doch befindet sich dieselbe Rolle in der nächsten Minute in der meinigen, aus der sie der Künstler hervorzieht. Wäre das Ding umgekehrt, ich würde es begreiflicher finden. Aber der Zauberer hat es zu Wege gebracht, daß Muhamed Rachim-Khan auch einmal Gold fahren ließ, das bereits in seiner Tasche war — und das war das Unerhörteste und Ergößlichste an der Sache. Der Mann hat auch sonst noch seine Zauberstückchen nach allen Richtungen spielen lassen und Sultan Murad-Mirza's Kullah einmal aus einem frisch bereiteten Kuku (Eiertuchen) herausgezogen und sie dann unverfehrt dem Erschrockenen wiedergegeben. Eine Fanfare von Gelächter ging durch die Reihen der Meinen. Die gebackene Kullah — ich glaube, sie wird dem armen Mirza für immer bleiben. Ich lud mir den Zauberer nach Teheran ein.

Andern Tages fuhren wir über den großen Strom der Remses, der ihr aller Stolz ist, von dannen, ihrem schönen Lande Lebewohl sagend. Ueber das kleine Belgien ging es nun nach dem Reiche der Inglis nach London.

III.

In London.

London, 18. Juni.

So wäre ich endlich unter den Englis, in ihrer Hauptstadt London. Diesen Gaiuren hier zu Lande muß ich es nachsagen, sie verstehen es unter allen am besten, mit mir und für mich Lärm zu schlagen. Wüßte ich nicht, daß sie nicht zu überbieten darin sind, wüßte ich nicht, daß ein Nochmehr zu den Unmöglichkeiten gehören muß, ich würde es unterlassen, die Gaiuren im Lande der Frengis und in Austria zu besuchen, und nähme von hier den Heimweg. Ich könnte mehr des Spectakels, wie er mich heute stundenlang umtobte, sicherlich nicht ertragen. Die Tage der Ruhe, seitdem ich Berlin verlassen, haben mich entwöhnt, mir aber auch frische Kräfte verliehen, ohne die ich hier verloren wäre. Zu den Tagen der Ruhe zähle ich auch die, welche ich im kleinen Lande Belgien verlebte. Ich nahm die Besichtigung der hübschen Hauptstadt nur so mit, weil sie mir auf dem Wege lag. Ich hätte wohl nichts verloren, wenn ich das Ländchen, auf das mein verstorbener Freund Napoleon so großen Appetit gehabt, weil es für das Frengis-Reich

so ungemein bequem servirt liegt — es paßt zu Frankreich wie der Käse zum Brod — nicht gesehen hätte; auch der Herrscher, schon weil er nicht viel Aufsehens mit mir machen konnte, wäre tröstlich gewesen, mich nicht kennen gelernt zu haben, aber der Besuch füllte die Zeit aus und ließ mir meine Ruhe. Und so will ich auch diesem kleinen unter den Giaurenkraks, in dessen Lande das Fabrikfeuer nie erlischt und in dem so viele Schloten rauchen, wie bei uns Tschibuks, meinen Dank nicht vorenthalten. In seiner Seestadt Ostende war es, wo ich das Inglis-Schiff, das mir die gute Herrscherin des Inselreiches entgegen geschickt, heute Morgen bestieg. Nicht sehr guten Muthes ging ich auf dasselbe, die Tücke des Giaurenmeeres, über das ich nach Arus mußte, lag mir noch zu lebhaft im Sinne. Aber es sollte nur eine Fahrt von wenigen Stunden werden und das Wetter war freundlich, der Himmel blau, das Wasser ein klarer Spiegel. Ich entnahm gleich nach der Abfahrt, daß sich dieses Giaurenwasser recht artig gegen mich benehmen wolle, um das gut zu machen, was das Kaspimeer an dem „König der Könige“ verbroschen, und es benahm sich auch wirklich recht artig. Gleichmäßig trug es uns dahin, brachte unsere Beine nicht zum Schwanken und ließ, was die Hauptsache war, dem Magen, was des Magens war. Ich saß am Bord auf seidenen Kissen und sah den kräuselnden Wolken meines Nargilés nach, da schreckte mich ein weithinhallendes Getöse aus meinen Gedanken auf. Es war Kanonendonner. Die ersten Grüße kamen von den Schiffen der Inglis, die uns einige Meilen von Ostende entfernt bereits erreicht hatten. Es waren zwei Kriegsschiffe, die uns immer

näher kamen und immer größer wurden. Der Emir el Bahr (Admiral), der mich geleitete, nannte sie mir, ich habe ihre Namen nicht behalten. Aber meinem Auge erschienen sie mächtig und mir gefiel, als wir an ihnen vorbeifuhren, das rege Leben der vielen kühnen Burschen, die in den Masten hoch herumkletterten, ihre Hüte schwenkten und schreiend die Kanonen accompagnirten. Ich hatte die volle Ladung noch im Ohr, da brach neuer Donner los, gewaltiger noch als der frühere, und ein wahres Ungeheuer von einem Dampfer, in Erz gekleidet, flog auf uns zu und machte die Luft erbeben mit seinen Willkommenssalven. Das Ungeheuer heißt die „Vernichtung“ und dürfte diesem Namen in einer Schlacht auf dem Meere volle Ehre machen. Ich hätte nie geglaubt, daß das Wasser solch einen Kolos zu tragen vermag. Mein Bruder, Abdul Samed-Mirza, der große Prophet des Giaurenballets, drohte bei jedem neuen Donnergruß zusammenzubrechen. Der wäre so ein Admiral für mich, wenn ich eine Marine hätte. Die andern meiner Mirzas glöhten wie beherzt in das Ungeheuer hinein, wir hatten ja alle zusammen dergleichen nicht gesehen, nur Malcolm-Khan und Nazar-Aga wußten etwas von den Seeungeheuern, die die Engländer bauen. Da kamen aber immer noch neue Kriegsschiffe und der Lärm erfüllte die Luft, sodaß nichts zu hören war von all dem Lebendigen, was auf unserem Schiffe und außerhalb desselben existirte. In die Seevögel schien ein noch größerer Schreck gefahren zu sein als in meinen jungen Bruder und sie flüchteten wild dahin. Es war ein herrliches Schauspiel, als wir bald darauf die Flotte der Engländer, die sie uns entgegengeschickt zur Be-

willkommnung, in einem mächtigen Halbkreis um uns aufgestellt fanden, elf große Schiffe, unter ihnen eins der „Bernichtung“ vergleichbar, alle aber mit Riesenleibern, mit und ohne Panzer, alle mit Fahnenstangen geschmückt, menschenüberfüllt und alle in den schönen Tag hineindonnernd, unaufhörlich und in einem wilden Chorus. Der poetische Ali Kuli-Mirza nannte es den Donnerhymnus an den König der Könige. Sehr schön ausgedrückt, aber auf die Länge denn doch zu viel für mein armes Ohr. Das war froh, bald dem Lärm einer Seeschlacht zu entkommen. Dover war bald erreicht und unter einem Jauchzen, das uns auch etwas Unerhörtes war und das die Schiffsleute unseres eigenen Schiffes aufführten, liefen wir ans Land. Als wir anlangten, kamen die beiden jüngsten Söhne der Herrscherin des Inselreiches zu mir aufs Schiff und begrüßten mich. Mit ihnen waren einige Männer der Regierung, in rothen, rothblauen und blauen Kleidern, mit großen Orden behangen. Noch einmal mußte ich das Gebrülle der Ungeheuer anhören und dazu das Lärmen der Menschenmassen und dann saß ich geborgen in einem Wagen der Eisenbahn mit den jungen Inglis-Mirzas. Wir fuhren nicht lange und hielten vor einem Hause, vor dem uns ein Mann in großer Puderperücke und noch größerer goldener Kette eine längere Rede hielt. Das war der erste Bürger von Dover. Der Mann war gut und hatte ein Einsehen, denn er servirte uns ein treffliches Frühstück, nachdem er ausgeredet und Hadschi-Mirza Hussein-Khan ihm dankbarst geantwortet hatte, daß ich mich freue, zu Freunden ins Inghlisland gekommen zu sein. Und das

Frühstück schmeckte vortrefflich und die freundlichen jugendlichen Gesichter der beiden Mirzas des Inselreiches waren für meine Stimmung eine gute, passende Zugabe. Gestärkt und froh bestieg ich wieder den Eisenbahnwagen und fuhr durch eine lange Reihe von Inglis-Soldaten in rothen Röcken, die längs des Weges aufgestellt waren, der Hauptstadt zu, immer begleitet von unzähligen gaffenden Augen und schreienden Stimmen. Auf dem großen und belebten Bahnhofe ging der Lärm erst recht wieder los und verließ mich nicht, bis ich den Palast der Herrscherin, deren Gast ich nun bin, erreicht hatte. Alham du lillah! Die Kanonen bin ich los und mein Ohr kann sich erholen. Dieser lärmende Anfang aber verspricht sehr viel harte Arbeit für Auge und Ohr. Hezrete Ali (Prophet Ali) wird mir beistehen und ertragen helfen, was mir hier beschieden. Es geschieht ja Alles zum Ruhme seines Sohnes und dessen Ruhm ist auch der seinige. Ali wali Allah! *

* * *

London, 19. Juni.

Eine große Freude haben sie mir heute bereitet. Nach dem Frühstück nämlich lud man mich ein, in das Nebenzimmer zu treten. Das geschah sehr geheimnißvoll und ich wußte wirklich nicht, was meiner harren sollte. Ich hätte es auch nie errathen. Man führte mich vor einen Kasten hin, der nach Art der Musikkästen mit Tasten bedeckt ist und von dem aus eiserne Drähte durchs Zimmer und hinaus auf die Straße laufen. Da saß ein Mann, den man mir als Mirza Siemens vorstellte und der mich durch meinen Bezier Emir fragen ließ, ob ich nicht etwas nach Teheran zu bestellen hätte, ich könnte dann

die Antwort selbst hier abwarten. Ich hätte vor Freude den Giauren bald umarmt. Sie haben mir den Telegraph, der vom Lande der Hindustaner über Iran jetzt nach Inglis geht, bis in den Palast von Buckingham, in meine Gemächer ziehen lassen. Das war ein freundlicher, sonniger Einfall. Da steckt auch gewiß Keutter dahinter, der mir die Wohlthaten, die mein neuester Pact mit ihm über Iran bringen soll — es wird wohl auch für ihn etwas abfallen? — so recht zu Gemüthe führen will. Wer immer den Gedanken gehabt, er macht mir Freude, wie mir noch gar nichts auf der Reise Freude gemacht hat. Tausende von Meilen trennen mich von meinem sonnigen Iran und ein einfacher Eisendraht bringt mir in einer Stunde Kunde von drüben — mein Herz war erregt von diesem Gedanken und ich griff rasch zu. Zuerst ließ ich den Hakem-Mirza von Teheran (Prinz-Gouverneur) in Kürze fragen: „Was ist Neues in Iran?“ Die Zeit, so kurz sie war, sie ward mir lang, ehe die Antwort aus meinem Reiche da war. Ich wollte noch immer daran nicht glauben, daß solche geflügelte Botschaft möglich. Endlich war sie da und von Mirza Siemens entziffert lautete sie: „Iran ist ruhig wie die Nacht, die über mir ausgebreitet liegt, und segnet den Schatten Eurer Majestät, die jetzt seiner gedacht.“ Der Hakem-Mirza muß nicht wenig gestaunt und sich die Augen gerieben haben, als er meine Frage aus London erhalten!

Frisch wurde nun weiter mit Teheran angebunden. Am liebsten hätte ich mich selbst an den Rasten gesetzt und darauf losgearbeitet, wenn ich nur etwas davon verstan-

den hätte. Ich hätte dann sogleich in ganz Teheran umhergefragt. Die zweite Frage, wieder an den Hakem-Mirza gerichtet, lautete: „Ueberfließt das Herz des Scheich ul Islam noch immer von Aerger über meine Reise zu den Giauren?“ Darauf kam bald die Antwort: „Die Mulahs preisen Dich und der Chateb-Baschi (Vorbeter) spricht alle Feiertage mit lauter Stimme die Chutbeh *).“

Ja, sie beten für mich, diese Pfaffen, aber sie thun es nur aus Furcht. Wenn mir dieser Draht in das Innerste ihres Herzens hineinleuchten könnte, ich sähe dann etwas Anderes als Gebet für mich und mein Wohl. Aber der Hakem-Mirza haßt sie wie ich und sie fürchten ihn wie mich. Das ist genug der Aufklärung.

Und nun wußte ich Iran ruhig, den Scheich ul Islam ruhig und nun hatte ich also nur noch eine Frage, die ging an meinen Chadsche-Baschi (Chef der Eunuchen) und lautete: „Ist Ruhe und Frieden im Enderun, unter den Akdis (Chefrauen) und den Sighes (Contractfrauen)? Wie geht es der Valide (Königin-Mutter)? Ist der Pillaw (Reissspeise mit Früchten) fett genug?“

Auch auf diese letzte Frage war die Antwort aus Teheran bald da. Der Aga antwortete: „Die Frauen blühen und sind den Guls von Schiras zu vergleichen. Sie segnen Dich, Sultanah Valide vor allen. Der Pillaw ist ausgezeichnet.“

Reich, Pfaffen und Enderun sind in schönster Ruhe

*) Gebet für den König.

und Zufriedenheit und so konnte ich nun den Draht dem Emir überlassen und den übrigen Mirzas, die sich über den armen mit Neuigkeitsheißhunger herstürzten und ihn alle zugleich benutzen wollten. Sie gaben auch die wichtigsten Nachrichten nach Teheran auf. Abdul Samed-Mirza berichtete z. B. an die Valide, daß er unter den Giaurenfrauen die „Perle der moslemischen Jünglinge“ genannt werde, und die Valide wird ihm's auch geglaubt haben. Muhamed Rachim-Khan verlangte eine neue Kullah und war sehr enttäuscht, als statt dieses Kleidungsstückes der Telegraph bloß das Versprechen brachte, man werde ihm eine senden. Imam Kuli überraschte seine Chanum (Weib) mit der Nachricht, daß er täglich ein frisches Pirahen (Hemd) anlege und beim Schnutzen nicht mehr von seinen Fingern Gebrauch mache. Solcher Nachrichten von großem Interesse fürs Reich kamen an diesem Vormittage pünktlich nach Irans Hauptstadt mehrere. Seitdem ich über Iran herrsche, und das sind nun fünfundzwanzig Jahre her, sind nicht so viele Fragen von dem Giaurenwelttheile nach Teheran gekommen, als an diesem einen Tage. Meine Hauptstadt muß sich auch in nicht geringer Aufregung befinden. Der König der Könige ist über hundert Tagereisen von Iran entfernt und doch dringt das Wort, das er vor einer Stunde gesprochen, nach dieser Stunde schon zu den Ohren seiner Rayets und jeder seiner gesegneten Gedanken dringt, kaum er ihn gedacht, zu ihnen. Das wird Vielen über das bischen Verstand, das ihnen Allah gegeben, gehen und sie werden dann sich hinsetzen und heute noch mehr des Beng (Gaschisch) genießen, als sie sonst thun, um

nicht weiter mit diesem Wunder sich den Kopf zerbrechen zu müssen. Vielleicht hat Keutter Recht, wenn er sagt, seine Eisenbahnen, Straßen, Kanäle, Telegraphen werden andere Leute in Iran hervorbringen, der Bengesser werden weniger und der regeren Köpfe mehr sein. Vielleicht rotten diese schönen Werkzeuge der Giaurenkultur auch die Mulahs aus. Diese sind die eigentlichen Feinde Irans. Ich habe zwar im Reiche der vielgebildeten, mit Eisenwegen und Telegraphenstangen überdeckten Nemses, aus dem ich eben komme, nicht eben gehört, daß die Locomotive die harten Mulahschädel hätte zu zertrümmern vermocht, und sie dampft schon ziemlich lange auf allen ihren Wegen. Aber sie fürchten diese Werkzeuge der Bildung denn doch; sie hassen jegliches Licht, also auch das glühende Auge der Maschine. Und schon deshalb soll Iran diese Augen erhalten. Die Leber meiner Mulahs wird heute nicht wenig Feuer gefangen haben über den sonderbaren geflügelten Boten, der meine Fragen so rasch nach Teheran und die Antworten so rasch von Teheran hierher gebracht hat. Sie schreien gewiß über Zauberei und allerlei böse Kunst, die sich mit mir verbunden hätten, und sagen Iran den Untergang vorher. Einen Untergang wird es freilich in Iran geben, aber sie wissen noch nicht, daß es der sein dürfte.

* * *

Nach dem Vergnügen die Arbeit; ich mußte Besuche machen. Schon gestern hatten sich mir die Mirzas der Dynastie in einem Salon vorgestellt. Heute mußte ich ihnen nun den Besuch erwidern, so will es der Giaurenbrauch, dessen Sklave nun auch ich bin. Aber es sind

der Mirzas, die zu der Familie der Herrscherin des Inselreiches gehören, zum Glücke nur wenige. Am Hofe von Arus und an dem der Nemses waren ihrer so viele, daß es mir schwer war, sie auseinanderzuhalten, und daß es mir einmal begegnete, daß ich in Berlin einen Mirza, der Gedichte schreibt, also ein doppelter Mirza ist *), einer von vorn und auch einer von hinten, für einen der großen Heerführer aus dem Frensis-Kriege gehalten habe. Und der Mann führte nie ein Schwert, sondern nur die Feder und das Tintenfaß im Gürtel. Hier wird es nun meinerseits kaum zu solchen Verwechslungen unter den Mirzas kommen, insbesondere werde ich keinen von ihnen für den Helden, der eigentlich der andere ist, zu halten verleitet werden, weil noch keiner von ihnen ein Held zu sein in die Lage kam. Es gibt hier nur drei Mirzas ersten Ranges: da ist der Baliecht (Thronfolger), den sie hier Mirza von Wales nennen, dann der Khan von Edinburgh und der Mirza Alfred, seine beiden Brüder, sämmtlich Söhne der Herrscherin und ihres verstorbenen Mannes, eines Khans der Nemses. Dann gibt es noch einen Khan von Cambridge und einen von Teck. Das ist Alles. Der Mirza von Wales ist, wie mir Malcolm-Khan sagt, ein junger Mann, der sich seine erste Stellung neben seiner Mutter im Lande recht gut schmecken läßt. Er ist immer auf dem Anstand, wenn es gilt, ein Wild oder ein schönes Weib zu jagen, ein Freund köstlicher Gelage, treff-

*) Mirza heißt sowohl Prinz als auch Schriftgelehrter. Die erstere Bedeutung hat es hinter dem eigenen Namen, die letztere vor dem eigenen Namen stehend.

licher Weine, freundlich und zuthunlich gegen Jedermann und jedes Weib, ein froher Geselle, ist voll guten Humors und guter oder schlechter Gefänge und toller Späße. In früherer Zeit hat ihm manch solcher Spaß die Ungunst des Volkes eingetragen und den Aerger der Mutter erregt. Eine schwere Krankheit soll ihn jedoch in Manchem ernst gemacht haben. Er hat eine Schwester der Frau des Baliecht von Arus, die jetzt auch hier weilt, zum Weibe, die, wenn sie auch nicht sein Herz, so doch seine Politik ganz ausfüllt; denn er ist ganz wie der eine seiner Schwäger ein Freund der Frengis, und zum Unterschiede von seinem anderen Schwager, dem Baliecht der Nemses, ein Feind der Nemses, während seine Mutter von ihren Neigungen in umgekehrter Richtung festgehalten wird. Der Mirza von Wales wird sich seine politischen Neigungen für jene Zeit conserviren müssen, die ihn auf den Thron des Inselreiches bringen wird, und auch dann wird das Land, das hier bei den Inglis nicht durch den Regenten, sondern von den Erwählten der Städte, der Bodenbesitzer, der Fabriken und den Rathgebern des Ned-schab (Adel) regiert wird, erst zuschauen, ob ihm die Neigungen und Abneigungen des Mirza den Beutel füllen oder nicht. Denn auf dieses Letztere kommt es ein- für allemal in diesem Inselreiche immer zuerst an. Um den Beutel handelt es sich auch bei der Frage des Verhaltens der Inglis gegen Arus, das durch sein kaufmännisches Vorgehen in Centralasien dem lieben Indien, der Quelle des vielen Geldes, das sie hier haben, immer mehr an den Leib rückt. Und das kann gefährlich werden, wenn die militärische Karavanserai jenes Kaufmanns von

Chiwa weiter nach Afghanistan vordringt. Und da braucht man den Schah-in-Schah so nöthig wie einen Bissen Brod, und diesen Bissen Brod läßt man sich nun hier viel Geld kosten für Tag- und Nachtfeste, Revuen, Bälle, Soiréen und was Alles meiner wartet. Nun, ein Toman (Dukaten) ist des andern werth, und ist Frans Freundschaft für diese Leute hier wirklich Goldes werth, so werden sie es eben bezahlen müssen; Fran braucht Geld und Arus ist nahe.

Da bin ich aber ganz vom Mirza von Wales abgekommen. Er nahm mich mit allen Ehren in seinem Hause auf und sein Weib, eine liebliche Erscheinung mit milden Augen, that desgleichen. Zu schwätzen gab es nicht viel, und das Wenige besorgten Malcolm-Khan und Hadschi-Mirza Hussein-Khan. Sie theilten sich redlich zwischen Mann und Weib und schien mir Malcolm-Khan, dem die Geschäftsführung mit der Mirzassa zufiel, das größere Glück zu haben. Er war auch durch allerlei Winke, die ich zum Aufbrechen gab, nicht so bald abzubringen von der Frau des Mirza.

„Ihr Gehirn ist feucht, sehr feucht“, sagte Malcolm-Khan, als ich ihn beim Abfahren nach der Frau und ihrem Wesen fragte. Ich habe aber meinen Maeslaehaetguzar (Botschafter) stark in Verdacht, daß er seit seiner letzten Rundreise unter den Giauren dieses Welttheils ein Giaurinnenknecht geworden, und daß er schon dahin gelangt ist, jeder Giaurin ein feuchtes Gehirn zu verleihen, wenn sie nur eine weiße Haut und ein helles Auge hat. Ein Glück, daß die anderen Mirzas des Reiches keine Weiber haben, wir kommen so rascher

hinweg von ihnen. Der Rhan von Cambridge gefällt mir sehr wohl; er erkundigte sich sehr lebhaft nach meiner gesegneten Constitution, wie ich die Seefahrt ertragen, wie mir das Essen zusagt, und das liebe ich, wenn ein Fremder Interesse an meinem Leibe zeigt. Die jungen Mirzas, Alfred und Edinburgh, sind hübsche, frische, lebhafte Menschen. Der Mirza Tick, Tack oder Täck — wie nennt man ihn? — verbeugte sich einige Male vor mir und meinen Beziern und war gewiß ebenso froh, daß wir bald nach unserer allerletzten Verbeugung gingen, als wir selbst. Als ich in den Palast zurückkam, waren die Beziere muchtars (Gesandten) und Maeslaehaetguzars der verschiedenen Herrscher des Giaurenwelttheils schon versammelt, um sich mir vorstellen zu lassen. Das war wieder eine harte Arbeit. Nazar = Aga brachte mir einen nach dem anderen, ich sprach einige Worte mit den Beziern von Austria, Arus und Frengis. Der von Rum (Türkei) benahm sich besser als sein College in Petersburg und drückte sich freudig darüber aus, daß ein moslemischer Herrscher solcher Ehren theilhaftig werde. Es ist recht schön von dem Manne, daß er sich über diese Thatsache freut. Seinen Gebieter wird es aber weniger freuen, daß ein Schiite, wie ich, mit um so viel größeren Ehren in den Giaurenlanden empfangen wird, als er, der Beherrscher der Osmanlis und der Sunniten, vor fünf Jahren empfangen wurde. Kaum waren die Beziere muchtars entlassen, da waren wieder die Beziere der Herrscherin des Reiches angemeldet, das heißt die Herrscher selbst. Da hieß es nun allen Widerwillen gegen das Stehen unterdrücken und die Männer anhören. Die Ant-

worten besorgten Nazar = Aga, Malcolm = Khan und Gadschi = Mirza Hussein = Khan, ich nickte blos mit dem gesegneten Haupte, wenn mir einer meiner Fürmichredner in Frans Sprache etwas Wichtiges bemerkte. Und von wichtigen Dingen wurde viel und lange gesprochen. Der Bezier muchtar von Arus wäre wohl gar zu gern dabei gewesen und er begleitete seinen Balieht nur ungern aus dem Palaste, als dieser nach Abgang der Diplomaten sich entfernt hatte.

Zum Mittagsmahl war ich Gast des Khans von Edinburgh. Das Gusch (Hammelfleisch) ist das Lieblingsfleisch der Ingliß, wie es das unsere ist. Da haben wir doch etwas gemeinschaftlich mit diesen Giauren. Es kommt Gusch bei ihnen jeden Tag auf den Tisch und zwar in der Gestalt des Sich = kaebab (Spießbraten), nur hüllen sie diesen nicht in dünnes Brod, wie wir es thun. Ich habe den Khan, zu dessen Seite ich saß, durch Malcolm = Khan auf diese Zubereitungsweise aufmerksam machen lassen. Der aber schüttelte den Kopf und wunderte sich nicht wenig über diese ihm neue Bratenhülle. Ich weiß überhaupt nicht, wozu sie bei den Giauren das Brod haben. Sie brocken es nicht gleich uns so stark in die Ush (Suppe), um diese anstatt des Löffels mit den Fingern essen zu können, sie legen auch ihren Braten nicht darauf und wischen sich endlich auch die feuchten Hände nicht daran ab, was Alles wir thun, also wozu haben sie Brod? Blos um es zwischen den Speisen zu kauen und um mit den inneren weichen Theilchen Kügelchen zu rollen? Es scheint so, darin werde ich diese Giauren auch nicht bessern. Lassen sie sich ja hier sogar ein krabbelndes

Gefindel als Speise auftragen, essen Krebse, die bei uns ein wohlgearteter Mensch nicht zu essen wagt! Aber was sie gut haben und was meine vollste Zufriedenheit bei dem Mittagsmahle erwarb, das ist der Paenir (Käse). Wir haben auch von dem großen rothen Laib nicht viel übrig gelassen.

Es war eine starke Versammlung von Herren und Damen am Tisch, aber mir schien diese auffallend ruhiger, als ich es bei den Gastmählern anderer Höfe gefunden habe. Sie haben hier eine Art, bequem und gedehnt zu reden, sie strecken jede Silbe ihrer Sprache gern so breit hin, wie sie dies mit ihren Beinen thun. Das wären noch am ehesten Giaurenmenschen, aus denen man Perser machen könnte. Sie haben lange Beine und wissen nicht recht, was sie auf diesen Marterstühlen mit ihnen beginnen. Warum schlagen sie sie nicht unter, dann wäre ihnen und den armen Beinen geholfen. Ich sagte es ihnen auch, aber sie schienen wenig Lust dazu zu haben. Der Einzige, der es noch gewagt hätte, so zu thun, wenn wir allein gewesen wären, ist der Mirza von Wales. Er scheint der Etikette gern einen Pöffen zu spielen. Das gefällt mir an ihm.

Abends war ich im Hause des Khans von Southerland. Wie der Mann dazu kommt, den König der Könige bewirthen zu dürfen? Ich weiß es noch heute nicht. Aber er scheint eins der Häupter des Nedschab der Inglis zu sein und muß ein Anrecht auf den Empfang von fremden Majestäten haben. Malcolm-Khan sagt mir, er habe auch den Herrscher in Rum, den Padischah der Osmanlis, bei sich zu Gaste gehabt. Da mußte ich

freilich in sein Haus gehen, Stafford-Haus hießen sie es. Das könnte das Haus eines Herrschers sein und nicht das eines Kayet, in solcher Pracht der Stoffe, Farben und Metalle prangt es. Glänzender Marmor und Onyx, Gold und Silber, indische Stoffe und die von Damast machen einander die Wirkung streitig an den Wänden, in den Möbeln, Lampen, Schmucktischen, den Thüren, Fenstern und Fußböden, Bildsäulen, Gemälde, Bronzen zieren Plafond, Nischen, Kamine und andere Plätze. Weißes Licht flutete von der herrlichen Treppe bis hinauf in den letzten Winkel des großen Palastes in mächtigen Strömen. Ein heiterer Anblick fürwahr, aber auch das einzige Heitere an dem ganzen Nachtfeste. Menschenmengen füllten alle Räume, die Männer in die auffallendsten Tuchfarben gekleidet oder im häßlichen, schwarzen, geschwänzten Frack, die Frauen aufgedonnert, schmucküberladen, den Kopf mit Dschiggas, Diamantenvögeln, oder mit bunten Federn besteckt; manch feiner, sinnlich blickender Kopf, aber auch viel aschfarbige, steinerne, kalte Schönheit, ohne Rundung in den Bewegungen, ohne Anmuth in den Gliedern, viel Steifheit, wenig Leben. Mir wollte es immer scheinen, als seien die Leute alle einander sehr gleichgültig, ob sie nun mit einander sprachen, tanzten oder einander anschauten. Sie haben eine eigenthümliche Unterhaltungsform, sagt mir Nazar-Aga. Der eine oder die eine zupft ein paar Worte mit der Zunge ab und während dessen kommt aus dem Munde der Anderen, die ihm zuhören, fast im gleichzeitigen Tempo das Wörtchen „Jeeees“ in möglichster Dehnung einigemal hervor. Lebhafter Wortwechsel, bewegtes Mienenspiel, ein anderer als ein

gedämpfter Ton kommt bei diesen Inglis gar nicht vor. Diesen Abend sprachen sie nun gar, wie mir Malcolm-Rhan sagte, von nichts Anderem als von meinen Diamanten. Ich hatte meinen Daria-ennur (Meer des Lichtes) angelegt und desgleichen haben sie freilich noch nicht gesehen in London. Diese Inglis-Frauen haben übrigens auch ganz hübsche Chazinehs (Schatzkammern) auf Kopf, Brust und Armen. Pabends (Fußbänder) wie unsere Weiber tragen sie nicht, wie sie auch, was den Fuß betrifft, ihre Schaeras (Poeten) gewiß nicht begeistern können. Der Rhan von Southerland und seine Frau schienen sich sehr geehrt zu sehen, was sie durch ein lang anhaltendes Lächeln recht eigenthümlich auszudrücken wußten. Es war so eine recht vornehm ausgemessene Heiterkeit in ihren Zügen zu bemerken, auf dem Gesichte des Rhans nicht ein Zoll mehr als auf dem seiner stattlichen Frau. Gemessene Höflichkeit ließt man bei den Inglis auch in den Zügen der anderen Höfliche und Höfliche. Am Hofe der Nemses und auch auf dem von Arus habe ich mehr ungebundene Lustigkeit und weniger abgewogenen Ton gefunden. Der Mirza von Wales scheint der Einzige, der hier am Hofe zu lachen wagt, so recht aus der erfreuten Seele heraus. Und seine Frau unterstützt ihn darin recht munter. Sie sah sehr anmuthig aus und das weiße Fleisch ihres Nackens machte, als ich sie eine Zeit lang am Arm hatte, meinem Daria-ennur große Leuchtconcurrentz. Meine fremdisprechenden Beziere waren viel umlagert. Abdul Samed-Mirza fühlte sich weniger behaglich. Einmal machte er einen Moment lang viel von sich reden. Er tippte einer

aschfarbigen Schönheit im Vorbeigehen mit dem Finger auf den entblößten Nacken. Das scheint bei den Giauren nicht Brauch zu sein. Der gute Junge, er wollte sich gewiß nur überzeugen, ob bei der Englischschönen, die so viel schwarzes Haar auf den Kopf gethürmt hatte, wenigstens das schöne Fleisch echt sei, und machte damit einiges Aufsehen, wie man mir erzählt. Als ich ihm zu Hause nun davon sprach, daß sein Tupsen unter den Giauren aufgefallen war, da dies unter ihnen nicht Brauch ist, da sagte er ganz verwundert: „Brauchen die Giauren auch dazu Messer und Gabel, nehmen sie auch dieses Fleisch nicht mit den Fingern?“

* * *

London, 18. Juni.

Heute sollen es sechsunddreißig Jahre sein, daß die hohe Frau, deren Gast ich hier bin, das Inselreich regiert, das heißt, daß sie auf dem Throne sitzt. Das Regieren ist hier nicht unbequem und man kann recht alt dabei werden. Man läßt die Männer, die da drüben, meinem Hause gegenüber, in einem prächtigen Palaste allnächtlich ihre Berathungen haben, gemeinschaftlich mit den Bezieren, die ihr Vertrauen genießen, die Geschäfte des Staates besorgen und setzt nur den Namen unter ihre Beschlüsse, dann eröffnet man jährlich diese Versammlung persönlich mit großem Glanz des Ausputzes, mit einer Ansprache, die man aus der Schrift des Großveziers vorliest, und schließt sie ebenso feierlich alljährlich wieder, und dann gibt man noch einige Feste den Großen des Landes, denen man sich freundlich zeigt — und man hat das Reich re-

giert. Thut man das Alles und hütet sich, selbst eine Willen zu haben, dann hat man sogar weise regiert und ist der Liebling des Volkes. Und das soll die Herrscherin dieses Reiches wirklich sein. Berücksichtige ich ihr Geschlecht, so muß ich diese Herrscherin anstaunen. Sie ist ein Weib, ein Giaurenweib, und hat keinen eigenen Willen! Sie ist ein Weib und ist, auf der Binne des Staates stehend, nicht herrschsüchtig, ist ein Weib und ist nicht eitel, ein Weib und ist nicht zänkisch und eigensinnig, ein Weib und mißbraucht ihr Ansehen nicht, ein Weib und beurtheilt die Männer ihrer Regierung nicht nach ihrer Schönheit, sondern nach ihrer Weisheit — nun, das scheint mir ein merkwürdiges Giaurenweib zu sein. Und doch begreife ich es noch eher, daß ein Weib auf diesem Junglisthronen sich wohl befindet — Nichtsthun ist ja eigentlich ihrer aller Seligkeit! — als daß dies ein Mann vermag. Bin ich hierzu ein König, um nicht zu regieren? Habe ich deshalb einen erhabenen Willen, um immer nur anderen Leuten, die mir unterworfen sein sollen, den-ihrigen zu thun? Wie, mein Wort wäre keins, wenn es diese oder jene Männer des Landes gegen sich hätte? Und mein Schwert wäre nur dazu da, um die Leute, die es zu erreichen strebt, nicht zu erreichen: Meine Krone sollte nur eine Kopfbedeckung sein wie jegliche andere, nur schöner und reicher, aber sie bedeutete nicht die Allmacht und Allgewalt meiner Person? Nein, nein! Bin ich Herrscher, dann müssen sie mein sein, alle, Groß und Klein, Reich und Arm im Lande mein sein, ganz, mit Leibern und Seelen, ich muß sie zu mir erheben und sie in den Staub werfen können, ihre Köpfe müssen mein sein, ob ich sie

nun für den Rath der Krone oder für den Mir-Kasab (Leibhenker) brauchen mag! Alles andere Herrschen ist Spielzeug, wie mir scheint, nicht werth, daß man darnach greife. Aber dieses Spielzeug ist modern unter den Sirauren und sie halten große Stücke darauf.

Auch der Padischah der Nemses hat in Pruz Stücke seiner Allmacht abgegeben, aber er hat genug davon noch in Händen und es geschieht im Reiche immer doch nur, was er selbst will. Nur weiß sein weiser Großvezier es so geschickt einzurichten, daß der Wille des Herrschers im Rathe des Volkes als Wille des Volkes erscheine. Das Befragen des Volkes ist nun einmal ein beliebtes politisches Siraurenspiel und in Berlin spielen sie es mit soviel Pffiffigkeit und Gewandtheit, daß es fast wie gewaltiger Ernst aussieht. Hier unter den Inglis aber ist es wirklich gewaltiger Ernst und ein lang eingebürgerter obendrein, vom Herrscher haben sie nur noch den Mantel und die Krone übrig gelassen. Die königliche Herrschaft selbst ist ein Schatten, den sie sich von Zeit zu Zeit gepuzt zeigen lassen. Die jetzige Herrscherin thut ihnen, wie ich höre, diesen Gefallen höchst selten. Seit ihr der Gatte, Albert-Mirza, ein Nemse, dahingegangen, hat sie keine Freude mehr an diesen Puzsachen des Königthums in Inglis. Sie zeigt sich ungern öffentlich und thut dies auch nur dann, wenn es ihre politische Pflicht ist. Von allem sonstigen hier beliebten Gepränge will die Frau nichts wissen. Sie wohnt auch das Jahr über in dem Palaste Windsor, einige Meilen von der Hauptstadt. Und dahin bin ich auch heute gefahren, um der merkwürdigen Frau des Reiches meinen Gruß zu entbieten. Das

ging nun wieder nicht ohne großen Menschenzusammenlauf von statten. Vom Palaste bis zur Eisenbahn standen sie wieder in zwei dichten Mauern zur Seite unserer Wagen.

In Windsor angekommen, belagerten wieder die guten Leute dieser Stadt die Straßen, durch die wir hindurch mußten. Weiber und Kinder machten ein heilloses „Cheer“-Spektakel, die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten und vor dem Stadthause, wo wir hielten, stand wieder eine Anzahl possirlich aussehender Männer würdigen Alters, mit weißen Perrücken auf den Köpfen, und einer von ihnen, mit der goldenen Kette angethan, ganz wie der in Dover, begrüßte mich in Worten, die herzlich sein mochten, die aber überaus langweilig und schläfrig klangen. Malcolm-Khan wurde wieder der Dolmetsch meiner Gefühle. Ich sage ihm gar nicht mehr, was er zu sagen hat, er arbeitet jetzt schon mit der officiellen Haspel. Beim Palaste angelangt, empfing mich die hohe Frau an der Treppe mit den lebhaftesten mimischen Aeußerungen großen Wohlwollens und ein paar kurzen Worten der Frengisssprache. Die Herrscherin ist eine höchst würdige Matronenerscheinung von ungebeugter Haltung. Ihr Kopf zeigt mehr Energie, als sie eigentlich als Herrscherin dieses Landes nöthig hat, ihr Antlitz hat Merkmale tiefen Herzenskummers. An meinem Arme — ich bin das nun schon so gewohnt, den Weibern den Arm zu leihen, wie ein leibhafter Giaur — begab sie sich, von einem Schwarm von Höflingen und Hofdamen geleitet, in einen prächtigen weißen Saal, wo ich ihr den neuen persischen Orden mit meinem Bildnisse in Diamanten eigenhändig umhing. Er schien ihr wirklich Freude bereitet zu haben und sie be-

schäftigte sich, wie ich merkte, viel mehr mit dem Bildnisse als mit den kostbaren Steinen, die es umgaben. Sie verglich es sogar mit meinem Antlitz und prüfte seine Aehnlichkeit. Erst beim Frühstück, das wir sodann einnahmen, ließ sie einige Artigkeiten über meinen Diamantenreichthum fallen, ohne jedoch, wie ich bemerken konnte, einen starken Ton auf diesen Glanz zu legen. Sie sprach mir auch von Kohinor, jenem berühmten Diamanten, den sie hier im Schatze der Krone von Inglis besitzen. Ich muß den nächstens einmal mit meinem Maria-en-nur vergleichen. Nach Ablauf einer und einer halben Stunde ging es dann, nachdem ich der Herrscherin einige Worte des Dankes selber gesagt und sie mich ebenso lebhaft entlassen, als sie mich empfangen hatte, wieder nach dem Palaste Buckingham zurück nach London. Da standen wieder Tausende von Menschen und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, es waren dieselben Menschen, die bei meiner Abreise dagestanden.

* * *

Welch große Rolle hier der Kasseb (Kaufmann) spielt, habe ich heute Abend sehen können. Sämmtliche Kassebs von London gaben mir einen Ball in ihrem eigenen Palaste mitten in der Stadt, in der Guildhall. Den innersten, ältesten Theil der Hauptstadt des Inselreiches haben diese Männer inne. Da haben sie ihre Magazine, Gewölbe, Keller, Niederlagen, Schreibstuben, Wechselhäuser, Banken; Haus an Haus gehört da in sämmtlichen Straßen dem Geschäfte, das sie mit allen Welttheilen abschließen, den Büchern, die hier so bequem liegen, wie sie selbst in ihren Wohnstuben außerhalb der

inneren Stadt, den Portefeuilles von Wechseln und Checks, den Geldschränken und Waarenballen. City heißen sie diesen innersten Stadttheil und er ist ihr Stolz, ihr Reichthum, ihr Alles. Die Guildhall ist ihre Residenz, der Lord-Mayor gleichsam ihr eigenster Herrscher, den sie sich alljährlich nur aus sich selbst wählen. Dieser Lord-Mayor ist so eigentlich der König von London, er hat seinen Hofstaat, seine Beziere, seine Beamten, seine Armee, seine Gesetze. Kommt ein Großer ins Land, so muß er, wie er der Gast der Herrscherin des Inselreiches ist, auch der Gast der City von London sein und der Lord-Mayor, dieser Beherrscher des größten Geldsackes der Welt — und das soll London in der That sein! — muß ihm ein Empfangsfest bereiten. Das für mich also war an diesem Abende. Es war ein wahrer Triumphzug, den man mir vom Palaste Buckingham bis zur Guildhall bereitete. Zehn Uhr Nachts war's und die Strecke war taghell beleuchtet, die Straßen voll von jubelnden, schreienden Kehlen. Die Fenster zeigten nichts als Fahnen und Köpfe. War das ein Tumult, der entlang der langen Wagenreihen, die wir bildeten, in Menschen und Stimmen sich ergoß. Es müssen Hunderttausende von Menschen auf den Beinen gewesen sein längs unseres Weges. Die Riesenstadt hat ja an drei Millionen solcher Seelen, die äußerst gut bei Stimme zu sein scheinen. Wäre ich nicht der Gefeierte gewesen, ich hätte mich gar zu gern unter die jubelnde Masse gemischt. Es muß eigenthümlich sein, sich mit so einem mächtigen Menschenmeer dahin zu wälzen, eine Welle blos, wie jegliche andere nebenan, und nichts Anderes zu sein. Zu Wagen sich durch so gestopft

volle Straßen schrittweise hinschleppen zu lassen, finde ich weniger unterhaltend, das Ohr wird bald abgestumpft für all dies Freudengeschrei, und dann wünscht man all diese erhitzten Schreier zu allen Teufeln. Was treiben diese Inglis nur mit ihrer eigenen Herrscherin, wenn sie es mit mir, einem Fremden, so treiben?

In Guildhall empfing uns viel Pracht und Herrlichkeit in all den weiten Räumen des Palastes. Sie haben sich's ein schönes Stück Geld kosten lassen, diese Bürger der City. Der Maedachel (Gewinn) muß bei diesen Leuten aber auch überaus schön blühen, wenn sie so fürstlich empfangen können. Tausende von Menschen, die Weiber wieder in großer Menge natürlich, drängten sich bereits in den prächtigen, im hellsten Licht und den reichsten Wand- und Deckenzierden erstrahlenden Räumen. Vier alterthümlich angethane Trompeter — sie waren ganz in Sammt und Gold gekleidet — bliesen mächtig in ihre Instrumente, sowie wir eintraten. Vor uns geht der Lord-Mayor in Gala und treibt viel Schweiß unter seiner mächtigen Lockenperrücke mir zu Ehren. Er geleitet mich durch die Reihen gepuzter Menschen zu einem Throne, auf den ich mich niederlassen muß, setzt sich dann zu meiner Linken, hart neben der Frau des Baliebt; rechts setzen sich dann die Frau des Baliebt von Arus, die Mirzas Arthur, Alfred, Leopold, Cambridge u. s. w. Auf ein Zeichen mit einem Stabe tritt nun einer von den Rätthen des Königs der City — Alderman nennen sie sie — vor und liest behäbig und feierlich eine ganze Beglückwünschungsrede herab. Recht schön, gewiß, aber auch recht umständlich. Paßt so viel ceremoniöses Wesen gut zu dem bürgerlichen Aus-

drucke, den doch diese Feier haben soll? Ich glaube nicht. Sie schimpfen, wie man mir sagt, in Saurerlanden gern über die kostspieligen, zeit- und geldraubenden Ceremonien der höflichen Feste, bietet sich ihnen aber einmal Gelegenheit, selbst König zu spielen, so lassen sie diese nicht fahren und ahmen alle diese Umständlichkeit im Gepränge nach. So auch hier, Bürger geben mir ein Fest und ich sehe vor lauter Festlichkeit keinen Bürger. Das waren so meine Gedanken, während der Lord-Mayor den Begrüßungsleviathan herviren ließ, aber ich ließ ihnen natürlich ganz Anderes sagen zur Antwort. Malcolm-Khan hat dies bei Zeiten schon versorgt und es ihnen eines Ausführlichen — denn sie wollen auch so ausführlich bedient werden, wie sie selbst bedienen — vorgetragen. Dann übergab man mir den Leviathan fein in einer schön gearbeiteten Büchse von Gold. Ich werde die Büchse recht gut für meine Opiumpillen brauchen können.

Nun kamen die Beine der Englis und Englis-Frauen an die Reihe und sie begannen einen Frenghis-Tanz, der sich hübsch ansieht und mehr geplaudert als ernsthaft getanzt wird. Die Mirzassa von Wales mit dem Lord-Mayor — ein tanzender Kasseb! — und der Mirza von Wales mit der Frau des Mirza von Arus tanzten einander gegenüber. Ein wahres Glück, daß nicht ein City-Gesetz vorschreibt, der gefeierte Gast der Guildhall müsse mit der Frau des City-Königs den Tanz eröffnen, ich hätte Abdul Samed-Mirza vorschreiben müssen für diese Arbeit. Die Farben der Männeranzüge wogten auch hier wieder durcheinander; es gibt schöne Männergestalten unter den Englis, aber sie sind alle zu

schreiend gekleidet. Das Tuch, der Sammt und die Seide bringen aber auch auf ihren Festen, wie mir scheint, allein das eigentliche Leben hervor, sie selbst sind von einer feierlich gelassenen Vergnügtheit. Man stellte mir mehrere Duzend Menschen an diesem Abende vor. Eine indische Größe, der Maharajah Dulep-Sing, war unter ihnen. Wir standen uns einige Minuten gegenüber und unterhielten uns damit, gegenseitig unsere Diamanten und Smaragden genau anzuschauen. Auch der Nizam el ulema (Erzbischof von Canterbury) war da und nur immer im Gespräche mit Frauen zu sehen, mit hübschen obendrein. Hübsche Frauen waren aber auch weit mehr auf diesem City-Feste zu finden als gestern auf dem Nachtfeste des Rhans von Southerland. Bald führte man mich zu Tische, der reich gedeckt war mit den ausgesuchtesten Feinheiten in Speisen und Weinen. Sie lieben hier, wie ich sehe, den Wein der Nemses, der mir auch so mundet, gar sehr und das spricht für ihren guten Gaumen. Sie erhalten sich aber auch ihre Gaumen immer feucht, wie ich sehe, und thun wahrlich recht daran. Auch ich that dies zur Genüge und die Meinigen auch. Der Nizam el ulema der Giauren, der da nicht weit von mir bei Tische saß, beobachtete, wie mir schien, unser Verhalten gegenüber dem Nemse-Weine. „Er soll nur nicht an unseren Scheich ul Islam von Tarbis schreiben“, sagte mir Abdul-Mirza ins Ohr und machte dabei ein besorgtes Gesicht. Der Junge fürchtete sich; aber in seinem weiteren Verhalten gegen den trefflichen Hock — so heißen sie hier den Nemse-Wein — kam seine Furcht doch nicht zum Ausdrucke. Auch die meinige nicht.

London, 21. Juni.

Was ist dieses London eine mächtige Stadt! Ich habe mich heute in einem Wagen der Herrscherin herumfahren lassen, ohne Programm, ohne Ziel. Ich wollte ungestört, unempfangen von hohen oder niederen Leiblakaien des Reiches, sehen, dies und jenes, ohne Auswahl, bunt durcheinander. Es war gutes Wetter und ich legte ein Archlak (Wams) an, ohne jeglichen Steinschmuck, nahm nicht einen Juwel aus der Chazineh (Schatz) weder auf die Hand noch auf Brust und Kopf. Das hielt ich für das beste Mittel, mir die Menschenmassen vom Leibe zu halten. Und ein solches war es auch. Wir fuhren — Nazar-Aga, Malcolm-Rhan und der Emir waren mit mir — über große und kleine Plätze, durch große und kleine, breite und schmale Straßen, durch ihre noblen Quartiere und wiederum durch solche, die mich lebhaft an mein Teheran erinnerten. Ich sah Paläste aus altem Gestein und sah verfallene Häuser des Glends, ich sah Plätze wie Gärten gut gepflegt und zierlich eingehegt und sah wiederum solche, an denen rasch vorüberzufahren die Rücksicht für meine Nase verlangte. Welch ein sinnverwirrendes Treiben in ihren Straßen herrscht! Ich sah nur wenige Menschen ruhigen Schrittes dahinziehen, sie rannten alle über die großen Quadern dahin, alle schienen sie Eile zu haben. Und zwischen ihnen rechts und links wälzen sich Wagenburgen dahin, wahrhafte Kolosse von Wagen, in denen die Inglis gleich zu Dutzenden oben und unten sitzen, Männer, Weiber und Kinder, Einspänner in großer Zahl, feingebaute Wägelchen und alte Sigfarren, stämmige und feingliederige Pferde, Kutscher mit den hohen Tschillaws

(Speisenschüssel) auf dem Kopfe und solche in Livreehüten, Expeditionskasten für viele und solche für zwei Menschen bloß, Expeditionskasten für leblose Dinge, Karren und Viehwagen, Alles wild unter einander. Man schleppt Menschen und Fässer, Flaschen und Gemüsekörbe in gleicher Hast hinauf, hinab, kreuz und quer. Zu dem Lärm, den Pferdehufe, schreiende Kutscher, brüllendes Vieh, verlaufene Hunde (auch die sogar haben hier viel Eile) machen, gesellten sich die fürs Ohr recht unfreundlichen Verlautbarungen, die ein ganzes Heer von Straßenindustriellen von sich gibt, die alle nach Räufern schreien, wie die Dschins (bösen Geister) nach Erlösung. Sie bieten jene Unmasse von Kleinigkeiten aus, die der Giaur so nöthig zu haben scheint zum Leben, Stiefelwächse, Wachskerzchen, Seife und Federmesser, Nagelscheeren und Zahnbürstchen. Eine Unzahl von Burschen balgt sich um jeden, der gerade etwas dergleichen nöthig hat, alte häßliche Weiber schreien dazwischen ihr Obst aus — man könnte um seine Sinne kommen, ginge man zwischen all dem einher, das heißt, wenn man nicht Giaurenerven hätte. Und wieder kamen wir über Plätze, wo ein Brunnen fast die einzige Spur von Leben bedeutete, die da zu finden war, über Plätze, wo die wenigen Menschen, die da ihre Füße zum Gehen brauchten, die Ruhe der Bildsäulen, die da standen, nachahmten. Da herrschte unheimliche Stille und schon ein paar Schritte weiter braust der Orkan dieser Stadt von drei Millionen Menschen wieder auf. Auf einem belebten Platze verließen wir unseren Wagen und Malcolm-Khan führte mich eine zwei Stock tiefe Treppe hinab. Da haben sie sich unter der Erde, weil oben noch nicht

genug des Lärms ist, einen Schienenweg gebahnt, der die ganze Stadt umläuft, haben gleichsam mitten durch ihren Riesenleib einen Ring von Eisen gezogen, der Stadt gleichsam einen Bauchring zum Schmucke angehängt. Nasenringe, Fußringe kennen sie nicht, Bauchringe werden aber in Städten bei den Giauren jetzt beliebt. Da unten fährt Alles, was oben nicht Platz finden kann und es noch eiliger hat als die vielen Menschen, die in Wagen und zu Fuß über der Londoner Erde ihr Fortkommen finden. Und es nehmen nicht wenige diesen untererdigen Weg, um rasch von einem Ende der Stadt zum andern zu gelangen. In der langgestreckten Erdhöhle stehen die Eisenbahnwagen, alle bequem und gut beleuchtet, steigen die Reisenden ein, schreien die Wärter, ganz wie auf den Schienensträngen der Giaurenoberwelt. Wie ein mystisches Irrlicht glüht das Auge der Maschine uns an, Herren und Frauen nehmen Platz und der Zug fliegt hinauf durch die Höhle, während ein anderer gerade herabgeflogen kommt. Man könnte glauben, unter den bösen Geistern der Erde zu weilen, und möchte das Alles für einen mitternächtlichen Spuk, wie er sich für den Ort recht wohl ziemte, halten, wären die Geister, die das Stück Erdenbauch da unten beleben, nicht langleibig, in schwarzes Tuch oder Seide gut gekleidet und hätten sie nicht riesige Zeitungsblätter in Händen, um zu erfahren, was heute in dieser Welt, London genannt, Alles vor sich gehe. Ich hatte keine Lust zu einer Spritzfahrt durch den Riesenbauch der Inglis-Hauptstadt und zog meinen Wagen über der Erde vor. Malcolm-Khan und Nazar-Aga versicherten mir, die Inglis seien so recht vernarrt in

Tunnelbauten solcher Art, die fast gar keinen Zweck haben, sie hätten ihren Spaß daran, so in die Eingeweide der Erde hineinzugreifen und sich da Platz zu machen zum Athmen, zum Leben. Sie haben schon vor Jahren einen solchen Weg durch den Fluß, der ihre Stadt umspült, gemauert, der viel Geld kostete und nichts einbrachte.

Vor diesen erfinderischen Inglis = Giauren hat die gute Erde nun einmal keine Ruhe, das Meer auch nicht und die Luft schon gar nicht. Während wir in Iran und anderen Orten, wo die Sonne Allah's brennt, froh sind, wenn uns die Elemente nicht heimsuchen, binden diese Giauren in übermüthiger Weise immer von neuem mit ihnen an, und die von Inglis und der Jengi Dunia (neuen Welt) sind da immer frisch voran, wenn es gilt, die Erde, das Wasser oder die Luft zu überlisten. Denken sie doch hier jetzt ernstlich daran, dem bösen Kanal, der das Inglisreich von dem der Frengis trennt, einen Tunnel durch den Leib zu rennen, durch den sie dann hindurch mit ihrer Eisenbahn rascher und ohne Seekrankheit nach Frengisland hinüberkommen könnten. Haben sie sich doch auch schon eine Post, die ihnen die Luft besorgt, errichtet. Mir wirbelt das Hirn, wenn ich von ihren Plänen höre. Ich möchte nicht ihr Gott sein. Auf welchem Wege sie noch einmal zu dem in die Höhe hinaufsteigen, weiß ich nicht. Sie werden noch Alles versuchen, noch einigemal von ihren Versuchshöhen hinabgeworfen werden, aber immer wieder den Versuch von neuem machen, bis sie den Weg gefunden, der sicher genug ist, sie zu tragen. Sie haben auch viel Geld für ihre Proben und lassen sich jeden solchen Versuch, die widerspenstigen

Geister in der Natur zu zähmen, große Summen Geld kosten. Und so kann ich mir es nicht anders denken, als daß ihren lieben Herrgott da droben, wenn das so fortgeht, denn doch einmal das Gefühl der Unsicherheit überkommen muß. Da hat es unser Allah, er sei gesegnet, denn doch besser unter den großen Schaaren der Bekenner seines Glaubens, er hat noch lange nichts von unserer Neugier, noch lange nichts von einer Wissenssucht, die an allen Schleiern seiner Welt rüttelt, zu befürchten.

*
*
*

Als ich nach Hause kam, ward ich erst gewahr, daß ich mehr als vier Stunden zu dieser Straßenfahrt verwendet hatte. Vor dem Palaste tummelte sich wieder eine Menschenmenge. Da erzählte man mir auch folgende Scene: Malcolm-Khan hörte nämlich beim Aussteigen aus dem Wagen ein Weib aus dem Volke in ihrer Sprache sagen: „Daß er doch heute gar nicht aus dem Hause geht, der Schah.“

Darauf ging er auf das Weib zu und sprach zu ihr: „Was wollt Ihr vom Schah?“ — „Herr“, sprach sie, „ich möchte den großen Mann sehen!“

„Und warum?“ fragte dann Malcolm-Khan wieder.

„Warum? Weil ich noch nie einen Schah gesehen und ihn auf meine alten Tage auch nicht wieder sehen werde.“

„Nun, dort ist der Schah, der jetzt eben mit mir aus dem Wagen gestiegen ist“, sagte Malcolm-Khan.

„Der der Schah? Hahaha, das könntet Ihr meinem Bob da einreden, mir nicht. Ich lese mein Penny=

blatt, da steht ein Bild vom Schah darin. Der geht ja gar nicht über die Straße hinüber, ohne nicht seinen Diamantenrock anzuhaben.“

So meinte das Weib und es half nichts, was auch Malcolm-Khan Alles vorbrachte, ich war nicht der Schah, weil keine Diamanten auf meinem Kaeba waren.

Endlich sagte sie auch noch: „Da seid Ihr selber noch eher der Schah; ja, ja, je mehr ich Euch ansehe, großer Herr, desto mehr erkenne ich Euch nach dem Bilde meiner Penny-Zeitung. Ihr habt ja auch zwei schöne Steine auf der Brust! Cheer, Cheer!“

Und da fing sie ein großes Hurrahgeschrei an und die anderen Weiber und Männer von der Straße mit ihr. Es blieb dabei, Malcolm-Khan war der Schah. Denn erstens hatte das Pennyblättchen sein Bild gebracht und es einfach für das meine ausgegeben und dann hatte er zwei Firuzes (Türkis) auf seiner Brust — zwei der gewichtigsten Gründe für dieses Giaurenvolk der Straße, ihn für den „König der Könige“ zu halten. Und jetzt wußte ich auch, warum ich den Vormittag über vor den Gassern der Straße Frieden hatte. Es fiel Niemand ein, auch nur den Gedanken zu denken, daß ein Mann in dem einfachen seidenen Archlak, wie ich es anhatte, ohne einen einzigen Edelstein am ganzen Leibe, der Schah-in-Schah sein könnte, wenn er auch eine Kullah auf dem Kopfe trug. Ich glaube, selbst der Kutscher, der so gravitatisch vornehm gepudert und aufgepußt auf dem Hochsitz unseres Hofwagens Platz genommen hatte, hat mich nur für irgendeinen Perser, der in meinen Diensten ist, gehalten, aber lange nicht für den, der ich war. Das

belustigte mich nicht wenig. Sie können einmal den Begriff „Schah“ von einer Unmasse Diamanten, Rubinen, Smaragden u. s. w. nicht trennen. Hat ihnen doch, wie ich von Tholazan höre, eine ihrer Londoner Chroniken erzählt, ich gehe angethan mit dem Dschiggeh (Diamantenfeder) und dem schönen Schemschir (Säbel) zu Bette und Laehaf (Bettdecke) und Mutaka (Kissen) dieses Bettes seien mit den feinsten Edelsteinen besetzt. Was nicht noch Alles! Man erzählt ihnen vielleicht noch, mein gesegneter Unterleib ist mit Diamanten besetzt, und sie glauben es. Mich soll's nicht wundern!

Des Abends erwarteten mich die guten leichtgläubigen Inglis im Theater ihrer Herrscherin. Sie ließen sich's viel Geld kosten, mich daselbst zu sehen. Ich wollte mir schon den Spaß machen und auch dahin ganz ohne Diamanten gehen. Ich hätte gar so gern meinem Aschpaz (Koch) ein paar Steine auf Kullah und Kaeba gesetzt und ihn dann mir zur Seite in der Theaterloge paradiren lassen mögen — sie hätten ihn, den Tropf, gewiß seines Schmuckes halber für den König der Könige gehalten.

Malcolm-Khan jedoch und auch Neutter redeten mir ab, sie meinten, ich müsse mich noch heute im vollsten Glanze den Inglis zeigen, es sei die „feinste Welt“ im Theater und was sie noch Alles für Gründe vorgebracht. Ich ließ mich überreden und legte meinen schönsten Schmuck auf Rock, Hemd, Säbel und Kullah, sogar die Epauletten nahm ich, mein kostbarstes Schmuckstück. Als ich so für ihr eitles Auge gehörig gerüstet in meine Loge trat, brachen sie in der That in ein lärmendes Freudengeschrei

aus, Männer und Weiber. Was nicht schrie, staunte mit aufgerissenen Augen mich an. Tausende von Theatergucklöchern waren auf mich gerichtet. Gerade in diesem feierlichsten Momente dachte ich an den köstlichen Einfall, den ich hatte und den mich meine Beziere nicht ausführen ließen, und ich konnte mein Lachen nur schwer verbeißen, als ich an meinen Aschpaz dachte und den Jubel, den er erregt hätte, wäre er jetzt mit meinem Schmucke in die Loge getreten. Nachdem das Freudengeschrei sich ausgetobt und ich mich auch ein halbes Duzendmal über die Brüstung der Loge hinaus verneigt hatte, begann der musikalische Lärm. Der füllte auch das Ohr ganz anständig aus. Ich ließ die Sänger und Sängerinnen singen und besah mir die „feinste Welt“. Die hatte sich auch in ihrer Weise herausgeputzt und ihre Schatzkammer geleert. Das bligte und funkelte recht blendend von den Hälsen, Ohren und Armen der vornehmen Siaurinnen, die in den vielen Logen mir gegenüber, neben und unter mir Platz genommen hatten. Es war auch mehr weibliche Jugend zu sehen, als man mir bis heute auf Bällen und Abendfesten gezeigt hatte, und darunter manches Köpfchen mit dem „t s c h e s c h m e c h u m a r“ (wollusttrunkener Blick) des Hafiz, der schönsten Gottesgabe eines Weibes. Malcolm-Rhan erzählt mir, wie viel Gold man sich es heute kosten ließ, um mich zu sehen. Eine Loge im ersten Range bezahlten sie mit hundert Tomans und auch noch mehr, ein Sitz unten in dem großen Raume, wo nur Männer Platz nehmen (die meisten den langen Hals in die weiße Binde geklemmt, im zweischwänzigen Festkleide und den Tschil-law zwischen den behandschuhten Fingern), kostete zwanzig

Tomans und die kleine Sängerin, die sie singen ließen, kostete sie vierhundert Tomans für den Abend; auch die persische Musik, die sie aufführten, sollen sie theuer von dem Manne erkaufte haben, der sie ihnen machte. Die guten Inglis geben ihr Gold für ganz eigenthümliche Dinge aus, die mir gefallen sollen, mich aber ganz gleichgültig lassen müssen. Sie mögen doch, Männer wie Weiber, ihr Geld zusammenhalten bis zu dem Augenblicke, wo mein Muajir el mamalek (Finanzminister) mit seiner Anleihe zu kommen gedenkt. Der wird ihre Tomans alle, alle brauchen können und dann sollen sie damit kommen und zeigen, was sie zu des Königs der Könige Ehren zu thun im Stande sind, dann will ich auch mein Aferin, Aferin (Bravo) rufen und mich ihrer mit Freuden erinnern. Die Inglis haben viel, viel Gold, diese Erfahrung mache ich hier nun alle Tage. — Gut! Iran wird das Inselreich zu seinem Saraf (Bankier) machen. Und Iran wird auch den Maedachel nicht vergessen.

*

*

*

London, 25. Juni.

Zwei Tage lang war es meiner gesegneten Hand ganz unmöglich, eine Aufzeichnung zu machen, so sehr haben sie hier vorgestern meinen Nerven in der stärksten Weise zugesetzt. Meine Augen verspüren noch heute den Pulverdampf ihrer Kanonenungeheuer. Die dicken Rauchwolken, ich glaube sie über meinem Haupte noch lasten zu fühlen, die letzte ist noch nicht vorubergezogen und in meinen Ohren dröhnt es noch unaufhörlich fort, und doch ist die Sonne, seitdem sie mir jenes Spectakelstuck in den

Gewässern des Meeres bei Portsmouth aufgeführt, bereits zweimal über uns aufgegangen. Es ist ein recht gründliches Volk, diese Giauren des Inselreiches, und sie lassen keinerlei oberflächliche Eindrücke in mir aufkommen, ob ich nun beim Mittagstische hocke und sie mir bis in die innerste Seele hineinblasen mit ihren Musikinstrumenten, die für mich auch mitunter zu den Mordinstrumenten gehören, oder ob sie mir den Inbegriff ihrer Macht und ihrer Staatsgröße, ihre Geschwader vorführen. Nun, ich werde dieses Tages von Portsmouth gewiß nicht vergessen, aber ich hätte dies auch nicht gethan, wenn sie mich etwas weniger verdonnert hätten. Mein Glaube an ihre Größe zur See stand schon fest genug zur Zeit, als ich von Ostende nach Dover angeschwommen kam, umzingelt von ihren Schiffsleviathanen und den eisengepanzerten Wassergoliathen. Aber es sollte eben noch überboten werden dieses Bild in mir und so mußte ich hinaus zur festgesetzten Stunde. Es war nun anfänglich eine Freude fürs Auge, das den Wasserweg hinauf voll fand von freundlich aufgeputzten Fahrzeugen aller Arten, alle mit den Fahnen meines Reiches geschmückt, auf allen die hurrahschreienden lustigen Giaurenmänner und Frauen, als ich nach Portsmouth daherkam mit den Meinen. Bald war auch, nachdem ich ans Land gestiegen, die Rede des Mayors von Portsmouth — es ist nun schon die vierte dieser langweiligsten aller langweiligen Redensgattungen, die ich ertrage! — überwunden und mir dieselbe zur ewigen Aufbewahrung wieder in einer goldenen Sardinienbüchse überreicht, eine Reihe von Vorstellungen alter Seehelden, die nun froh sind, daß sie die Erde noch trägt,

und die mühsam ans Tageslicht hervorgefrohen, um den „König der Könige“ zu sehen, war auch schon abgethan und wir bestiegen die schöne Nacht der Herrscherin des Reiches, die ihren und den Namen ihres verstorbenen Gemahles trägt, ich, die liebliche Mirzassa von Wales am Arme führend, der Mirza von Wales mit der Mirzassa von Arus, Mirzas und Mirzassas, so viele ihrer eben in London anwesend sind.

Hinter und neben uns zogen die Schiffe daher, die mein Gefolge, die Männer des Rathes der Herrscherin, die Männer der beiden regierenden Volks- und Radschebhäuser trugen. Nun ging's vorbei an einer Reihe von Kriegsfahrzeugen, die den Ruhm des Inselreiches vor Jahren schon durch die Welt getragen, der Ehrenwunden voll und mit durchlöcherten Bannern geschmückt, an Fahrzeugen, die den Namen eines Wellington und Nelson, den die Englis so oft im Munde führen, noch heute in großen Ehren halten. Der Khan von Edinburgh wird nicht müde, sie mir alle zu zeigen, die Schiffe, die ohne die kolossalen Mittel von heute ihre Feinde ins Meer zu werfen verstanden haben, wo sie ihn auch immer antrafen. Sein junges Auge glühte, als er so sprach, und er scheint mir ein Seemann zu sein mit Leib und Seele, was ich von seinem kalt dreinschauenden Bruder, dem Balieht, nicht so leicht annehmen könnte. Kaum waren wir aus dem Hafeneingang ins offene Meer gelangt, da begann auch schon der harte Ausfall auf mein Ohr seinen gewaltigen Anfang zu nehmen. Eine dichte Reihe von Kanonenbooten formirte sich vor uns und begann das Vorspiel. Sie hatten noch Erbarmen mit meinen Nerven, als wir an ihnen

vorbeifuhren, obwohl ihrer einundzwanzig waren. Aber dort drüben warteten schon die gepanzerten Ritter des Meeres, elf Ungethüme, die nur durch ihre Hintermänner, furchtgebietende Eisenstirnen, an Gewalt des Eindruckes übertroffen werden konnten. Als wir zwischen diesen beiden Feuerlinien hindurchfuhren, ward auf ein gegebenes Zeichen dieser Chor von Donnerern über uns auf einmal losgelassen und krachte und heulte es durch Wasser und Luft, daß beide zu erbeben schienen. Der gute Khan von Edinburgh hielt mich mit seinen Armen, sonst wäre ich gewiß zusammengesunken vor Schrecken. Ueber der See hatte sich der Dampf in einer dichten Masse hingelagert, der nur langsam in hohen, großen Wogen, ein Meer über dem Meere gleichsam bildend, vor unseren Augen dahinzog. Und noch hat sich nicht die letzte Wolke verzogen, da beginnt der Chor der Donnerer von neuem seinen Begrüßungs- gesang und wiederholt dieses Schreckenslied, das nicht für morgenländische Nerven berechnet scheint, noch zwanzigmal, in seinem Gefolge das Heer der lustschwärzenden Rauchwolken und das Seebeben jedesmal mit sich führend. Es muß doch etwas Wahres daran sein, wenn man diesen Inglis, Männern wie Frauen nachsagt, sie hätten Schiffstau im Leibe, da wo unsereiner nur feines Nervengewebe hat. Die Frauen von Fran wären vor Schrecken alle ins Meer gefallen bei diesem Dschin-Spectakel (und ich kenne Männer, die nicht weit von diesem Unfalle entfernt waren), während die Frauen der Mirzas auf unserem Schiffe in das Krachen der Geschütze die heiteren Laute ihrer guten Laune zu mischen suchten. Ich war herzlich froh, als mir der freundliche Khan von Edinburgh den

letzten Schuß anzeigte. Zwei dieser Seeungeheuer wurden nun auch noch bestiegen, von denen eines Sultan hieß und uns die Einrichtung eines solchen Ungeheuers, nach den neuesten Feinde-Todtschlagungssystemen construirt, vorgegenwärtigte. Ich wäre empfänglicher für die freundlichen Erklärungen, die mir da alle geworden, gewesen, hätten sie mir nicht meine Sinne so betäubt. So aber war ich froh, rasch hinwegzukommen aus dem Bereiche der ungeberdigen Schiffsriesen dieses Volkes, und nach „Land! Land!“ rief jedes meiner Glieder. Ein Frühstück im Hause der Admiralität von Portsmouth schmeckte so vorzüglich wie noch keins auf der Reise. Der Wein hatte im Bereiche meiner Lebensgeister Vieles gut zu machen, was die „Devastation“, der „Sultan“, der „Cyklop“ u. v. a. in mir devastirt hatten; aber so gut er auch seine Sache zu machen verstand, ich entzog mich auch ihm sobald als möglich, denn vor mir im Bereiche meines Auges lagen sie noch immer, die Ungeheuer, und ich hatte Ursache, ihnen nicht ganz zu trauen. Sie konnten noch immer wieder losgelassen werden und mein Ohr und meine Glieder sind nicht gepanzert. Erst als ich wieder in meinem Eisenbahnwagen saß, fühlte ich mich sicher vor ihnen und gewohntes Leben in meinen Gliedern; ich war heil aus einer Art von Seeschlacht zurückgekehrt, nur in meinem Ohr waren noch Nachklänge jener furchtbaren Donnersprache, die die Flotte des Inselreiches so eindringlich zu Ehren und zur Pein des Königs der Könige zu führen wußte, thätig. Und diese Klänge verließen mich auch des Nachts nicht; mein Hirn war ein Tummelplatz voll von unheimlichen Schiffsgestalten, furchtbar anzu-

schauen und anzuhören. Das krachte und dampfte aus ihren kolossalen Leibern heraus, Menschen in blauen und andersfarbigen Jacken flogen in der Luft herum, brennende Hölzer prasselten in die See hinein und Wehklagen hier, Jauchzen und Hurrahrufe dort erfüllten die entsetzlich aufgeregte Natur im weiten Kreise um mich herum. Es war eine geistervolle Seeschlacht, die mein erregtes Hirn mir aufführte. Zwischen welchen Völkern sie stattgefunden? Ich weiß es nicht mehr. Frans Schiffe waren aber ganz gewiß nicht unter den Gegnern der Seeungeheuer des Inselreiches.

Ich war schlechter Laune, als ich am Morgen nach der großen Kanonade, deren Einwirkungen mich noch in die tiefe Nacht hinein verfolgten, mein Lager verließ. Ich hatte in der graufigen Seebataille, die ich geträumt, zwar keins meiner gesegneten Beine und Arme, aber den Appetit zum Frühstück verloren. Mein Kawedschi = Baschi (Oberkasseneister) bekam das zu verspüren. Er brachte viermal den Thee und den Zwieback und bekam ihn immer wieder zurück. „Beli Kurban schaewaem“ (Ich will dein Opfer sein), stammelte der Mann zitternd am ganzen Leibe, „es ist der Thee, der Eurer Majestät gestern und vorgestern so gut gemundet.“ Er mochte Recht haben, aber mein gesegneter Magen wollte einmal nichts. Ich ließ Haekim Tholazan rufen, der empfahl mir Ruhe. Ruhe! Ruhe!

Die Giauren von Inglis kennen das Wort Ruhe und seine Bedeutung nicht, noch weniger als die von Nemse oder Arus. Ruhe! Ruhe! Und draußen stand schon wieder der unerbittliche Mahner des Hofes, der mich zu einer

Heerschau rief. Ich war den ersten Augenblick entschlossen, mich nicht um den Mann zu kümmern und auf meinem Divan ausgestreckt zu verbleiben. Aber Nazar-Aga, Malcolm-Khan und Hadschi-Mirza Hussein stellten mir vor, daß ich die mächtigen Inglis sehr beleidigen würde bis ins stolze Herz hinein, wenn ich ihre Serbaz nicht anschauen würde. „Aber“, rief ich unwillig, „ich habe mich erst gestern stundenlang von ihrer Armee zu Wasser beunruhigen lassen, sie mögen mich mit ihrer Armee zu Lande verschonen oder sie mögen die Heerschau verschieben, bis ich den Kanonendonner von gestern aus den Gliedern herausbekommen habe.“ Was half mein Unwille, es war nicht zu ändern, die Mirzas erklärten mir, die Serbaz seien bereits aufgestellt, man könne die Schau nicht verschieben, weil jeder folgende Tag zu einem neuen Feste, das mir zu Ehren bestimmt, anberaunt sei. Ehre und wieder Ehre und immer wieder Ehre — ist denn meine gesegnete Constitution gar nichts? Ich haderte eine volle Stunde mit den Mirzas, aber sie behielten endlich Recht, nachdem ich die Sache ruhiger überlegt, sie behielten Recht. Ich bin nun einmal unter den Giau- ren und muß all die Sklaverei ihres Hoflebens mitdulden. Und so ward der Mann vom Inglis-Hofe endlich vorgelassen. Draußen war es auch freundlicher geworden und meine alte Gönnerin, die Sonne, kam wieder hervor, als wollte auch sie mir Lust machen. So machten wir uns denn auf den Weg nach Windsor. Da empfingen uns gleich die alten Bekannten, die Söhne der Herrscherin, die Mirzas von Cambridge, Teck, Arus u. s. w. Ich bestieg meinen Nil (Schimmel) und wir ritten auf die große

Parkwiese hin, wo die Serbaz aufgestellt waren. Bald kam auch die Herrscherin selbst und die Mirzas zu Wagen angefahren. Es standen auf der Wiese ein paar tausend Mann aufgestellt — und dieser Rothröcke wegen mußte ich meinen Divan verlassen!

„Ist das ihre ganze Armee?“ fragte ich Nazar-Aga.

„Sie haben nicht viel mehr Soldaten zu Lande“, antwortete dieser.

„Dann hätten sie mich nicht hierher zu bemühen gebraucht, solch eine Handvoll Serbaz habe ich im Leben schon gesehen“, sagte ich ihm unwillig.

Ich habe bei den Nemses ein großes Heer siegfröhlicher Krieger aufgestellt gesehen, jeder einzelne eine Freude fürs Auge, und sie zeigen mir ihre paar armseligen Krieger! Ihre ganze Herrlichkeit ruht in ihren Geschwadern, die gefürchtet sind von einem Meer zum andern, sie können wahrlich stolz sein auf jene Herrlichkeit; aber das ist ihnen nicht genug, sie müssen auch mit einer Landarmee stolziren, die sie nicht haben. Und warum das Alles? Weil mir Arus und Nemse auch eine Landarmee gezeigt hätten? Dann hätten mich die Nemses ebenso zu ihren Hafsen schleppen können, um mir ihre paar Schiffe zu zeigen. Eitelkeit! Eitelkeit!

Mir zum wenigsten hätten sie die Heerschau über ihre Landserbaz ersparen können. Kenne ich sie ja, diese Rothröcke, aus dem Kriege, den mein Heer selbst mit ihnen geführt. Und sie kennen auch meine Armee! Bei Chuschkef haben wir uns doch gemessen vor sechzehn Jahren und die Englis haben dazumal den starken Arm meiner Ser-

baz gekostet. Und ich glaube, er ist ihnen nicht sehr wohl bekommen, das haben die Wahlstätten und der Rothröcke rasches Zurückweichen nach Schiff bewiesen und der Gram über die Niederlage, der zwei ihrer Saertips zum Selbstmorde veranlaßte. Also nur nicht stolz, meine Inglis-Freunde, wenn es sich nicht um euere Geschwader handelt! Das waren so meine Gedanken, als ich die paar tausend Mann in Augenschein nahm, aber ich fand nicht für gut, diese Gedanken an die Inglis-Glocke zu hängen. Ich bin nicht gekommen, um Wunden, wenn sie auch nur klein sind, aufzureißen. Ich sagte vielmehr dem Saertip Mirza von Cambridge einige herkömmliche Worte der Zufriedenheit und übergab ihm einen Schemir (Säbel), dessen Griff reich mit Edelsteinen besetzt war, zum Andenken an meinen Londoner Aufenthalt. Das Geschenk machte dem Manne, wie ich sah, große Freude, denn er ritt mit ihm alsogleich zu der Herrscherin des Reiches und den Frauen der Mirzas hin und ließ ihn bewundern. Die Diamanten werde ich mir schon wieder hereinbringen. Man muß sich ihnen freigebig zeigen, diesen Giauren von Inglis, dann geben sie selbst leichter und Iran braucht mehr von ihnen, als sie von ihm je bekommen werden.

Nach dieser Heerschau haben sie mich wenigstens nicht so wie nach dem Manöver von Portsmouth zu einer Musikaufführung in eine kolossale Halle (Albert-Halle) geführt und mich da von über tausend Sängern und Sängerninnen mit einer „persischen Nationalhymne“ anlärmen lassen. Der Mann, der dieses angeblich persische Musikstück gemacht, bekäme, wenn wir in Iran wären, die

Bastonnade, hier verlangt er den Löwen- und Sonnenorden! Daß sie doch im Inglis-Reiche Alles so massiv machen, ob es sich nun um eine Riesenhalle oder einen Tunnel unter der Erde oder um ein Musikstück, das zum Herzen dringen soll, handelt.

Ganz frei ließen sie mich auch diesen Abend nicht. Ich mußte zu einer Abendgesellschaft, die in den Salons des Beziers D a w e l e t - c h a r e d j e (Minister des Aeußern) stattfand. Da fand ich wieder die Mirzas, die Bezire der Herrscherin, viele Große des Reiches.

Bald, nachdem ich den Rundgang durch die Säle gemacht hatte und nachdem mir wieder ein Duzend mir ganz gleichgültiger Männer vorgeführt worden, zog ich mich in eine traute Ecke eines Salons zurück, in die ich mir den Bezier-muchtar des Padischahs von Rum mitgenommen hatte. Glaubten nicht alle, wer weiß, was ich mit dem weisen Manne zu reden hätte? Ich aber hatte mir ihn nur ausgesucht, weil ich annahm, bei seinem Geschwätze am besten des kurzen Schlummers theilhaftig zu werden, den ich bedurfte. Und ich hatte mich nicht geirrt. Das war meine Rache für die Revue. Und sie war wirklich süß.

* * *

London, 26. Juni.

Nazar-Aga hat mir heute eine von den Zeitungen gebracht, die die Aehle Kaelam (Beute der Feder) hier alltäglich schreiben. Wie ihre Beine, ihre Theater, ihre Musikhallen, ihre Tunnels, so sind auch ihre Chroniken lang, unendlich lang. Aus dem riesigen Stück Papier, das sie alltäglich mit Millionen von Buchstaben füllen,

könnte man eine warme Matraze machen und würde noch immer genug zu einer Schekula (Schlafmütze) übrig behalten. Jedes solche Blatt hat zehn bis zwölf und noch mehr Seiten, die auf mehreren Spalten mit einer Unzahl kleiner Buchstaben ganz bedeckt sind. Und das lesen die Englis vom Anfange bis zum Ende durch, sagt Nazar-Aga und Malcolm-Khan bestätigt es. Sie sprechen darin von Allem, was auf der Welt vorgeht, von Staatsgeschäften, die ihr Reich, und von solchen, die andere Reiche angehen, bringen Wort für Wort von dem, was in ihrem Volks- und Adelsrathe gesprochen wird, die Ereignisse des Tages bis zum kleinsten herab, was ihre Herrscherin thut und nicht thut und was sie thun soll, bringen die geheimsten Gedanken ihrer Beziere und die Wünsche des gemeinen Mannes, der ja bekanntlich überall, wenn er darf, immer was zu wünschen hat, wissen, was im Buckingham-Palaste gesprochen und in Windsors Königszimmern geschrieben wird, wissen, was in den Schlafzimmern der großen Frauen des Westend und was in den Verbrecherhöhlen der Themse-Ufer geschieht, wissen von den Abenteuern des Valieht, des Mirza von Wales, und den Geldverlegenheiten ihrer jungen Staatsmänner, kennen ihre Beziere vom Kopf bis zum Fuß und den Mann oder die Frau, die auf irgend einer Anklagebank der vielen Gerichtsstuben ihrer Stadt sitzen, controliren die Keller der Bank und die Kassen der Stadt, erzählen das Tageswerk der Herrscherin und die Schliche ihrer Diebsbanden — nichts, nichts ist ihnen unbekannt, nichts ihnen Geheimniß, was immer auf diesem Riesenmarke ihres täglichen Lebens geschehen mag, und Alles, Alles erzählen sie,

besprechen sie, beurtheilen sie frei und offen, ob es nun einem gewaltigen oder einem gemeinen Manne genehm oder nicht genehm ist, ob es nun einen Bezier sein Amt oder einen Mörder seinen Kopf kostet, ob es einen Fleck im Staatskleide oder in dem Arbeitsrocke gilt, gleichviel. So sind diese Leute von der Feder eine Macht neben der Macht des Staates, man hört auf ihr Wort im Bezierzimmer und in der Werkstatt, auf dem Throne und am Pulte des Kaufmanns. Man kennt sie zum größten Theile auch gar nicht und sie gehen doch überall aus und ein, sie haben tausend Köpfe und spazieren doch nur unter einem, der gar gewaltig ist, einher, der Name des einzelnen von ihnen ist nichts, alle zusammen nennt man sie die öffentliche Meinung. Und vor dieser geheimnißvollen Person beugen sie sich hier zu Lande alle oder werden von ihr gebeugt, die fürchten sie, die hätscheln sie. Die größte von allen den vielen Vertreterinnen jener geheimnißvollen Person, Times heißen sie sie, ist auch die mächtigste, sagt Nazar = Aga. Warum sie diese Times nicht lieber gleich auf den Thron setzen, anstatt ihrer Herrscherin?

Jetzt sprechen die Leute von der Feder fast ausschließlich von mir. Ich habe mir während des Frühstücks Einiiges aus den Reiseberichten von Nazar = Aga übersetzen lassen und daraus ersehen, daß jene geheimnißvolle Person, die öffentliche Meinung, recht zufrieden mit mir ist. Sie weiß aber wirklich Alles, sie ist mit mir, wo ich auch immer bin, bei der Herrscherin, beim Großvezier Gladstone, im zoologischen Garten oder beim Khan von Cambridge, sie setzt sich mit mir zu Tische, ob ich nun beim

Mirza von Wales oder beim Bezier Granville esse, ob ich bei Southerland zu Abend oder beim Mirza von Edinburgh zu Mittag speise, sie steht hinter mir, wenn ich mich mit den Gesandten der Herrscher Europas unterhalte, sie sitzt hinter mir in der Loge des Theaters oder der Alberthalle, sie sieht, welche Frauen mir gefallen, sieht sogar, wenn der arme Junge, Sultan Abdul Samed-Mirza mit den Fingern sich an fremden, schönen Schultern vergreift, ja sie weiß auch Manches, was in meinen Zimmern geschieht und was da gesprochen wird. Ich werde doch die Divans meiner Appartements untersuchen lassen, ob nicht Jemand von ihren Leuten unter den Seidenpolstern versteckt liegt. Am Ende liegt sie auch noch allnächtlich neben oder unter mir, diese geheimnißvolle Person, und ich merke es gar nicht. Aber sie ist ja mit mir sehr zufrieden und das ist wohl die Hauptsache. Und da sie ja in Allem, also auch in den Geldangelegenheiten des Reiches mitzureden hat, so muß ich sie schon weiter bei guter Laune erhalten, sonst gestattet sie gar nicht, daß die Englis ihr Geld zu dem Eisenbahnanlehen, das Fran brauchen wird, hergeben. Reutter ist derselben Meinung. Und so will ich denn die wichtige Person weiter an meinem Frühstück, Mittags- und Abendessen theilnehmen und sie weiter neben mir schlafen lassen.

Ob sie wohl etwas dagegen haben wird, daß ich heute einer ganzen Reihe von Leuten, die mich zu sprechen und einzuladen wünschten, den Salam nicht ertheilt habe? Sie treiben es aber auch mit ihrer Gastfreundlichkeit zu weit. Allerlei Städte haben bereits zu mir gesandt, mit der Bitte, ich möchte sie doch besuchen. Liverpool, Man-

chester, Crow habe ich es versprochen, nun soll ich auch nach Glasgower, Dublin und wer weiß wo sonst noch hinkommen. Wie viel Büchsen mit Bürgeradressen soll ich denn noch mit nach Iran schleppen? Ich weiß es ja schon, wie so ein Stadtkönig von Inglis aussieht. Schottland will mich sehen! Ich bin ja doch kein wildes Thier, das man so von Stadt zu Stadt expedirt und sehen läßt. Die Schottländer, die mich sehen wollen, mögen doch nach London kommen, wo ich den Tag über oft genug zu sehen bin, mehr, als mir manchen Tag lieb ist. Ich habe den guten Glasgower Bürgern gedankt und ihre Einladung nicht angenommen. Ganz ebenso unerbittlich war ich auch etlichen Gesellschaften gegenüber, die mich hier zu Gast bei sich sehen wollten. Da ist z. B. die geographische Gesellschaft, die mich an einem Abende bei sich sehen möchte, bei einer ihrer „Sitzungen“. Sitzung — das wäre das Erste, was mich von dieser Gesellschaft fernhielte! Sitzen und immer wieder sitzen und obendrein in ihrer abscheulichen Giaurenweise — das ist nichts für mich.

„Und was thun sie sonst, außer daß sie sitzen, in dieser Gesellschaft?“ fragte ich Nazar-Aga.

„Die Mirzas (Schriftgelehrten) halten dort einander Vorträge über fremde Erdstriche“, sagte er. „Morgen werden sie über Khiva reden.“

Sie mögen ungehindert reden, ich habe nichts dabei zu thun. Sie glauben mir doch nicht über dieses Gefindel von Khiva, das die Leute von Arus so leicht hatten zu besiegen, etwas Neues zu sagen? Ich bin doch nicht nach London gekommen, um mir etwas von Turkestanen, Afghanistanen, Beludschistanen erzählen zu lassen? Bin ich

ja herzlich erfreut, wenn mir von meinen elenden Nachbarn nichts zu Ohren kommt. Und sie laden mich ein, ich möchte Stunden todtschlagen mit dem Anhören solcher Dinge? Ich würde einschlafen. Nazar-Aga meint zwar, es schliefen in dieser Gesellschaft auch andere Männer und Frauen ein, aber ich schlafe lieber ohne Geographie und ohne Khiwa. Das ist so Geschmack in Iran. Alldort ladet man seinen König zu einem guten Tschillaw oder zu einem feinen Churisch (Ragout), aber nicht zur Dscheografia ein. — Die geographische Gesandtschaft wollte nicht von mir gehen, ehe ich ihr nicht versprochen habe, ihr Ehrenmitglied zu werden und das Diplom, das mich zu einem solchen erst machen kann, anzunehmen. Das versprach ich auch. Warum denn nicht? Meine Säcke und Pöcke ertragen mehr als ich, sie sollen auch das Diplom mit nach Iran zurückbringen.

* * *

Mittags haben sie mich in der Bank der Englis erwartet, in dem Hause, in dem sie so viel des Goldes und des Goldeswerthes, Papier, aufgespeichert haben sollen, daß man einige Iran damit reich machen könnte. Ich ließ sie erst warten und ihnen dann sagen, daß ich nicht kommen könnte. Die guten Giauren hatten mir für den Tag zu viel des Glückes und der Ehre zgedacht. Was half's, daß sie in den Straßen, die vom Palaste Buckingham zu jenem schönen Goldhause führen, in großen Massen wieder angesammelt standen und schon die Hurrahs in Bereitschaft hatten, mit denen sie mich anschreien wollten, was half's, daß sie schon die großen Maschinen herausge-

pußt hatten, mit denen sie sich Geld machen, wenn sie es brauchen, die Kassen, in denen ihre schönen, großen Tomans ruhen, die großen Papierballen mit den Hundert- und Tausend-Pfund-Noten und was noch Alles mehr, was sie mich bewundern lassen wollten — ich verzichtete auf alle diese Wunder und ging nicht hin. Viel solchen Goldes besitzen ist ein Vergnügen; es bloß anschauen eins, auf das man leicht verzichten kann, wenn man erst so abgehetzt ist wie ich und noch eine Menge Arbeit vor sich hat. Wir fuhren, nachdem der Besuch der Bank abgegeben war, nach ein Uhr zu unserer sonstigen Arbeit. Zuerst zum Tower, jenem alten Gefängnisse, das mit den Schreckensgeschichten der Vorzeit dieses Inselvolkes so eng verknüpft sein soll. Auch da sollte ich hineingehen und mir den alten Kronschatz des Reiches und den Fleck anschauen, auf dem das Beil des Henkers so manchen übermüthigen Kopf für immer beruhigte, den Fleck, auf dem Könige und Minister, Männer und Weiber, Pfaffen und Höflinge verbluteten. Ich ging auch da nicht hinein. Mein Mir-kasab (Leibhenker) hat mich dergleichen schon oft genug sehen lassen. Da ich nun aber einmal von da aus den Dampfer zu besteigen hatte, der mich nach Greenwich in die alte Matrosenstadt hinüberführen sollte, so verblieb ich eine kurze Weile, ließ mich von den Männern, die die Wacht am Tower haben und die wiederum recht abenteuerlich aufgepußt waren, begrüßen, ging zu einem Thor hinein und zum andern hinaus und bestieg das Schiff. Auf dem schönen, weiten Flusse war rings herum Alles mit Fahrzeugen bedeckt, die uns begleiteten. Vom schwarzen Hause des Unglückes, vom Tower, donnerten mich

wieder die bekannten 21 Grufschüffe an — eine wahre Unglückszahl für mich, diese 21 — und fort ging es den Fluß hinab. Aber es gab nun eine gar schöne Auschau, soweit das Auge reichte. Rechts und links den Fluß entlang Schiff an Schiff, Rauffahrer groß und klein, geankert liegende Schiffe, die aus allen Theilen der Welt bepackt hierher gekommen und bepackt wieder von dannen ziehen, ein Gewimmel von unzähligen Flaggen und Mastbäumen, die Farben ihrer Heimat und die Frans nebenan zeigend, ein dem Auge undurchdringlicher Wald, belebt durch Gesichter, von der Sonne verbrannt, von der Freude mich zu sehen (vielleicht auch vom Weine) durchheitert, die Schiffswerkstätten und die Lagerplätze wieder von Menschen wimmelnd, die einen Augenblick lang ihre Tagesarbeiten lassen, um uns vorüberfahren zu sehen, und so fort und fort ohne Unterbrechung, ohne ein leeres Wasser- oder Uferflecken, das nicht Schiffe und Menschen oder Menschen allein gezeigt hätte.

Das war ein schöner Blick und werth, daß ihn das Auge behält, denn er zeigt lebendig und nicht in todten Barrn die Bedeutung dieses Reiches, seine Macht und Herrlichkeit, die Größe seines Welthandels, die Eroberungen des Friedens, die dem Auge wohlthun als die stark gepanzerten Ungeheuer, die sie mir vor einigen Tagen zeigten. Ich war des Staunens voll und mit mir waren es alle die Meinigen. Gebannt von diesem mächtigen Bilde blieben wir auf dem Verdecke unausgesetzt stehen, von allen Seiten grüßten uns große und kleine Weltfahrer, Flaggen und Menschen, die alle Zonen gesehen, solche, die aus Mihr (Egypten) und Rum (Türkei), aus

Dschezair-caledat (kanarische Inseln) und aus der Jengidunia (neue Welt) kommen. Welches Leben in den großen Docks von Westindien, in den Lagerhäusern und auf den Werften! Wir mochten an drei Stunden gefahren sein, ohne daß das Bild auch nur einen Augenblick lang an Großartigkeit verloren hätte; da waren wir nun in Greenwich angelangt. Das Schiff verlassend, stiegen wir die Stufen des Invalidenhauses, welches die alten Theerjaken der Themse versorgt, hinauf. Oben empfing uns der Bezier der Flotte, Göschen, mich, meine Mirzas und die Mirzas von Wales, Cambridge, Edinburgh u. s. w., die uns hierher auf eigenen Dampfern gefolgt waren. Er geleitete uns in einen großen Saal, wo sie allerlei Dinge, die an die großen Wasserchlachten der Inglis und ihre mächtigen Helden mahnen, aufbewahrt halten, Kleiderüberbleibsel von Wellington, Nelson u. s. w., Hüte, Maststücke von berühmten Schiffen, Kompassse u. s. w. Und dann ging's zu einem guten Bissen, der auch nicht zu verachten war, denn die Wasserluft hatte mich sehr empfänglich gemacht. Dann wieder zeigte man mir die Schule der jungen Schiffleute und ließ auch einige Hundert von ihnen, dralle, treffliche Jungen ihre leiblichen Uebungen ausführen. Ob wohl einem von ihnen seinem Vaterlande ein Wellington oder Nelson zu werden das Glück einst winkt? Der Bezier Göschen wußte dies ebenso wenig als ich.

Nach einem Aufenthalte von einer Stunde begaben wir uns wieder zu Schiffe und langten bald im Buckingham-Palaste wieder an. Da galt es nun ausruhen und einen guten Reif (Siesta) halten bei gutgestopftem Tschif-

buk und flüssigen Reden, die Malcolm-Khan, Nazar-Aga, Hadschi-Mirza Hussein-Khan, Tholazan zu besorgen hatten. Sie waren alle in dem Punkte einig, daß dieser Besuch in Greenwich keine Arbeit, sondern ein Seelenvergnügen gewesen ist. Und eine Meinung kommt bei diesen meinen Männern sehr, sehr selten vor!

Des Abends kam wieder härtere Berrichtung — ein Ball im Palaste Buckingham. Diesen Inglis-Giauren muß Jemand gesagt haben, daß ich ein gewaltiger Tänzer vor Allah sei und mir nichts über das Tanzschauspiel gehe. Sie mögen mich am Ende auch noch für den „Carneval“ Mirza halten, den sie alle so hoch verehren, die Inglis wie die Leute von Remse und Arus! Ich bedauere aufrichtigst, daß mir das Mystorium dieses Tanzvergnügens noch immer nicht aufgegangen ist, verspreche ihnen aber, wenn ich wieder in Teheran angekommen sein werde, darüber eines Tieferen nachzuspinnen und mich dann, wenn ich einstens wieder zu den Giauren komme, unter die Verehrer und Verehrerinnen dieses Männer- und Weibekreisels mischen zu wollen. Wenn sie mich nur bis dahin von jeglicher Theilnahme an ihren Festbällen freisprechen! Das thun sie aber leider nicht. Mir will es überhaupt scheinen, als benutzten sie meine Anwesenheit hier, um außer der Zeit möglichst oft tanzen zu können. Die armen, langen Inglis-Beine, die da mit jedem Abende müde gedreht werden! Ich habe mir den Namen eines jungen Mannes vom hohen Adel, den ich nun noch auf allen Bällen hier sich munter und ausdauernd kreiseln gesehen habe, eigens gestern nennen lassen. Er soll mein Bildniß mit Brillanten haben für seine Tanztapferkeit.

Ich muß doch auch einmal einen komischen Gaiarenhel-
den auszeichnen.

* * *

London, 3. Juli.

Das Ende all des mühsamen Vergnügens, das mich hier nun weit länger als anderswo schon festhält, ist endlich abgesehen. Morgen geht es von Portsmouth aus über Cherbourg nach dem Lande der Frensis. Ich habe in den letzten Tagen alle Lust am Niederschreiben dessen, was ich hier sehe und höre, verloren. Es ist auch immer dasselbe, ob sie mich hierher oder dorthin laden, ob sie mir ein Fest in einem Palaste oder in einem Garten geben. Ich habe eine kurze Zeit in Trentham auf dem ländlichen Schlosse jenes Khans von Southerland, der hier der erste Große war, der mir ein Nachtfest veranstaltete, zugebracht. Wozu? Ich weiß es nicht, es stand eben auf dem Programm des Mannes, der über meinen Leib bei Hofe hier verfügte und mich heute da und morgen dorthin transportiren ließ. Wie freue ich mich darauf, wenn einmal der Valiekt von Inglis oder gar dieser freundliche Khan von Southerland nach Teheran gewandert kommt. Ich will ihm dann auch von meinem Agassi-Baschi ein Programm dictiren lassen. Was er wohl sagen wird, wenn ich in der Reihe der „Vergnügungen“ Wallfahrten nach Kerbelas und Meshhed aufnehmen und ihm dann alle zwei Meilen Einladungen von den Jchaniis (Hauptlingen) der Nomaden, die ihn alle bei sich sehen wollen, zukommen lasse?

In Trentham fand ich es angenehm. Diese Großen

wissen ihr Leben in ihrer Weise gut zu verbringen. Schloß und Umgebung sind hübsch, prächtige Waldungen ziehen da sich meilenweit hin, Teiche, große Gartenanlagen bieten einen hübschen Blick. Auch Spielplätze gibt es sowohl in den hohen Räumen des Schlosses als auch unten im Park.

Sie spielen fast immer mit Bällen auf grünem Tische und auf dem Gartenboden. Das Vergnügen scheint auch hier ihnen Nebensache zu sein, die Arbeit der Bewegung die Hauptsache. Haben sie doch auch eine Art von Nationalspiel, bei dem sie einander mit den Fäusten an den halbnackten Leib gehen und das nur dann als sehr gelungen von ihnen befunden wird, wenn sie sich recht blutig geschlagen haben und einer von ihnen nicht mehr vom Boden sich zu erheben vermag. Recht gut zu unterhalten wissen sich diese Inglismänner, das muß ich schon gestehen. Mich wundert, daß sie mir nicht zugemuthet haben, mich auch einmal zu bogen, wie sie es nennen. Die Zeit in Trentham verging übrigens rasch. Wir hatten alles Höfliche abgestreift, lebten ganz iranisch, gingen im Piraken (Hemd) umher und thaten uns im Essen, Trinken, Schlafen und was sonst der Giaur Anderes thut, keinerlei Zwang an. Auch hatte ich Ruhe vor all den Menschen, die mich zu sehen, und den andern, die mich gar zu sprechen wünschten, vor all den Gesellschaftsdeputationen und anderem neugierigen Giaurenvolke. Der Herr des Hauses ließ mir Niemand aus London vor, und um das Maß meiner Ruhe, die er mir zu gönnen schien, voll zu machen, machte ich mir mit ihm auch nicht mehr als nöthig zu schaffen. Mit vielem Danke schied ich von ihm.

In Liverpool und Manchester thaten sie es natürlich der ersten Stadt des Reiches nach. In beiden Städten lasen sie mir endlose Beglückwünschungen vor und übergaben mir dann dieselben rein geschrieben in einer Kapsel oder in Leder eingebunden, in beiden Städten sahen die ersten Männer der Gemeinde recht spaßig aus, in beiden Städten mußte ich ihre Gildenhäuser ansehen, mich mit ihnen zu Tische setzen, Alles mit ihnen thun, nur zum Glücke nicht auch mit ihnen schlafen gehen; in beiden Städten tanzten sie auf Kosten meiner Augen und in beiden Städten wollten sie mich bereden, länger bei ihnen zu verbleiben. Ich kann nur annehmen, daß sie sich also recht gut beim „König der Könige“ gefielen. Damit sie aber auch nicht im Singsang hinter ihrer ersten Stadt zurückbleiben, wollten ihre Gesangsvereine — sie sängen da in großen Haufen, damit so den Einzelnen weniger Schuld trifft — mich gar so gern bei sich empfangen. Eine persische Hymne hatten sie sich beide eigens in London machen lassen — es muß einen persischen Musik-Fabrikanten dort geben — und die sollte ich anhören. Ich ließ es fein bleiben. Sind doch rührige, geschäftige Kaufleute, diese Männer von Liverpool und Manchester, arbeiten mit Dampf gar gewaltig und haben doch zu solchen Dummheiten Zeit.

In London angekommen, harrte meiner noch der letzte Rest von Festen: ein Gartenfest beim Mirza von Wales. Es war recht munter daselbst, munterer, als es sonst bei den Festen der Engländer vorkommt, aber es konnte den herrlichen Abend von Potsdam in meinem Gedächtnisse nicht verdrängen. Dann ein Fest in dem prächtigen Glaspa-

laste von Sydenham, in dem sie einen großen Bazar aller Völker aufgeschlagen haben. Da gab es eine Menschenmasse, wie ich sie noch nicht in London beisammen gesehen habe, gab es Musik von betäubendster Stärke, gab es Frauen, die es sehr deutlich auf mich abgesehen hatten, gab es allerlei Beleuchtungszauber und Feuerwerk, gab es Lärm, echten Londoner Lärm; das Merkwürdigste dieses Abends wird wohl gewesen sein, daß mein guter Junge Abdul Samed-Mirza wieder einmal für eine Nacht verloren gegangen war. Gesehen habe ich in diesen Tagen auch noch Manches, was mir gefiel, so z. B. das Wachsfigurenkabinet der Frau Tuffaud und Comp., in dem sich nebst allen berühmten Herrschern und Herrscherinnen der Erde der Giauren auch die größten ihrer Spitzbuben, Mörder und Staatsverbrecher in Wachs nachgebildet aufgestellt finden. Eine recht gemischte und interessante Gesellschaft! Da vertragen sich aber auch Orsini und Napoleon, der Papst und der Padischah Wilhelm, Victor Emanuel und Franz von Neapel, Bismarck und die Frau Eugenie von Chiselhurst, Mac-Mahon und Moltke, Pierre Napoleon und Victor Noir und andere Männer und Weiber ganz vorzüglich. Es sollte mich Wunder nehmen, wenn ich nicht auch bald nach meiner Abreise hier in Wachs auf einmal wieder auftauchte. An diesen Schah von Wachs gedenke ich auch alle mich noch erwartenden „Adressen“ schicken zu lassen.

Heute noch verabschiedete ich mich bei der Herrscherin des Reiches und den Mirzas des Inglis-Hofes. Sie haben zwar manches Nichtgute in diesen schweren Londoner Tagen an mir gethan, aber sie haben es gut gemeint und

dafür will ich ihnen die Hand drücken. Eindrücke mannichfaltiger Farbe nehme ich genug mit. Die Gaiuren von hier haben mir ihren Freudenrausch ob meines Erscheinens immer laut und vernehmlich genug bewiesen, ihr Gold kommt hoffentlich hinterher. Wenn sie mir nur nicht nüchtern werden!

IV.

In Paris.

Paris, 6. Juli.

Nun bin ich auch seit einigen Stunden unter den Frengis, in ihrer schönen Hauptstadt, von der sie mir schon seit Jahren in Teheran den Kopf vollgeschwagt haben. Die Lust, hierher zu kommen, war meinerseits nicht sehr groß. Dieses London hatte mir Furcht vor der maßlosen Freundlichkeit der Giauren einzulösen begonnen. Wenn das so weiter ginge, wie unter den Inglis es gewesen, dann könnten sich meine lauernden Feinde in Iran zu dem Zustande gratuliren, in dem ich zu Hause ankäme. Auch schon um der schlechten Nachrichten willen, die mir, seitdem die Balide ins Paradies Ali's eingegangen, der Telegraph bringt, hätte ich das Frengis-Land gern unbesucht gelassen. Sie legten aber gar so großen Werth auf mein Kommen, wie mir Nazar-Aga und mein Emir sagen, sie würden sich in ihrer Seele, die voll Eitelkeit steckt, verletzt fühlen, wenn ich ihren Stolz, ihr Paris ungesehen ließe. Auch sind sie unglücklich und das Unglück, auch wenn es selbst verschuldet, hat auf Schonung Anspruch. Meine Beziere behielten wieder einmal Recht und

so sitze ich nun da in dem Palaste der Gesetzgeber, in dem sie vor drei Jahren meinen armen Freund Napoleon vom Throne stießen. Der Einzug in Paris that mir nach dem Londoner Lärm sehr wohl, unter anderen Umständen hätte er mich in recht schlechte Laune versetzen können. Wäre dieses Paris die erste Giaurenstadt gewesen, die ich besuche, ich glaube, ich wäre, kaum empfangen, zu den Thoren wieder hinausgecilt, so lauwarm war ihr Willkomm für den König der Könige, dessen Besuch sie sich doch begehrt, mit Nachdruck begehrt hatten. In Passy, einer Vorstadt, ließen sie mich die Eisenbahn verlassen. Da kam der Herrscher des Reiches, der zugleich der Beherrscher der Nationalversammlung ist, der Saepah salar Mac-Mahon auf mich zu, ein paar Worte des Grußes sprechend. Er sieht aus wie ein Dehbaschi (Korporal) und nicht wie ein Reichsregent. Muß am Ende gar der Kaiser Dschumhuri (Präsident einer Republik) so aussehen? Ich will aber dem Manne nicht wehe thun, er sitzt erst kurze Zeit auf dem Präsidentenstuhle und nicht weich, wie ich höre. Nach einigen Worten meinerseits, die Nazar-Aga in der Fren-gisssprache wiedergab, stellte man mir ein halbes Duzend Saertips (Generale) vor. Der Saertip scheint jetzt im Fren-gisreiche Alles zu sein. Die Männer, alle in glänzenden, goldstrogenden Röcken und Federhüten, tragen alle den Kopf sehr hoch. Es schien, als wollten sie mir maßlos imponiren, jeder von ihnen könnte einen Erdball zu seinen Füßen liegen haben, so sahen sie alle drein. Ich mußte der vielen Schläge gedenken, die sie erst lezthün bekommen, die sie aber gar nicht mehr zu verspüren scheinen, und lächelte nach innen. Auch die Beziere des Saepah salar

wurden mir präsentirt, lauter selbstgefällige Leute, von deren Tapferkeit, Geist und Wiß ich in der Welt aber nie etwas gehört hatte. Auch von denen, die im Staatskleide erschienen waren, schien jeder die Weltkugel in seiner Tasche zu haben, namentlich sieht der Khan von Broglie wie ein Gewaltiger drein. Seine Miene schien immer sagen zu wollen: „Wenn Du mich gesehen hast, o Schah, so hast Du das Reich der Fremdis gesehen!“ Und der Saepahjalar Mac-Mahon schien für ihn blutwenig zu bedeuten. Wir fuhren nun der Stadt zu und zwar in einem schönen Staatswagen, was mich überraschte; ich stellte mir immer vor, daß in einem Freistaate Gold und Silber und schöne Pferde keine Rolle spielen, daß die Einfachheit vorherrsche und daß man auch die zu Besuch kommenden Könige in einem Omnibus oder in einem Lohnwagen herumsühre. Das wäre mir doch neu gewesen und hätte mich erheitert, während ich in goldenen Wagen nun schon genug gefessen bin. Menschen waren zwar auf dem Wege zur Stadt genug aufgestellt, in dem schönen Wäldchen von Boulogne drängten sie sich in dichten Haufen, aber die Freude über mein Kommen muß ihnen die Sprache geraubt haben. Die Leute zogen hier und dort ihre Tschillawtöpfe vom Kopfe, aber es war kein einziger Begrüßungsschrei zu hören. Mich freute das eigentlich, denn ich war genügend angeschrieen worden. Mein Oheim und Nazar-Aga, die mit mir im Wagen saßen, schienen sich jedoch zu ärgern. Als wir beim Triumphbogen ankamen, dessen Wunden sie mit Blumen und Kränzen und persischen Wappen verdeckt hatten, gelangten einzelne Rufe zu meinen Ohren.

„Was rufen sie?“ fragte ich Nazar-Aga.

„Es lebe Mac-Mahon! rufen sie“, antwortete er.

„Ja, feiern sie denn den Einzug ihres Saepah salar?“
dachte ich mir. Indes kamen neue Rufe.

„Jetzt“, sagte Nazar-Aga, „jetzt rufen Andere wieder: Es lebe die Republik!“

Bin ich die Republik? Empfangen sie die Republik oder empfangen sie den Beherrscher Frans, dem die Giauren von Arus, Nemse und Inglis zugejauchzt haben? Und warum lassen die einen Mac-Mahon und die andern die Dschumhurië (Republik) hoch leben? Ist Republik und Mac-Mahon nicht dasselbe? Es scheint so. Der Saepah salar machte auch ein schiefes Gesicht, wenn die Rufe auf die Republik kamen, die auf sein eigenes Leben scheinen ihm besser ins Ohr zu passen. Nun, ich bin erst einige Stunden da und kann Aufschlüsse erwarten.

Beim Triumphbogen begrüßten mich die Väter der Stadt. Das waren wenigstens schlichte Männer, ohne Hochmuth in den Mienen und freundlich, und in ihren Worten lag ein Ausdruck von Herzlichkeit. Der Anblick des großen schönen Platzes vor dem Triumphbogen, die Tribünen voll hübscher, laut schwagender Frauen, die herrliche Straße, durch die wir dann weiterfuhren, allwo die Menschen aus den Fenstern, von den Dächern und aus den Wipfeln der langen Baumreihen herabguckten, all das machte mich bald vergessen, daß diese sonst so als lebensprühend geschilderten Fremdis heute sich so ruhig verhalten, als wäre ihnen Schweigen auferlegt worden. Ich bin einmal ohne Spectakel der Kanonen und Kehlen in einer Giaurenstadt angekommen, meine Nerven haben gar nichts dagegen. Im Palaste angekommen, empfing

ich noch eine Deputation jener köpferreichen Regierung, die in Versailles ihren Sitz aufgeschlagen, ihren Obersten an der Spitze, und dann zog ich mich zu meinem Gusch zu rück, aber erst nachdem ich die vielen unnöthigen Bedientenseelen, die mir in den Mund sehen wollten, aus dem Salon geschafft hatte. Dann war Ruhe. Solch eine Dschumburië (Republik) hat doch auch ihr Gutes; es gibt keine Aufwartung von Mirzas und Mirzaffas, keine Vorstellungen von Duzenden von Höflingen, kein Sichanlächelnlassen von wildfremden Menschen und was sonst noch Abspannendes bei jedem Eintreffen in einem neuen Giaurenpalaste für mich bereitet war. Ich habe also alle Ursache, heute mit dem Rufe: Es lebe die Republik! zu Bette zu gehen. Wenn mich der Präsident der Republik nur nicht hört!

* * *

Paris, 7. Juli.

Sie scheinen sich hier stark in den Haaren zu liegen, die lieben, artigen Frengis. Nazar-Aga, Malcolm-Rhan und Ali-Mirza Kuli haben Besuche gemacht bei ihren alten Freunden von ehemals, bei Männern in den verschiedensten höheren Staatsstellungen, und sie erzählen mir Manches über die politischen Wirrsale, die hier herrschen. Die meisten von den Männern — darin sind meine Beziere einig in ihren Berichten — essen das Brod der Republik — theures, kostspieliges Brod — und wollen von ihrer Brodgeberin nichts wissen. Sie haben alle dasselbe Ziel in Bezug auf die rasche Ausbesserung des Präsidentenstuhles, den sie in einen Thron verwandeln wollen, können sich aber nur in Bezug auf das männliche Wesen, das sie

auf den Thron hinauffetzen wollen, nicht einigen. Die einen denken an den Mirza Heinrich von Bourbon, den Abkömmling eines längst verjagten Herrscherhauses, der seit vielen Jahrzehnten bereits auf einem Landschloß in Austria die Tage ruhig verbringend längst nicht mehr daran gedacht hat, den Thron seines verjagten Großvaters einmal wieder besteigen zu können, und dem sie nun den Purpur mit Gewalt über die Schulter schlagen wollen. Andere wollen wieder gern den Enkel jenes Orleans, der nach Verjagung des letzten Bourbon 1831 auf den Thron kam, um nach achtzehn Jahren selbst verjagt zu werden, den Grafen von Paris hinausheben. Wieder andere speculiren auf den kleinen Sohn Napoleon's III. und noch andere suchen eine Vereinigung der Interessen der Orleans und Bourbon's herbeizuführen und die zwei so gewaltsam auseinandergebrochenen Stücke der alten Frengis-Dynastie ebenso gewaltsam wieder zu einer einzigen zusammenzuschweißen. Jene Männer in Frengis, die das Alles aber nicht wollen, die den alten Kebricht der Bourbonen und den etwas jüngeren der Orleans und den jüngsten des Bonapartismus nicht wieder herein ins Land gekehrt sehen mögen, das sind die Anhänger der Republik. Es sind, wie man mir sagt, recht vernünftige, ehrliche, tüchtige Leute unter ihnen, aber sie sind an Ort und Stelle in Versailles zu wenige und werden, wie ich höre, früher oder später gegen die Renovirung eines Thrones nicht viel zu machen im Stande sein.

Erweiternd für mich ist es nun, daß sich, wie mir meine Beziere erzählen, die Frengismänner hier einbilden oder vorlügen, daß ich mich für diese Renovirung des

Frengisreiches zu einer Monarchie ungeheuer interessire. Alles, was in diesem Frengisreiche seit drei Jahren geschieht, ist schon den Giauern der übrigen Länder ein Räthsel, wie soll ich, der ich aus Iran komme, mich darin so zurechtfinden, daß ich mich auf diese oder jene ihrer Parteiseiten zu schlagen vermöchte? Ich sehe auch nicht ein, warum mir der Schriftgelehrte Thiers, wenn ich ihn noch auf dem Versailler Stuhle angetroffen hätte, nicht ebenso angenehm sein könnte, vielleicht noch angenehmer als dieser Saepah salar Mac-Mahon.

Und doch lassen sie sich's hier nicht nehmen, ich schwärme für den Mann, und ihre Leute von der Feder wissen heute schon zu berichten, daß ich gestern zu den Vätern der Stadt gesagt hätte, ich freue mich, den Saepah salar an der Spitze der Regierung zu sehen, der, wie es schein, vom Volke und der Armee sehr geliebt werde. Ich würde eine solche Lächerlichkeit gar nicht glauben, wenn sie mir nicht Wort für Wort von Nazar-Aga aus ihren Zeitungen übersetzt worden wäre. Die erste Lüge ist, daß ich mich freue, den Saertip an der Spitze der Regierung zu sehen. Ich bin gar nicht nach Paris gekommen, um jenen Mann zu bewundern, und ich wäre ebenso zufrieden, wenn irgend Jemand an seiner Statt ohne Säbel auf dem Stuhle von Versailles säße, nur dürfte es freilich keiner von den Babis (Communisten) sein, die mich dann gewiß zum Empfang schon aller meiner Diamanten berauben würden. Die zweite Lüge wird dann wohl sein, daß Volk und Armee den Saepah salar so sehr zu lieben „scheinen“. Ich wüßte auch nicht, was viel an dem

Manne zu lieben wäre, der mehr Schlachten verloren hat, als er je gewonnen und wieder gewinnen wird, es müßte denn sein, daß die Frengis von heute und vor allem ihre Serbaz darauf veressen wären, gerade den Heerführer zu lieben, der sie ins Unglück stürzte. Ehemals schwärmten sie für den Saertip Bonaparte, die Frengis, und er ward ihr Abgott und ihre Allmacht, weil er Schlachten auf Schlachten schlug, die die Welt in Erstaunen versetzten, und heute schon sollte man in demselben Reiche dahin gelangt sein, Heerführer zu lieben, die unerreicht im Schlachtenverlieren sind? Das wäre sogar im Reiche des Unerhörtesten noch unerhört genug. Einer Verehrung des Mac-Mahon will ich jedoch nicht im Wege stehen mit dieser meiner Bemerkung, nur sollen sie hier den König der Könige nicht zu einem politischen Ruhmesmarktschreier herabzuwürdigen suchen. Nun verstehe ich auch die Rufe von gestern. Der Saepah salar hätte sich gern unter meinem Schilde feiern lassen mögen, aber die guten Frengis thaten ihm den Gefallen nicht. Es „scheint“ also doch mit der Liebe des Volkes wenigstens nicht so glänzend zu stehen. Für die liebe Eitelkeit ist aber nichts zu schlecht und so thut dem Manne diese Lüge gewiß sehr wohl. Ich bin neugierig, ob ich morgen, wo ich sein Gast in Versailles bin, schon in seiner Gunst gestiegen sein werde. Und ich müßte das wohl, nachdem ich mich so schmeichelhaft über ihn ausgesprochen. Er schaut mir ganz darnach aus, seinen Leuten von der Feder das Alles aufs Wort zu glauben, was ich über ihn gesagt haben soll.

Die Aehle chemschir (Leute vom Säbel) machen sich hier sehr breit. Heute hat mich ein ganzes Duzend im Palaste besucht. So eigentlich kennen lernte ich die Männer jedoch erst, nachdem sie wieder von mir gegangen waren; da mußte mir Nazar-Aga, der trefflich bewandert ist in der Chronik des letzten Frensis-Krieges, all die Schlachten nennen, die jeder einzelne von diesen gewichtigen Saertips verloren hatte. Nun wußte ich doch ihre hohe Bedeutung im Reiche und verstand erst, warum sie es für nöthig hielten, daß ich ihre nähere persönliche Bekanntschaft mache. Eigenthümlich ist es aber, bedenke ich, daß von den Remses-Saertips in Berlin, die doch alle gesiegt haben über diese Frensis männer, die hier so strahlenden Antlitzes auftreten, keiner, nicht einmal der Saepah Jalar Moltke, irgend wichtig mir gegenüber gethan hat.

„Das liegt im Blute“, sagt Nazar-Aga.

Im schlechten, meint er wohl. Der deutsche Arzt scheint ihnen also nicht viel Erleichterung verschafft zu haben.

* * *

Paris, 8. Juli.

Einen schönen Nachmittag in Versailles, in der Stadt, wo die 750 Regenten des Frensisreiches sitzen, zugebracht. Die alten Herrscher des Landes haben sich in diesem Jeylak (Sommersitz), dem ich an Schönheit und Reichthum in Formen und Stoffen nichts entgegenzusetzen weiß, gar herrlich eingerichtet. Das mag gar ein wonniges Leben gewesen sein, das die alten Ludwige da geführt in den hohen Marmorfälen wie in dem üppigen Parkpalästchen, als

nur Rosen und Nachtigallen und die schönen Weiberlippen des Enderuns (Harem), den sie hier Hirschpark nannten, zu hören waren in den weiten Baumgängen und den lieblichen Gebüschten und das unschöne Getöse der wilden Stimmen des Volkes noch nicht über die hohen Gitter gedrungen war. O, ich begreife gar wohl, daß es die mancherlei Kronenlauerer, die hier von sich reden machen, darnach gelüftet, von diesen Prunkgalerien und den lauschigen Winkeln der Liebe sobald als möglich Besitz zu ergreifen, und daß sie in der Wollust des Vorgefühles schon nicht viel darnach fragen, ob ihnen der Sitz in Versailles auch so gut bekommen wird, wie er ihren Vorvätern bis auf den sechzehnten Ludwig bekommen. Nur muß man aber auch hier König, wie der vierzehnte Ludwig einer war, sein können oder gar nicht. Und es soll schwer halten in dem heutigen Frengisreiche, einen der alten Ludwige spielen zu können. Wer es versuchen wird, wird wohl neben all dem Versailler Pomp nicht vergessen dürfen die Zelle des Temple, die der sechzehnte Ludwig einst inne hatte, und wird sich neben der schweren, goldbeladenen Carrosse den königlichen Armensünderkarren und neben dem emaillirten Tafelmesser das Beil des rothen Henkers, den sie hier den Herrn von Paris (nicht zu verwechseln mit dem Grafen von Paris, der auch sein Herr sein möchte) nennen, zu denken haben.

Die Männer der sogenannten Republik haben sich, soweit ich bis jetzt zu sehen Gelegenheit hatte, in all den alten Königsglanz recht gut hineingefunden. Mich wundert nur, daß die 750 Regenten sich nicht sämmtlich mit Weibern und Kindern in Versailles hier einquartiert

haben. Da wäre ja Platz zum prächtig leben für alle. Ich finde, daß die Leute lange nicht den Muth haben, den ihre Könige einst hatten. Nur ihr Präsident wohnt derzeit hier, nicht einmal der Saepah Jalar. Mein erster Besuch hier galt jenem gewaltigen Führer der 750 Regenten des Reiches. Der Mann fühlt sich, er empfängt wie ein König, aber er spricht nur mehr, als Könige es für gut finden. Er hielt einen langen Sermon, was mich nicht abhielt, meine Augen an den schönen Deckengemälden schweifen zu lassen. Nachdem er ausgesprochen, wurde ich durch die Räume des herrlichen Sommerpalastes geführt. Dann ging es zu dem Saepah Jalar MacMahon. Der wohnt in dem nahen Präfectenhanse, empfing mich freundlich mit wenigen Worten und führte mir seine Frau, seine fünf Kinder und sonstige Sippe vor. Die Frau scheint so ein kleines Hochmuthsteufelchen im Leibe zu haben, ich glaube nicht, daß Katharina von Medici sich vornehmer und stolzer geberdet hat. Dieses Weib möchte, wie mir scheint, den Thron von Frankreich am liebsten selbst besteigen. Wenn ihr Mann noch ein paar Schlachten mit dem Glücke von 1870 schlägt, kann sich das auch noch machen. Ist er ja heute nach Weißenburg, Wörth und Sedan schon Präsident der Republik!

Nachdem ich bald von dem ganzen Kinderstande des Mannes vollkommen unterrichtet war, fuhren wir in den Park von Versailles und zu seinen Kunstschätzen. Der Park war voll von Menschen, die sich in den Alleen und um die großen Fontainen munter herumtummelten, mich angafften, allenfalls grüßten. Nach ihrem Präsidenten scheinen die Republikaner und Republikanerinnen sehr we-

nig zu fragen. Sie schauten ihn kaum an, von einer Begrüßung durch Zurufe war keine Spur. Ein recht nettes Verhältniß zwischen der Republik und ihrem Präsidenten. Er entfernte sich übrigens sehr bald, um seine Befehlshaber, von denen viele zum Essen geladen waren, zu empfangen. Ich wanderte unterdeß mit Nazar-Aga die Säle entlang, Treppe auf, Treppe ab, durch die hohen Galerien, die in ihrem königlich reichen Schmucke von Marmor, Glas, Damast, Kaschmir, Gold und Edelsteinen mein Auge ergöhten. Der Saertip, der mir hier beigegeben zum Ehrendienste und ein kleines, schmales Männchen, das beim Großvezierat den Mutterdschim (Dolmetsch) macht, dessen Persisch ich aber bis jetzt noch nicht verstanden habe, begleiteten uns. Des Saertips Zunge war guten und unermüdlischen Laufes. Sie wußte von der Bedeutung aller Säle und Galerien und von der ihrer Decken- und Wandgemälde viel zu erzählen, aber sie hielt sich mit Vorliebe bei den die Glücksfälle des Reiches betreffenden Erinnerungen auf. Nach dem großen Bankettsaal, durch dessen hohe Fenster zum ersten Male vor Jahren die wilden Stimmen der herbeigezogenen Pariser gedrungen waren, und nach der Treppe, über die die Marktwiber von Paris den armen sechzehnten Ludwig geschleppt haben, mußte ich ihn eigens fragen lassen. Die Männer scheinen hier in dieser Zeit der frischen Königsucherei nicht gern sich dieser historischen Plätze zu erinnern. Aber auch der weit neueren Thatsachen, wie z. B. der, daß vor drei Jahren der Herrscher von Preuß mit den Seinen dieses herrliche Schloß durch Monate bewohnt hat und daß er in einer der schönsten dieser Galerien zum Padischah der

Nemses ausgerufen worden, erinnerten sich weder der Saertip Hartung noch der gedachte Dolmetsch Mirza Biberstein. Nazar-Aga mußte mich daran erinnern. Und doch glaube ich, thäten sie besser, gerade an den betreffenden Stellen des Schlosses lebendige Erinnerungsbilder anzubringen und den Nachkommen zu zeigen, wie hier die Nemses ein und aus gingen, auf daß sie erfahren, wie weit es kommt, wenn man die Fackel des Krieges leichtsinnig entzündet. Aber die Eitelkeit scheint solche Warnungsbilder nicht zuzugeben und so werden sie hier die Thaten Napoleon' I. weiter im Bilde zeigen, die des Padiſchahs der Nemses, die ihn bis hierher führten, aber verschweigen, die Schlacht bei Abukir farbenreich von der Wand herab erklären, die bei Sedan aber keines Sterbenswörtchens Erwähnung werth halten. Auf ihr Glück haben diese Frengis lange genug gepocht und die Strahlen solcher Erinnerungen, die hier in Versailles üppiger Farben voll von den Wänden herableuchten, haben sie schließlich geblendet. Vielleicht frischten Bilder des jüngsten Unglückes ihr Auge wieder auf. Aber man darf ihnen, wie Nazar-Aga sagt, davon nicht reden. Es fiel mir auch gar nicht ein, wiewohl ich, in die Galerie der „Spiegel“, die mich an meinen „Pfauensaal“ in Teheran so lebhaft gemahnte, eintretend, der Männer in glänzenden Uniformen und gestickten grünen Röcken genug versammelt fand, an die ein solches Wort der Mahnung gerichtet gar wohl am Plage gewesen wäre. Wie hätte ich ihnen auch das schmachhafte Essen, das diese Frengis zu bereiten verstehen, so zu verderben den Muth haben sollen! Ich ließ sie lieber essen und griff selbst nach verschiedenen guten

Bissen. Haben diese Republikaner einen Appetit! Und sie nehmen aus goldenen Geräthen den Bissen ganz ungenirt, wie die Könige, ohne, gerade wie diese, sich viel darum zu kümmern, ob alles Volk im Frengis-Lande zur selben Stunde so viel und so gut zu essen habe.

Nach Tische erstrahlte der Park in Tausenden von Flämmchen, die sich mit den Springwassern der Brunnen bunt genug mischten, und allerlei Feuer prasselte durch die milden Abendlüfte. Das gab einen schönen Anblick.

* * *

Paris, 9. Juli.

Heute war ich in zwei ihrer berühmten Kirchen, in Notredame und bei den Invaliden. Der steinerne und metallene Prunk der ersteren hat mich sehr kalt gelassen. Ich schwärme auch in Fran nicht für Moscheenherrlichkeiten. Das blaue Himmelsgewölbe scheint mir die schönste Moscheedecke zu sein. Wunderwerke, wie die Minaretschunban (bewegliche Minarete) von Chaledan, haben die Giauren nicht aufzuweisen. Sie machen ihre Kirchen interessant durch berühmte historische Gräber. Die liebe Eitelkeit steckt sich auch unters Allerheiligste. Drei Dynastien schon haben diese Frengis verjagt, mit den Gebeinen der Verjagten und Gemordeten aber machen sie Staat und rühmen sie den Fremden. Im Invalidendome haben sie den großen Napoleon zur Ruhe bestattet, nachdem sie ihm dieselbe in St.-Helena geraubt hatten. Es kommt vielleicht auch noch einmal die Zeit, wo sie die Gebeine des dritten zu denen des ersten Napoleon hier beisetzen; Chiselhurst ist nicht so weit von

Paris wie St.-Helena, und was der gute Ludwig Philipp gethan, kann auch der anrückende Bourbone oder Orleans thun, schon deshalb, um einstens, wenn ihnen etwas Frengis = Königliches passiren sollte, so etwas, wie andern schon vor ihnen passirt ist, der Wiedervergeltung ihres Nachfolgers, und sollte dieser wieder Napoleon heißen, sicher zu sein.

Man weiß wohl in diesem Lande, wie man König werden kann, wie man auf den Thron hinaufkommt, aber nicht, wie, wann und wo und wohin man von diesem Throne hinabfällt. Eins ist aber gewiß, der todte Kaiser oder König wird hier besser behandelt als der lebende.

In Notredame hat mir der Imam dschumeh (Erzbischof von Paris) eine mir zugedachte Freude verdorben. Er gab es nicht zu, daß für einen Moslem die Kirche beleuchtet werde. Die Dummheit der Mulahs ist doch überall gleich groß. Der Padischah der Nemfes sucht sie unschädlich zu machen, Grund genug für die Frengis, schon deshalb sie in ihren Schutz zu nehmen. Schon breiten diese Reschischs hier ihre schwarzen Todesfittige über die Nation der aufgeklärtesten Giauren aus, das Reich soll wieder in den Schooß des alleinseligmachenden Glaubens zurückgestoßen werden. Die Mulahs sind hier überall wieder obenauf, hat mir schon Malcolm-Khan berichtet und Nazar-Aga bestätigt es. Sie tauchen in den Versammlungen der 750 Regenten, in den Cabineten der Bezierate, in den Arbeitsstuben der Zeitungsmirzas, in den Reihen des Heeres mit großer Frechheit wieder auf, ziehen je nach Bedarf den Generalshut, den Ministerrock und sogar die Haube der Frau Mac-Mahon an. Warum sie nicht gleich

aus den Mulahs des Reiches die Nationalversammlung zusammenberufen und sich von ihnen regieren lassen?

Während ich hier verweile, sind die Ziarets (Wallfahrten) das Gespräch des Tages. Wo immer hin die Mulahs ein Wunder verpflanzen, dahin ziehen dann Tausende von Menschen, Männer, Weiber und Kinder, unter ihnen Staatsmänner, hohe Saertips, Angehörige der ersten Familien, Namen vom alten Nedschab (Adel), werfen ihre Leiber hin zu den Füßen verzerrter Gnadenbilder und schreien nach neuem Ruhme, neuer Größe für ihr Land und begehren sogar von jenen wunderlichen Trugbildern der Mulahs die an die Nemfes verlorenen Provinzen zurück. Und von solchen Ziarets erwarten sie hier Heilung von den Kriegsschäden, die sie sich leichtsinnig und übermüthig zugezogen, sichere Heilung, denn sie wiederholen sie unaufhörlich, bald hierhin, bald dorthin. In den Versammlungen der 750 Regenten wird sogar zur Theilnahme an solchen Bettelgängen aufgefordert und nicht wenige der Männer von Versailles machen sie auch in der That mit. „La Gloire“, früher blutig erkämpft, wollten sie nun „unbefleckt“ gar so gern empfangen, diese Mulahknechte. Sie scheinen sich hier dessen bewußt zu sein, daß es wird ein Wunder absetzen müssen, wenn sie Elsaß und Lothringen zurückbekommen sollen, und möchten nun ein solches Wunder von allen möglichen Heiligen erjammern. Das wird aber ein ganz eigenthümlicher Heiliger sein müssen, dem die Nemfes Elsaß und Lothringen zurückgeben werden, denke ich mir. Auch bei uns gibt es Ziarets, man geht nach Mekka, um den Titel Hadjschi, nach Rum, Ker-

beleh oder Mesched, um Kerbelai oder Meschedi sich nennen zu dürfen. Daß man aber Wallfahrten macht, um eine verlorene politische Stellung, um eingebüßten staatlichen Rang wieder zu erlangen, um im Kriege verlorene Landstriche wieder zu erobern, das ist etwas Nagelneues, von dem wir armen, ungebildeten Moslems bisher nichts wußten. Aber die Frengris wissen sich's auch, wie man mir sagt, recht bequem zu machen bei ihren Wallfahrten; sie nehmen die Eisenbahn, nehmen hübsche Weiber und gute Weine mit sich auf den Weg und wallfahrten, wenn es hoch geht, eine Tagereise lang, manchmal nicht einmal das Viertel dieses Weges. Der Mann aber, der von Mekka nach Iran zurückgekehrt von einer Ziaret, hat neun Monate der Entbehrung, der Wanderung durch die Wüste, der Fernhaltung von allen Freuden des Daseins hinter sich, er hat das Todtenlied singen gehört, hat Kämpfe mit Räubern überstanden, hat keine Weine getrunken, war vielmehr schon froh, wenn ihm nur alltäglich der Wasserquell aus der Erde entgegensprang, und hat kein Weib berührt. Das ist denn doch etwas ganz Anderes als solch eine Frengris-Wallfahrt von heute.

*

Mittags haben sich mir die verschiedenen Beziere mughtars (Gesandten) und Maeslaehaet-Guzars (Botschafter) vorstellen lassen. Mich interessirten nur eigentlich zwei von ihnen. Der eine war der Botschafter des Padischahs der Remses. Ich band mit Hülfe von Nazar-Aga und meines Emirs mit ihm ein längeres Gespräch an, indem ich ihm von meinen Berliner Erinnerungen,

die alle noch voll von Sonnenschein sind, sprach und meine Herzensfreude über die schönen Tage von Berlin zu erkennen gab. Es soll dies auch dem Großvezir der Fren-gis, der anwesend war, unliebsam aufgefallen sein. Thut mir leid. Die zweite für mich interessante Persönlichkeit war der Bezier = muchtar Italiens. Ich hatte in Tehe-ran schon gehört, welchen Eindruck dieses Mannes Staats-kunst auf die Weiber seit Jahren zu üben weiß und wie er der Freund des bösen Unsterns von einem Weibe, von Eugenie von Chiselhurst, am Hofe Napoleon's III. ge-wesen. Ich fand in ihm einen leidlich aussehenden Mann von fecker Manier und süßlichem Wesen, der gar nichts geistig Gebietendes an sich hat.

„Er schwagt aber recht artig“, wendete mir Nazar-Aga ein, als ich ihm meinen Eindruck wiedergab. Was er der Frau des armen Herrschers, der vergessen und ver-dorben ist, Alles zur Zeit vorgeschwagt haben mag? Schwagen, artig schwagen, das scheint an diesem ver-gangenen Hofe die Hauptsache gewesen zu sein. Ein gu-tes Wort in das Ohr der Frau Eugenie und man hatte sich zum Bezier hinaufgeschwagt. Ja, wenn die Zunge in den Schlachten des letzten Krieges gegolten hätte, die Fren-gis würden sich jetzt die Wallfahrten ersparen können.

* * *

Paris, 11. Juli.

Und wieder eine Revue. Unter den Fren-gis ist solch eine Soldatenschau ein allbeliebtes Nationalspiel und sie laufen in hellen Haufen dazu. Wenn man heute unter allen Giaurenvölkern Europas die Abschaffung der Heere beschließen würde, die Fren-gis könnten diesen Beschluß für

sich nicht acceptiren. Ihre Frauen würden jammern und ihre Söhne wüßten für den Moment gar nicht, wie sie es anstellten, ohne rothe Hosen und blauen Rock müßig zu gehen. Der Serbaz gehört in Paris mit in das große Schaufenster des öffentlichen Lebens, das sich so hübsch und freundlich dem fremden Auge zu geben versteht. Militärische Unglücksfälle schrecken die Affenliebe der Frengris für ihre Soldaten nicht ab. Ist doch jeder von den hunderttausend Männern, die sie mir heute aufmarschiren ließen auf der großen Ebene im Wäldchen von Boulogne, in ihren Augen ein Held und wird dies auch bleiben, und wenn man auch nach dem nächsten Kriege zu den fünf Milliarden noch weitere fünf den Nemses ins Land schicken müßte! Darüber ist mit diesen Frengris, wie Nazar-Aga meint, nicht zu rechten. Nun, meine Eindrücke zu Rathe ziehend, kann ich nicht leugnen, daß sie meinem Auge recht wohlgefielen, diese gemeinen Serbaze, weit besser als ihre Saertips und Saepah salars. Es sind frische, hübsche Burschen, geschmeidige Jungen, marschiren prächtig und sind wohlgefällig gekleidet. Die Eleganz ist bei ihnen in die Augen springender als die Kraft, die die Nemses so auszeichnet. Sie mögen auch die prächtigsten Friedenssoldaten sein und zum Spielzeug der Weiber wie kein anderer Soldat der Welt passen. So recht für diese Weiber berechnet schauen ihre Offiziere aus, vom Rajil (Lieutenant) bis zum Saepah salar hinauf. Wie bei uns in Iran die Schriftgelehrten das Tintenfaß im Gürtel führen, so sollten diese Männer den Parfümtiegel am Säbel oder am Marschallsstabe führen. Die ältesten von ihnen riechen am meisten nach Schönheitswässern aller Art. Da ist

zum Beispiel der Saertip Changarnier, auch einer von der großen Junft der Unbesiegbaren von Metz, für die alle der eine Bazaine nun bald das schmutzige Bad ausgießen wird, wahrhaftig nur noch das Gerippe eines Generals und dabei doch ein Geck, wie ich nicht sobald unter den Giauren einen gesehen. Man muß aber auch das Nicken und intime Lächeln und verliebte Mienenspiel der Weiber mit angesehen haben, die da neben mir auf einer Tribüne in rauschenden Kleidern und mit verrückten Kopfbedeckungen saßen, um diese Männer ganz würdigen zu können. Ich ritt zuerst mit dem Präsidenten der Republik die Truppenreihen entlang. Mit uns in erster Reihe waren noch die Mirzas von Orleans, die aber kein Mensch beachtete, so sehr sie sich auch bemerkbar zu machen suchten. Haben die auch von mir eine Demonstration erwartet? Man soll hier überall und für Jedermann, der etwas bedeuten will, demonstrieren. Die Mirzas von Orleans sähen es am liebsten, wenn ich die Tribüne hier bestiege und rief: „Es leben die Orleans!“ Die Legitimisten hätten es nicht ungern, wenn ich den Bourbonen meine Huldigung darbrächte. Die Bonapartisten wollen: „Es lebe Napoleon IV.!“ und die Republikaner ein: „Es lebe die Republik!“ von mir hören. Selbst aber wagt hier Keiner den Mund zu öffnen, weil er fürchtet, von den lieben Brüdern in der Republik niedergeschrien zu werden. Diesem Umstande verdanken meine gesegneten Ohren viel Ruhe.

Nachdem ich die Truppenfronten hinabgeritten, geleitete man mich zu der Tribüne. Da empfing mich der Präsident der 750 Regenten wieder mit einer Anrede, in

der er die Armee nicht genug prahlerisch herauszustreichen wußte. Schmeicheleien für die Armee scheinen hier an der Tagesordnung, Alles, die Orleans, die Legitimisten, die Republikaner, Alles streichelt den bunten Rock und die rothe Hose, jede Partei will sich ihrer versichern, wenn es einmal gilt, die andere niederzuschlagen, der Säbel ist aller Hoffnung. Die 750 Regenten, oder soviel ihrer eben auf einer Tribüne in meiner Nähe waren, schrien aus Leibeskraften die Truppen beim Defiliren an. Sie bildeten die Provocateurs eines Enthusiasmus, der in den großen Massen der Zuschauer nicht zünden wollte. Auf den Tribünen der feinen Männer und Weiber lärmten sie, als die Garde und Zuaven vorbeikamen, die 750 Regenten spectaculirten wieder, als die Artillerie und die Garde Municipal herankamen (sie scheinen sie in nächster Zeit sehr nöthig zu haben), auf der Tribüne, auf der die Frau Mac-Mahon Platz hatte, mit ihrer großen Hofdamenschleppe, schwenkten sie die Tücher, als eine Abtheilung von Kürassieren vorbeiflog.

„Das sind die Kürassiere von Reichshofen“, sagte Herr Buffet, den ich durch Nazar-Aga fragen ließ nach der Bedeutung dieses Extralärms.

„Haben die gesiegt?“ ließ ich erstaunt ihn weiter fragen.

Herr Buffet aber antwortete nicht auf diese Frage, sondern machte sich nebenan in der Diplomaten-Tribüne plötzlich zu thun. Das Volk, das das weite Feld bedeckte, würdigte nur die Männer der Flotteninfanterie, die allein gegen die Nemses tapfer gekämpft haben sollen, seines warmen Zurufs. Dieses Gewirr von Neigungen machte

mir keinen angenehmen Eindruck, aber es war ein Abbild der traurigen Lage dieses schönen Reiches, ein treueres, als man mir es in Worten zu entrollen im Stande wäre.

Des Abends war ich in ihrem großen Circus. Die Logen steckten voll von Weibern, deren Augen um die Wette mit ihren Diamanten zu mir hinauffunkelten.

Die schönsten Blicke waren nicht immer die züchtigsten. Mein junger Bruder fing aber gerade diese mit Vorliebe mir von den Augen weg. Die FrenGISfrauen scheinen ihn wieder für die Giauren besser gestimmt zu haben; in London war er der Verzweiflung so nahe, daß er die Fortsetzung der Civilisationsreise aufgeben und das unglückliche Europa plötzlich im Stiche lassen wollte. Die Spiele, die sie im Circus mir vorsführten, hatten wenig Besonderes. Sie haben manch schönes Thier, das allerlei Tanz- und Springkünste zu machen versteht, manch tüchtigen Bahlewan (Ringkämpfer) und Boffenreißer, aber mit den Spielen, wie sie in Teheran auf dem weiten Maydan von Mensch und Vieh vorgeführt werden, halten sie einen günstigen Vergleich nicht aus. Unsere Gaukler, Feueresser, unsere Clowns werden von den ihrigen nicht erreicht. Und wo sind denn die Könige solcher Feste, die Leoparden, Tiger, Löwen, Elephanten, Giraffen, die bei uns auf dem Maydan umhergehen, wo sind die Stierkämpfe und Duelle unserer afghanistanischen Schemschiri? Nichts von alledem und dafür immer wieder eine Reisespringerin nach der andern und wieder tanzende Pferde. Mich hielt es nicht lange bei diesen Spielen und ich verließ den Circus schon nach einer halben Stunde wieder. Noch eins. Das „Vive le shah“ habe ich heute von den

Frensis zum ersten Male gehört. Es muß also eine ganz unpolitische Versammlung im Circus beisammen gewesen sein.

*

*

*

Paris, 12. Juli.

Sie haben hier eine Menge von Kunstwerken aufgehäuft in Gemälden und Bildsäulen. So im Luxembourg-Palaste, wo mich heute die artigen Obersten der Väter der Stadt umherführten. Hier oben saßen noch unter Napoleon III. die Männer des Senates. Das waren feine am besten gefütterten Günstlinge, die er hierher setzen ließ und die das Alles zu beschließen hatten, was er nur immer beschloffen haben wollte. Da saßen sie in weichen Sammtstühlen und trugen den Haß des Volkes mit großer Gelassenheit und einer Pfründe von vielen Tausenden Tomans alljährlich. Und als im Jahre 1870 der Tag kam, wo man in Paris mit dem Bonapartismus zum zweiten Male zu Ende kam, da saßen sie wieder da die fetten Senatsherren und brachten vor Zittern und Beben an allen Gliedern nicht ein Wort der Rettung für den in argen Nöthen abwesenden Brodherrn aus dem Munde. Dieses Gefindel von Höflingen bleibt sich zwar überall gleich, sie stehlen und essen das Geld ganz so wie in Iran, aber meine Gnade reißt nicht so in den Staatsbeutel, und hat sich einer von meinen Höflingen übermäßig auf Kosten des Landes angeschöpft, so nehme ich ihm das Fett aus seinen Goldsäcken eines Tages weg und er ist wieder mager. Hier aber (und auch in Arus) geben sie nichts zurück von ihrer Beute. Sie haben den Staat unter einem Napoleon geplündert und warten nun auf den

Augenblick, um ihn unter dem nächsten Herrscher, wie er auch heißen wird, von neuem plündern zu können. Und es fällt Niemand ein, ihnen das Gestohlene wieder abzunehmen, noch weniger ihren Kopf zu verlangen. Vor Jahren war ich nahe daran, solch einen Rath, wie er hier beisammen war, durch viele Jahre in Iran zu bilden. Ich habe es nicht gethan, weil ich nicht eine neue Sorte von Müßiggängern heranbilden wollte. Freilich dachte ich nie daran, sie so auszustatten, wie das selige Kaiserreich die Senätskapaune hier ausgestattet hat. Ein paar Scheffel Reis hätten meine Senatoren täglich bekommen und sonst nichts, aber auch den Reis wäre ihre Arbeit nicht werth gewesen.

Einen ganz unerwarteten Besuch hatte ich heute. Die Juden von Paris schickten mir eine Gesandtschaft. Anfangs glaubte ich, sie brächten mir Diamanten zum Ankauf oder wollten mir was vorsingen. Weit entfernt, sie kamen Fürbitte einlegen für ihre Glaubensgenossen in Iran. Ihr Wortführer, Cremieux, ein Mann, der schon einige- mal im Frengrische Haddieh (Minister), wenn auch immer nur ein paar Monate gewesen, sprach ein Langes und ein Breites mit einer Zungengeläufigkeit, die selbst einem besseren Kenner der Frengrischsprache, als ich bin, viel zu thun gemacht hätte. Dabei ist der Mann so häßlich, daß ich ihn nicht einmal lange anzuschauen vermochte. Der letzte Branntweinverkäufer unter meinen iranischen Juden sieht wie ein Khan aus, verglichen mit diesem Manne. Als die Männer mit den scharfen Geberden und fieberhaften Handbewegungen weg waren, setzte mir Nazar-Aga auseinander, daß sie bitten kamen, ich möchte

doch der Juden bei meinen „Reformen“ in Iran nicht vergessen. Welcher Vörrwitz! Woher wissen sie denn schon, daß ich reformiren will und werde? Und dann, ihre Genossen sind gar nicht unterdrückt unter meiner Regierung. Ich vergesse es nicht, daß es ein Jude war, Hadjschi Ibrahim, der die Kadjscharen auf den Thron von Iran zu erheben mitgeholfen, und daß meine geliebte Dscheiramchanum und ihr Sohn Kasim-Khan (sie ruhen beide im Paradiese Allah's) an einem Juden, dem Haefim (Leibarzt) Haf-naezar, einen wackeren Freund hatten. Freilich Bezire sind die Juden noch nicht geworden und haben auch gar nicht den Ehrgeiz, es zu werden, denn die Leute halten zu viel auf ihre schön geschnittenen Köpfe und machen lieber in Ammoniak, Salpeter und Juwelen.

Die „große Oper“ sah mich an diesem Abende zu Gast. Vom Palaste der ehemaligen Gesetzgeber, an dem herrlichen Eintrachtsplatz vorüber, die langen Boulevards entlang fuhren wir, ich, der Saepahsalar und mein Emir, im ersten Staatswagen durch mächtige Menschenreihen, die dem Wagen so nahe als nur möglich zu kommen suchten. Das war wieder echte Giaurenneugier, wie in London, aber ohne jegliche Zuthat des Herzens. Das Theater ist lange nicht so schön wie das in Berlin, bot aber ein äußerst heiteres, bewegtes Bild. Was sie hier schöne Welt nennen, war Alles da versammelt, Redschab vom ältesten und jüngsten Schlage, der vom ältesten besser gelaunt als der vom jüngsten, eine Reihe vornehmer, feiner Köpfe und Köpfschen, glänzende Uniformen, diamanten- und perlenbesetzte Toiletten, entblößte Frauen-„Zierden“, kleine Händchen und vor allem Anderen eine

Unzahl geschwägiger Mäulchen, deren Summen unausgesetzt durch den Saal ging. Ich hatte rechts und links Beziere dieses Landes neben mir und hätte diese Gesellschaft, da ich nicht Staatsrath zu halten gekommen war, gern mit einer weiblichen, die ich mir schon selbst aus den verschiedensten Logen ausgesucht hätte, vertauscht. Mein gesegneter Arm ist bei solchen Gelegenheiten von London her ein liebliches weibliches Anhängsel so gewohnt worden, daß ihm an diesem Abende entschieden etwas fehlte. Herr Balbie nicht und auch nicht Herr Beulé vermochten es, bei allem Werthe, der ihnen zukommen mag (sie hatten ja heute mein Bildniß in Diamanten gefaßt umgehängt), diese Schönheitslücke auszufüllen. Selbst die Anwesenheit des gewichtigen Khans von Broglie und noch anderer blank gepufter Beziere von der Gnade der 750 Regenten konnte mich nicht entschädigen. Warum hat man nicht eine von den Mirzas-Frauen der Orleans zu mir hingesezt? Da hätte ich bald vergessen, daß wir in einer Republik sind. Man vergißt dies aber auch gar zu bald in der Nähe des Saepah salar, des Khans von Broglie, des Beziers Ernoul und anderer Beziere.

Die persische Nationalhymne begann wieder die Reihe der Unmöglichkeiten, die die Giauren auch hier mit Geigen, Flöten und Pauken auszuführen pflegen. Ich werde noch diese tönende Mißgeburt einmal öffentlich verleugnen müssen, um sie endlich loszuwerden. Dann kam Tanz in Gruppen und auch von Einzelnen ausgeführt. Dieses Mal hatte mein Ballet-Bezier Abdul Samed Mirza-Khan an mir keinen Gegner seiner Balletprincipien. Es waren gar reizende Quellgöttinnen zu sehen, die ein Nie-

dersteigen an den Quell schon verlohnt hätten, aber wir sind ja in einer frommen Republik. Was würden denn die Reschisches (Pfaffen) dazu sagen? Es ist vielleicht schon Sünde in ihren Augen, daß man mir die schönen, wallenden Busen der Giaurenweiber (nicht der Weiber der Logen, sondern jener der Bühne meine ich) zeigt! Wahrscheinlich um allen Confessionen gerecht zu werden, führten sie mir schließlich noch ein Stück aus der Oper „Die Jüdin“ auf. Daß doch die Alliance israelite, die vormittags bei mir war, nicht lieber für diese „Jüdin“ ein bittendes Wort erhoben hat. Ich hätte ihr den Flammentod erlassen, schon um das Theater zeitlicher verlassen zu können.

* *

*
Paris, 15. Juli.

Ohne sie vorher etwas wissen zu lassen, ging ich gestern in die Versammlung der 750 Regenten des Reiches. Ich zog einen einfachen schwarzen Kaeba an, setzte eine kleine Kulla auf den Kopf und hatte des Goldwerthes auch nicht das Geringste an mir. Ohne Diamanten gibt es auch für diese Giauren hier keinen Schah-in-Schah, und so gelangte ich mit Nazar-Aga, der sich auch nicht schmücken durfte, unbeachtet nach Versailles, wo uns zwei Karten, die Nazar-Aga schon tags vorher sich zu verschaffen gewußt, den Eintritt auf eine Tribüne ermöglichten. Da saßen sie schon in dem Raume, der einst den Herrschern des Reiches zum Theater gedient, „fröhlich bei einander und hatten einander nicht lieb“, wie ein Lied der Nemses lautet, das mich Gasteiger lehrte. Da saß auf einem erhöhten Stuhle mein neuester Freund (hier ist ja Alles

nominell „ami“) Buffet, der Mann, der mich in Paris bis heute mit so vielen Worten zu tractiren verstand, daß ich ein Buch mit seinen Ansprachen füllen könnte. Ein Herr, unter ihm stehend, las aus einem Papiere mit schläfriger Stimme vor, während die Männer rund herum sich vortrefflich zu unterhalten schienen. Sie plauderten in Gruppen, liefen hinüber, herüber, riefen einander an und zu, gestikulirten lebhaft mit den Händen und thaten alles Mögliche, um nichts zu hören von dem, was vorgelesen ward.

„Was liest der Mann denn so Wichtiges, daß ihm auch nicht einer von den Regenten zuhört?“ fragte ich Nazar-Aga.

„Die Vorgänge der letzten Versammlung“, antwortete mir Nazar-Aga.

„Warum schwätzen sie denn, während er liest?“ fragte ich ihn weiter.

„Weil es langweilig ist“, gab er mir zur Antwort.

Langweilig? Die Herren Regenten sind wohl sehr empfindlich? Sie wollen wohl gern auch von Staatsgeschäften amüsirt sein? Ich höre in Teheran fast täglich während des Frühstücks von meinen Beziern die langweiligsten Dinge vortragen, wohl bemerkt, ich höre sie und ich bin doch, nicht wahr, der Despot des Morgenlandes, nicht gewählt und nicht bezahlt dafür vom Volke Frans, wie diese Herren hier vom Frengisvolke bezahlt sind, um auch ein Langweiliges anzuhören? Wozu lesen sie es vor? Der Form wegen, sagt Nazar-Aga. Form und wieder Form und immer wieder Form! Der Form wegen rufen sie Herrscher aus

und jagen sie dann in aller Form wieder weg, der Form wegen nennen sie das Frengisland eine Republik, der Form wegen nennt sich MacMahon den Präsidenten der Republik und in aller Form treiben sie, was sie wollen, und nicht, was das Land will!

Ich sollte aber noch mehr überrascht werden. Es kam die Discussion eines Gesetzes. Ich habe noch nie solch einer modernen Gesetzgeberversammlung beigewohnt, wie sie unter den Giauren Europas zumeist jetzt Mode ist, mir aber vorgestellt, daß daselbst in Ruhe und Eintracht berathen, erwogen und beschlossen werde. Viel Köpfe könnten nimmer eines Sinnes sein, das wußte ich, aber sie können auf dem Wege der Ueberzeugung sich einander nähern und endlich den ausgesprochen besten Rathschlag acceptiren. Aber Ruhe, dachte ich, müsse vor allem alle Erwägungen auszeichnen, die einem Beschlusse so vieler Köpfe vorhergehen. Und was fand ich hier in dieser Regentenversammlung eines Volkes, das gerade in solchen Dingen seit mehr als einem halben Jahrhundert anderen Giaurenvölkern zum Muster dient? Eine spectaculirende Männermenge, ein Gewirr von schreienden Stimmen, Ausbrüche von Zorn, Hohnrufe, zur Drohung erhobene Arme, geballte Fäuste, Alles wild durcheinander, Alles nach Geltung ringend. Sind diese Männer einander gleichgestellt? Es scheint nicht. Einer herrscht den andern an, als wäre er der eigentliche Regent und der andere nur ein Aufdringling. Die Stimme des Mannes, der seine Meinung verlautbar zu machen hat, der dazu die Erlaubniß des Herrn Buffet erhalten hat, ist längst unterge-

gangen in dem aufgewühlten Meere von Meinungen, die irgend eine seiner Aeußerungen zum Sturme gebracht hat. Wie gestochen von einem bösen Thier springen vier bis fünf Männer links zuerst gegen ihn auf, gegen diesen setzt sich dann gleich eine Reihe anderer von rechts durch Schreien, Rufen zur Wehre, gegen die wieder eine andere Reihe von Männern der rechten Mitte mit Aufgebot ihrer Lungen eintritt. Ein gegenseitiges Niederschreien und die ohnmächtige Glocke des Herrn Buffet tönen durcheinander; es gelingt zwar dieser letzteren endlich, dem eigentlichen befugten Sprecher das ausschließliche Wort zu verschaffen, aber auf wie lange! Schon beginnt das Murmeln auf verschiedenen Seiten des Saales wieder und steigert sich zu neuem Sturm, der eine Viertelstunde hindurch wieder losobt, gerade wie früher. Man befürchtet immer, sie werden sich auf den Leib rücken, diese 750 Regenten, und einer dem andern seine Meinung über die schwebende politische Frage nachdrücklich einbläuen.

Achten diese Männer einander? Ich kann es nicht glauben. Sie haben rechts und links ihre festen Meinungen und in der Mitte wieder, je nachdem sie nach rechts oder links sitzen, ihre Meinungen, jeder will mit der seinigen durchdringen und sich die des anderen unterwerfen, Niemand aber will sich so leicht unterwerfen, auch nicht dem Stärkeren, ehe er nicht Hand und Fuß und Lunge für seine eigene Meinung daran gesetzt. Und daher der Kampf voll Erbitterung und Leidenschaft, daher dieses wüste Bild, das sich mir von dieser vielköpfigen Regentenversammlung eingeprägt. Und dieser Kampf ist nichts Seltenes unter ihnen, er entspinnt sich immer von neuem

bei den geringsten Anlässen und wird nie ganz ausgekämpft, immer nur für den Tag beendet. Zu den vielen erhitzten Köpfen, deren das Frensisvolk ohnehin voll ist, kommt in dieser Regentenversammlung auch noch das Unheil, das die Säbelrassler unter ihnen, die Saertips, die da auch mitzureden haben, anrichten. Ein Soldat dürfte mir nie in eine solche Versammlung gewählt werden, denn das Schwert kennt keine Besonnenheit und hier sollten doch nur besonnene Männer sitzen. Im Frensisreiche ist ja leider auch das Schwert, das nur dem Reiche gehören sollte, längst Partei geworden; die Bonapartes haben ihren eigenen Säbel, die Legitimisten ihren eigenen und auch die Republik hat ihren Säbel. Und alle diese Säbelträger stehen gegen einander auf Tod und Leben und das ist traurig.

Ich glaube nicht, wenn ich eine Anzahl einsichtiger Männer aus Fran hierher zu den Frensis schickte, auf daß sie sich eine solche Regentenversammlung ansähen, und ich ihnen dann die Wahl ließe zwischen mir und einer Herrschaft, die der der 750 Despoten des Frensisreiches ähnelte, ich glaube nicht, daß sie die letztere wählen würden. Erstaunt würden sie vor solchem Schauspiel stehen und gleich mir die Frage stellen, die ich an Nazar-Aga richtete, als wir von dannen zogen und drinnen im Saale noch die Zwietracht tobte: „Haben sich diese Regenten wirklich noch nie geprügelt?“

* * *

Paris, 16. Juli.

Gestern war große Abendgesellschaft, die der Saepahsalar Mac-Mahon mir zu Ehren veranstaltete. Ich war nach zehn Uhr im Palaste Elysée mit den Meinigen er-

schienen. Im Elysée wohnte ehemals Napoleon III., bevor er sich zum Padischah gemacht, im Elysée wohnte auch Abdul Aziz, der Padischah von Rum, als er sechs Jahre vor mir den Frengis zeigte, wie ein Moslems Herrscher ausschauet, und im Elysée gab noch vor Monaten der Mirza Thiers seine Empfangsabende. Die Mauern dieses Palastes wundern sich also über nichts mehr, auch nicht über meine Anwesenheit zwischen ihnen. Der Palast ist eher für einen Präsidenten der Republik eingerichtet als für einen Padischah; der Graf Chambord wird aber, wenn er einmal kommt, doch mit ihm vorlieb nehmen, da die Babis (Communisten) von Paris, freilich nicht ahnend, daß der Mann einst wieder darin zu wohnen gedenke, ihm die Tuilerien niedergebrannt haben. Warum ich von dem Grafen Chambord rede? Weil es mir an diesem Abende im Elysée scheinen wollte, als wäre er schon in Paris und müßte mir jeden Augenblick aus einer Thür huldvollst grüßend entgegentreten. Der Saepah jalar machte mir zwar die Honneurs — und der Mann hat wahrlich nichts Königliches in seiner Erscheinung — und seine Frau blickte auch recht vornehm drein, aber mir kam es immer vor, als wartete man noch auf den eigentlichen Mann, der dieser Gesellschaft, strahlend in Farben und Orden, die Krone seines Erscheinens aufsetzt, nachdem er die Krone sich selbst aufgesetzt hat.

Ich konnte mir nicht einbilden, in einer republikanischen Gesellschaft zu sein. Wo ich hinsah, Schahzadehs königlichen Geblütes, die Dumale, Joinville, Remour, Chartres, Alençon, Montpensier, jeder Hof haltend über einen Kreis glänzend uniformirter und stolz

dreinschauender Männer, Prinzessinnen von in Verehrung versunkenen Frauen umgeben, Männer, die nur darauf warteten, Kammerherrndienste zu verrichten, Männer mit demüthigen Augen und abgerichtetem Nacken, die jedem schwarzen Frack, den nicht mindestens ein Großcordon der Ehrenlegion — die Kreuze liegen in Paris auf der Straße — zierte, ausweichen und den Menschen, der nichts sonst ist als Republikaner, nicht achten. Und solcher einfacher Menschen waren auch nur blutwenig zu sehen. Man muß wohl die Absicht gehabt haben, mir einen auserlesenen Extract sämmtlicher Dynastien des Frengisreiches zu zeigen. Man präsentirte mir Würdenträger aus der ersten Restaurationszeit (wahre Legimitätsruinen), Kammerherren, denen der Regenschirm Ludwig Philipp's das Heiligste im Frengislande war, Pairs seiner ersten Kammer, Generale seiner Armee und wiederum Männer jenes sauberen Senates, den sich Napoleon III. im Luxembourgs-Palaste conservirte, Männer, die Frau Eugenie's Schleppe trugen und für ihres Gemahls Stall sorgten, andere, die seine Politik und ihre Intriguen zugleich besorgten, wieder andere, die für seinen und ihren Enderun sorgten — ja, ja, staunt nur, ihr uncivilisirten Moslems, diese Frau auf dem Throne der Frengis hatte auch ihren Enderun — und eine Menge kleinerer Hof- und Staats-Satrapen des hingegangenen Padischahs. Nach welchem Manne ich immer fragte, er war gewiß ein Diener des zu Sedan verdorbenen und zu Chiselhurst verstorbenen Herrschers. Sie schienen es darauf angelegt zu haben, sich in großer Menge mir zu zeigen. Waren doch sogar einige persönliche Reliquien der Napoleon'schen Sippe da, die Schahzadehs von

Murat. Ich hätte Thiers, Gambetta, Favre, Périer, Pelletan und andere Männer, die ich noch nicht näher kennen gelernt habe, sehen mögen, die waren nicht da und schon die Frage nach ihnen schien eine Beleidigung dieses Hauses, dieser Gesellschaft und vielleicht auch ihrer selbst. Ich that sie ja auch deshalb nicht. Mußte ich ja hinlänglich entschädigt sein. War auch der eigentliche Erbe der Orleans, der Graf von Paris, nicht da — den zu sehen, ist mir überhaupt hier noch nicht gelungen — so waren doch seine Oheime und Vettern versammelt, war auch nicht der Schahzadeh Plon-Plon anwesend, so sah ich doch die Schahzadehs Murat, war auch nicht der Graf von Chambord gegenwärtig, so wurde mir doch sein Chesnelong vorgestellt. Nazar-Aga mußte mir, da ich nicht eine Ahnung dieser für den künftigen Thron so wichtigen Existenz gehabt, erst eröffnen, wie wichtig dieser Mann für die Zukunft des Frengisreiches sei.

„Und was ist denn dieser Prophet der Bourbonen?“ fragte ich.

„Er handelt mit dem Fleische jenes unreinen Thieres, das wir nicht berühren“, sagte Nazar-Aga.

Ein Schinkenhändler! Und es gibt einen Prinzen, der aus solch unreinen Händen ein Königreich nehmen will? Der Graf von Chambord wird sich doch nicht mit Schweinefett das königliche Haupt salben lassen?

Der gute Rouher, der auch da war, muß wohl lachen, wenn er sieht, was jetzt für Königsmacher im Frengislande umherlaufen. Da waren doch die Morny, Per-

signy, Fleury andere Leute, scheint er sagen zu wollen, wenn er den Mr. Chesnelong so anlächelt Waren sie es wirklich? Aber auch das von ihnen herbeigeschaffte Salböl noch nicht gut, und jenseits des Kanales wartet ein vaterloser Junge auf ein anderes und besseres. Wird's ihm Herr Rouher besorgen?

Daß ich es nicht vergesse, ich hatte auf diesem Elysée-feste mit einem ehemaligen Kammerherrn Napoleon's III. einen kleinen Conflict, der mir leicht die Feindschaft aller Bonapartisten hätte zuziehen können. Ich hatte den Mann bei der Heerschau kennen gelernt und war ihm im Elysée mit der Frage entgegengetreten: „Was hören Sie vom Schahzadeh Lulu?“ Der Mann war betroffen und sagte: „Majestät, ich kenne keinen Prinzen Lulu“, und kehrte mir darauf den Rücken.

Ich rief mir Nazar-Aga herbei, erzählte ihm, was vorgefallen, und der klärte mich nun auf, daß Lulu der von den Frengis erfundene Spottname des kleinen Mirza sei. Jetzt wußte ich erst die Erregung des ehemaligen Kammerherrn zu deuten. Es war auch fern von mir, den kleinen Schahzadeh von Chiselhurst zu beleidigen, und nicht ich, die Sprache meines Iran trägt Schuld an dem Zwischenfalle. Bei uns Persern heißt Lulu die Perle und so glaubte ich auch, daß die Frengis, wenn sie den Prinzen Lulu nennen, ihn als die Perle der Bonapartes hinstellen wollen. Das war nun freilich ein großer Irrthum und das Compliment, das ich machen wollte, fiel schlecht aus. Nazar-Aga ging den Mann aufklären und Iran wird also keinen Krieg mit dem Frengisreiche auf den Hals bekommen, sobald Lulu — ich meine wieder nur

die Perle der Bonapartes — einst auf den Thron kommt, den vorerst noch mit der Hülfe seines Gottes und eines Schweinehändlers der Graf Chambord gar so gern besteigen möchte.

* * *

Paris, 17. Juli.

Dem Bezier Beulé, der mich besuchte, drückte ich mein Erstaunen aus über die Scene, der ich, ohne daß sie es wußten, im Rathe der 750 Regenten zu Versailles beigewohnt. Er war sichtlich unangenehm berührt über die Erfahrung, daß ich den Austritten mit angewohnt habe. Sie hätten mir wahrscheinlich eine ruhige Sitzung arrangirt, hätten sie geahnt, daß ich im Saale war. Sie arrangiren ja Alles, sind bekannt als die besten Arrangeure unter den Giauren, ob es sich nun um Pferderennen, Soldatenschau, Theaterspectakel oder Krönungen handelt. „Es wird bald anders werden“, sagte der Bezier, als wollte er mich beruhigen, etwas geheimnißvoll. Ich glaube gar, sie schämen sich hier vor mir, keinen Herrscher auf dem Throne zu haben. Wie Nazar-Aga heute aus Unterredungen mit einigen ihrer Staatsmänner ersehen hat, sind sie in der That dem Königthum näher, als sie je der Republik waren. Es soll bereits mit dem Manne von Froschdorf so ziemlich die Hauptsache abgemacht sein, die Sippe Ludwig Philipp's hat sich mit dem königlichen Ueberbleibsel der Frenchis-Bourbonen über das Geschäft geeinigt. Der Mann von Froschdorf übernimmt das Frenchisland, wie ein Kaufmann die Waarenmassa eines falliten Collegen, setzt den Grafen von Paris zum Procura-

führer ein, zeichnet selbst die Firma eines Königs und verspricht, da er selbst keine Kinder zur Fortsetzung des Geschäftes hat, dasselbe baldigst dem Procuratführer zu übergeben. Das Land hat nichts dreinzureden. Der Wollhändler fragt ja seine Ballen auch nicht, ob sie dem oder jenem lieber gehören möchten. Das Geschäft wird von den Senfalen und Maklern des Hauses Bourbon und Comp., die als Regenten in Versailles sitzen, vermittelt, für gute Procente natürlich. Sie verpflichten sich, die nöthigen Stimmen in ihrer Versammlung zusammenzubringen, die zur Unterzeichnung des Contractes mit der neuen Firma vonnöthen, zusammenzubringen um jeden Preis. Und sie sind gut ausgestattet mit allen möglichen Hülfsmitteln, wie ich höre, haben Bezier- und Khan-Stellungen zu vergeben, Saertiphüte und Richterstühle auszutheilen und vor allem Andern Geld zu verschenken. Und da nun die einen von den unschlüssigen Regenten in Versailles gar so gern Bezire oder Khans, die andern Kolanters (Polizeidirector) oder Nazirechas (Intendanten), wieder weitere Tadschir-Baschis (Hofbankiers) oder Zerger-Baschis (Hofjuweliere) und wieder andere Fürsten und Herzoge, Generale und Präfecten werden wollen, so wird man ihnen leicht beikommen können. Auch die Aehlae Kaelam (Leute von der Feder) sollen sie mittels schöner Tomanshausen gewonnen haben. Sie laufen den Leuten förmlich mit Goldsäckchen ins Haus und hier ist das Gold noch weit mehr als anderswo, wie es in dem Liede heißt, das sie mir im Theater zu London vorgesungen, „keine Chimäre“. Ist nun das Gold keine Chimäre und kann man mit Gold im Frengislande Alles kaufen, auch eine

Königskrone, so ist auch die Krone des Mannes von Froschdorf lange keine Chimäre mehr. Es muß doch etwas ungemein Erhebendes haben für den Froschdorfer Mann, wenn er nach einer langen Verbannungszeit die Krone auf dem Haupte hierher zurückkehren wird, sich sagen zu können: Diesen Thron hast du dir gekauft! — Einen Thron erben, einen Thron erobern, heißt gar nichts; einen Thron kaufen, das will was sagen. Und dem Manne wird gewiß mit Antheil entgegengekommen werden, hat er ja so viele Antheilscheine ausgegeben! Ich begreife bei der ganzen Königsmacherei nur eins nicht. Kann man in diesem Lande mittels Geldvertheilung König werden, warum sucht der Mann, der der reichste unter den Frengris sein soll, Rothschild, den Thron nicht für sich selbst zu kaufen? Nazar-Aga meint, der habe es nicht nöthig, Herrscher von Frengris zu werden. Also man muß es nöthig haben, sonst gibt man sich nicht dazu her, König der Frengris zu werden? Ein schönes Reich, eine schöne Krone das! Der König der Könige fängt sich schon heute an zu schämen seines künftigen „lieben Bruders“. Für jetzt kostet das Arrangement dieses neuen Königthums nur noch Geld und wieder Geld; das Blut wird wohl nachkommen?

In keinem Giaurenreiche bin ich noch so stark um meinen Löwen- und Sonnenorden bestürmt worden. Ueber tausend Bittgesuche liegen mir vor. Es ist ein Glück, daß ihn die meisten dieser Männer auch ohne Brillanten nehmen wollen. Das ist doch schön von ihnen. Verdienste haben sie die verschiedensten um mich. Die einen haben Photographien von mir verbreitet und mein Gesicht „populär“ gemacht, wie sie sagen; andere haben mit

der Feder meinen Ruhm vermehrt, wieder andere sind Schuæras (Poeten) und haben Verse auf mein gesegnetes Dasein gemacht, einige sogar Bayts (Epigramme), deren geheimen Sinn und Wiß auch die besten Frengis unter den Meinigen nicht enträthseln können, und was sie sonst noch Alles für mich gethan haben wollen. Nur zwei Menschen verdienten sich meine Beachtung unter dem ganzen Haufen unberechtigter Bittsteller: ein General, der sich meinen Orden nur deshalb wünscht, um eine Vervollständigung seiner Sammlung erreichen zu können. Ein asiatischer Orden, jammert er, fehle ihm noch auf der Brust, die bereits voll ist von europäischen. Ich kann doch also Asien auf seiner Brust nicht unvertreten lassen Neben diesem alten Saertip wünscht sich eine Tänzerin der großen Oper mein Bildniß mit Diamanten, wie sie es am Halse Mac-Mahon's und des Khans von Broglie gesehen haben will, auch nur aus dem Grunde, weil sie bereits Bildnisse des Schahzadeh von Wales und anderer „königlicher Verehrer“ besitzt. Das gute Wesen von einem Weibe, das mich also hiermit zu seiner Verehrung förmlich auffordert, vergißt nicht die Bemerkung, daß sie, wenn es es einmal so beschlossen sein sollte, auch die Diamanten ohne Bildniß nehmen würde, wenn es „le Koran“ nicht zuließe, daß eine Tänzerin das Bildniß des Schahs besitze. Die schlaue Person ist sogar für Cultus-Hindernisse im vorhinein besorgt! Ich glaube übrigens von ihr annehmen zu dürfen, daß sie auch mit einem kleinen Rubin zufrieden wäre. Die Person gefällt mir in ihrer Aufrichtigkeit weit besser als in ihrer beiliegenden Photographie. Ich will doch Jemand anders als Abdul Samed-Mirza zu ihr

senden und sehen, ob sie nicht billiger wird in ihren Bitten. Sie soll sich auch gar nicht zu schämen brauchen ihrer Nachgiebigkeit wegen, Frankreich handelt ja auch mit seinem neuesten „Berehrer“ und wird auch mit jedem Tage billiger.

* * *

Paris, 18. Juli.

Eine Soirée bei dem Khan von Broglie war gestern Abend das letzte der Feste, die sie für mich hier bestimmt hatten. Das schönste von allen, das mir vom Trocadero aus die schöne, üppige Frengis-Hauptstadt in Feuerzauber getaucht hätte vorführen sollen, war ihnen durch ein böses Unwetter schnöde verdorben worden und so blieben ihnen nur die Glanzrepräsentationen in ihren Salons, die sie so vortrefflich verstehen, weit besser als die schwerfälligen Inglis, die immer nur ihren Reichthum, aber nie sich selbst geben, und mit denen sie das Auge gar wohl für sich einzunehmen wissen. Der Khan von Broglie wird es einmal gar gut verstehen, den Großvezier eines Herrschers im Frengislande zu spielen. Er legte gleichsam mit dem gestrigen Feste die Generalprobe dafür ab. Und es wird ihm auch keiner der Großen des bourbonischen, orleanistischen und sogar napoleonischen Frengisreiches, die sich in seinen prächtigen Salons bewegten, diese Fähigkeit streitig zu machen suchen. Die republikanischen Großen aber — auch die Republik hat hier ein paar Granden — wissen es ja, daß er nicht zu ihnen und sie nicht zu ihm passen, und sind auch gestern in seinen Salons nicht zu finden gewesen. Dafür waren die Mirzas von Orleans wiederum da, der Saepah salar mit seiner kleinen, gebieterischen Frau,

die Beziere alle, viele Regenten von der königsuchenden Partei, Saertips und Bezier = muchtars in ziemlicher Menge. Server = Pascha, der hier den Padischah von Rum vertritt, sprach ich durch einige Zeit. Er machte sich zum Dragoman der Glücksgefühle, die das Herz seines Herrschers erfüllen, da ich mich entschlossen, auf der Heimreise in Konstantinopel meinen Besuch zu machen. In dem schön erleuchteten Garten, in dem zu promeniren die liebliche Nacht dringlichst gemahnte, traf ich auch Gontaut = Viron, den Bezier = muchtar des Frengisreiches am Hofe der Nemfes. Ich hatte den Mann in Berlin kennen gelernt und ihn nicht so psauartig gefunden wie viele andere seiner Landsleute. Er gefiel mir und ich freute mich, ihn hier wiederzusehen. Nach einer kurzen Begrüßung fragte ich ihn, wie es meinem Liebling, dem Padischah ergehe. Etwas kurz angebunden sagte er:

„Gut.“

„Er ist ein großer und weiser Mann, nicht wahr, und verdient die Liebe seines Volkes?“ sagte ich darauf.

Ueber des Beziers Antlitz ging eine Wolke hin und sie schien nicht die Bestätigung meiner eben ausgesprochenen Ansicht in ihrem Schooß zu haben. Sie bringen es nicht übers Herz, gerecht zu sein, diese Frengis! Vielleicht schaute der Mann sich in Gegenwart so vieler Revanche schnaubender Saertips das Lob des Padischahs der Nemfes zu theilen. Unter diesen Saertips war wiederum mancher für mich neue Mann. So der letzte Adschutan = Paschi (Kriegsminister) des Kaiserreiches, Palika o, derselbe, der sich aus dem Sommerpalaste des Padischahs von China seinerzeit des Guten, Schönen, Theueren soviel ge-

holt, daß das Frengrisreich erst damit erfuhr, warum es Krieg mit China geführt. Nazar-Aga zeigte mir auch einen Saertip, dessen Anblick mich von neuem lehrte, daß der Mensch in seiner Schwäche nie etwas beschließen soll, was er nicht sicher auszuführen vermag — den Saertip Ducrot. Der tapfere Mann versprach bekanntlich den Parisern schwarz auf Weiß, daß er unter den Mauern des von den Nemfes belagerten Paris sterben oder siegen wolle, und ist noch heute frisch und gesund. Man soll nichts versprechen, wozu, um es auch halten zu können, einem der Muth fehlt. Wenn ich so dem tapferen Saertip gestern erstaunt mit der Frage entgegengetreten wäre: „General, Sie leben?“ — was er wohl gesagt hätte, der Arme! Es haben aber noch ganz andere Frengris-Beute 1870 den Tod gesucht und — sich nicht von ihm finden lassen!

Bei Broglie sprach ich auch den Mochtar der Schweiz, den Doctor Kern, einen einfachen, schlichten Mann, dessen Vaterland ich nun auf der Reise nach Austria kennen lernen will. Er freute sich in herzlichen Ausdrücken über diesen meinen Entschluß. Ich sagte ihm, ich möchte auch einmal einen Blick in eine rechte Republik thun und — er verstand mich.

Wir nahmen um Mitternacht Abschied vom Khan von Broglie, dem Saepah salar und seiner Frau, den Bezieren. Auf der Heimkehr erzählte mir der Emir von einem komischen Mißverständnisse, zu dem mein junger Bruder Veranlassung gegeben. Er hatte sich gelangweilt und war vom Saal in den Garten und vom Garten in den Saal geirrt, nichts findend, was ihn beschäftigen könnte. Da

faßte er plötzlich einen seiner gewöhnlichsten, aber immerhin besten Gedanken, er wollte, da schon seine Phantasie keine Nahrung gefunden — es war auch nicht eine Ballettänzerin da — für seinen Magen wenigstens solche finden. Wie immer rasch in der Ausführung seiner Entschlüsse, ging er ausgerüstet mit seinem besten Französisch auf einen Mann los, unter dessen glänzender Uniform er ein theilnehmendes Herz voraussetzte, und fragte diesen: „Ou est buffet?“

„Tout de suite, mon prince!“ antwortete der Mann und lud meinen guten Bruder mit der Hand ein, ihn zu begleiten.

Sie gingen nicht weit mit einander, aber anstatt vor einem mit Süßigkeiten und Champagner gefüllten Tisch, wie ihn sich mein Bruder dachte, stehen zu bleiben, stand mein Bruder plötzlich vor dem Präsidenten der 750 Regenten, vor Herrn Buffet! Der Mann in der glänzenden Uniform hat sich so weit verirrt, zu glauben, mein Bruder könne unter dem gewünschten buffet nur den Buffet und nicht das buffet meinen. Der Emir, der zum Glücke bei dem Buffet stand, das mein Bruder nicht gemeint hatte, ward gleich des Mißverständnisses ansichtig und brachte ihn zu seinem buffet. Mich aber ergötzte das Geschichtchen im hohen Grade.

*

Morgen füllen wir den Tag mit Abschiedsbefuchen bei den Großen dieses Reiches, dem Saepah salar und seiner Frau, der ich das Andenken an mich durch einen kostbaren Diamantenschmuck zu erleichtern hoffe, dem Khan von Broglie und den übrigen Bezieren, und sagen dann dem

schönen Paris Lebewohl, es seinen Bourbonisten, Orleanisten, Papisten und Republikanern weiter überlassend, im gewohnten Frieden zusammenzuleben. Uebermorgen früh geht es nach Dijon, wo wir die Nacht verbringen, die letzte unter dem Frengishimmel. Dann geht es in das kleine Land der Schweizer nach einem ihrer Hauptorte, Genf. Von da durch das Reich des Herrschers von Italien nach Wien, zum Padischah von Austria.

V.

Durch die Schweiz und durch Italien.

Mailand, 26. Juli.

Im Fluge bin ich nun durch zwei neue Reiche dieses Giaurenwelttheils gekommen. Von dem einen Reiche habe ich in Iran nie etwas gehört, von dem andern nur wenig. Als ich zum ersten Male in der Inglisstadt von einem Besuche in einem Lande, das sich Schweiz nennt, hörte, war ich nicht wenig überrascht. Von meinen Bezieren und Mirzas war nichts über das Land zu erfahren, die waren in der Giaurengeographie nie stärker, als ich es selbst bin. Nur Malcolm-Khan und Nazar-Aga wußten etwas darüber zu sagen. Das Land, sagten sie mir, bewohnen Nemses, Frengis und Italiener zu drei Theilen in voller Eintracht, sie hätten keine Herrscher und regierten sich selber durch Auserwählte aus den Städten und Dörfern, sie melken Kühe und fremde Menschen, die von allen übrigen Giaurenlanden und selbst übers böse Meer zu ihnen jeden Sommer gewallfahrt kommen, weil sie die beste Luft und die schönsten Schneeberge und herrliche Thäler haben, auch machen sie den besten Paenir (Käse) und die besten Uhren. Der Paenir verschaffte mir

die erste Ahnung von dem Lande, ich hatte vor langer Zeit in Teheran und jetzt erst in Paris wieder von ihm gegessen. Ein käsemachendes Reich — das war etwas Neues. In seine Hauptstadt konnte ich nicht reisen, sie lag außerhalb meines Weges. Und so begnügte ich mich mit dem Besuche der zweitgrößten Stadt der Schweizer, mit Genf. Ein lieblicher Ort, dieses Genf, zum Theil an einem schönen See, zum Theil an einem Fluß, wie ich noch nie einen mit schöneren blauen Augen gesehen habe, gelegen, blank gepuzt, wie eine Fregisstadt, mit hübschen Häusern, Straßen, Läden und Uhren in Ueberfluß. Ein weißer Riese, der Montblanc, hält die Bergwart und ist ein gar prächtiger Anblick. Ich habe nicht oft genug zu ihm hinausschauen können. Neugierige fand ich hier weniger als bisher auf dem ganzen Wege. Selbst meine Diamanten machten nicht so viel Aufsehen wie sonst. Sie sollen hier einen Mann unter sich haben, einen vertriebenen Schahzadeh-Kemse, dessen Schätze sie für meine Edelsteine weniger empfänglich gemacht haben und den sie den Diamanten-Khan nennen. Wie schade, daß ich ihn nicht sehen konnte, er war krank. Der Oberste des Bundes, den die Völker dieser Berge unter sich bilden, hatte mich freundlich empfangen, ohne Soldaten, ohne Kanonen, einfach und schlicht. Er betonte eigens die Einfachheit seines Landes, dem es seinem Charakter und seiner staatlichen Beschaffenheit gemäß nicht gegeben sei, beim Empfang des Königs der Könige mit den großen Reichen, die ich bis heute betreten, Schritt zu halten. Das gefiel mir sehr wohl. Die Leute geben sich dort, wie sie eben sind, und die Republik sucht dort nicht zu glänzen wie ein

Königreich und entschuldigt sich auch nicht mir gegenüber, daß sie keinen König habe, wie man es erst jüngst in einer andern Republik gethan hat. Sie sind Käsehändler und Uhrmacher und wollen keine Khans scheinen. Uebrigens sah ich bald ein, daß es ein Irrthum war, wenn ich glaubte, ihre Regierung bestehe nur aus Käsehändlern und der größte Käsehändler müsse wohl dieser Oberste ihres Bundes sein, der mich ansprach. Es wird ihn wohl nicht beleidigt haben, wenn ich ihn gleich nach den ersten Empfangsworten nach dem Gedeihen des köstlichen Paenir in diesem Jahre gefragt habe? Ich glaubte ihm und dem Lande ein Schmeichelwort damit zu sagen. Bei uns in Iran nimmt der Paenir einen hohen Grad der Achtung für sich in Anspruch und genießt ihn auch, sogar in meinem königlichen Hause. Ich habe meinem Aschpaz-Baschi (Koch) den Auftrag gegeben, mit der Schweiz in geschäftliche Verbindung zu treten, eine Verbindung, die mir jedenfalls besser bekommen dürfte als irgend eine diplomatische mit einem größeren Reiche des Giauurenwelttheils.

Das kleine Land der Schweizer soll sehr wohlhabend sein. Es fehlt nicht an Leuten, die der Tomans viele Millionen haben. Ein solcher Mann, Namens Favre, gab mir ein Nachtfest in dem schönen Palaste, den er in einem Genf nahen Orte am Ufer des schönen Sees besitzt. Das Nachtfest bewies mir, daß sich die Leute auch in einer echten Republik das Leben recht angenehm und bequem zu machen verstehen. Die Tafel war voll der feinsten Bissen, wie ich sie in der Frengis- und Inglis-Hauptstadt nicht feiner vorgefunden habe, des prächtigen Champagners nicht zu vergessen, der mir Feuer in die Adern goß,

viel Feuer. Der Schönheit der Menschen dieser Berge kann ich kein Loblied singen, auch schwärzen sie wie die Frengisleute ohne Unterlaß. Ein paar hübsche Stunden verlebte ich auf einer ihrer weißen Höhen, die ich hinanritt und allwo ich einen seltsamen Fernblick genoß, wie ihn ein Beherrscher Frans noch kaum genossen haben dürfte. Die Sonne in dieser Schneewelt scheiden zu sehen, ist ein Anblick voll fesselnder Eigenthümlichkeit, voll poetischen Glanzes. Er hat mich zu ein paar Gedeknversen begeistert, die meiner Mirzas hohes Gefallen erweckten. Mein Schems-eschuera (Sonne der Sanger, Hofpoet) soll staunen, wenn er sie hören wird. Hat er doch einen solchen weißen Bergriesen noch nie gesehen, also auch noch nie besingen können. Er soll mir dies nicht nachmachen.

Unter dem Mancherlei, das sie mir in Genf gezeit, war auch eine kleine Insel im Flusse Rhone, dem ich schon die schönsten Wasseraugen zuerkannt; sie nennen die Insel nach einem berühmten Frengis-Schriftgelehrten, der sich bei ihnen aufgehalten und J. J. Rousseau geheißten hat. Der Mann soll viele Bücher geschrieben haben, welche die Frengis und auch die Nemses verehren, sagt mir Nazar-Aga. Er soll nicht, nur selbst kein Gusch (Fleisch) Zeit seines Lebens gegessen, sondern auch öffentlich gegen einen solchen Genuß geeifert haben. Wie kann man nur den Menschen abrathen; das zu essen, was sie stark macht, und ihnen nur Bakulat (Gemüse) zu essen empfehlen? Und diesen Mann verehren die gebildeten Giauren als einen der weifesten Mirzas des vergangenen Jahrhunderts! Wenn man sein steinernes Bild sieht auf dieser Insel, so glaubt man ihm, das er kein Gusch gegessen. Sein Aus-

sehen aber ladet Andere nicht sehr für seine Theorien ein, möchte ich glauben. In mir rief sein Antlitz erst recht die Wohlthaten des Fleisches wach und ich beflügelte meinen Heimweg, um sobald als möglich zu einem guten Bissen zu gelangen. Sie haben doch wunderliche Weise, diese Gnauren!

Die Republikaner der kleinen Schweiz zeigten sich auch einmal splendid — sie gaben mir ein großes Festessen. Das hat mir recht wohl geschmeckt, ist ihnen aber selbst, wie mir Gasteiger sagt, der ihre Tageschroniken las, nicht so gut bekommen. Die Leute von der Feder haben sich nämlich über den Kostenpunkt dieses Festessens und über die sonstigen Ausgaben, die dem Reiche meine kurze Anwesenheit verursacht hat, sehr mißliebig ausgesprochen. Die Leute rechnen hier mit großer Angestrengtheit, jeder Mann, auch der gemeinste, hält die Staatsfreide in der Hand. Hätte ich geahnt, daß den Männern des Rathes meine Bewirthung so schlechten Leumund schaffen werde, ich hätte das Essen nicht besucht. Es scheint in dieser Republik Brauch, einem Gast, wenn er vom Tische aufgestanden, nachzurechnen, was er gegessen und wie viel Kosten er verursacht. Das mag wohl republikanisch sein, aber anständig scheint es mir nicht. Ich habe sie nicht gebeten, mir ein Essen zu geben, mich nicht zu ihrem Tische gedrängt, und so kann ich Anspruch machen, die Wirthe nachträglich nicht deshalb mit verdrießlichen Gesichtern umherlaufen zu sehen, weil sie tief in den Beutel greifen mußten. Sie sind doch Käsemacher!

* * *

Von Genf aus kam ich in das Reich des Herrschers von Italien, nach Turin, dem ehemaligen Hauptort seines kleinen Ländchens, das der Mann früher regierte, bevor er sich durch eigenes Glück und die Thaten Anderer, namentlich der Nemses, zum Padischah eines großen Reiches gemacht sah. In dieses Reich wallfahrten die Giauren zu vielen Tausenden alljährlich, um seine alten Städte, die voll von berühmten Gemälden und Bildsäulen stecken sollen, zu besehen, alte Kirchen zu bewundern. Rom, Florenz, Neapel sind am angesehensten unter diesen Wallfahrtsplätzen. Ich war zu eilig, um eine von diesen zu Gesicht zu bekommen. Turin, wo ich drei Tage verweilte, ist eine neue Stadt mit vielen reich angelegten Palästen. Der Padischah, der eigens aus seiner neuen Residenz, deren Thore ihm die siegreichen Nemses geöffnet hatten, ohne daß sie erst ins Land gekommen wären, zu mir geeilt war, ist eine eigenthümliche Erscheinung. Ich habe solch einen Kopf noch nie in meinem Leben gesehen. Auf einem fetten Nacken sitzend, hat er zwei kugelgroße Augen und einen Schnurrbart, der als ein Riese unter seinesgleichen zählen kann, einen Schnurrbart, der als ein wahres Kunstwerk wunderlicher Aufkräuselung gelten muß und dessen Enden aufgewickelt einen hübschen Knäuel geben müßten. Der Bart gibt seinem Antlitz etwas Bildverwegenes, aber sein Auge blickt gut und er thut nur, wie ich höre, Männern etwas zu Leide, die da schöne Frauen haben. Die Jagd ist sein Lieblingsvergnügen, und während er selbst lieber auf Eber losgeht, läßt er seine Beziere die Mulahs-Treibjagd besorgen. Er hat Recht. Wenn es ihm allein vorbehalten gewesen wäre, Rom und das Reich zu erlangen, er säße

noch heute nicht auf dem Quirinale. Er ist zu bequem zum Eroberer. Aber das Glück war ihm hold und er führte Italien heim, ohne sich und die Seinigen anzustrengen. 1866 wurde sein Heer von den Männern Austrias aufs Haupt geschlagen, dafür bekam er Venezia, sowie er 1859 Mailand bekam, die schöne Stadt mit dem weißen Dome, in der ich dies niederschreibe, nachdem er die Frengis hatte für sich kämpfen lassen. 1870 aber verjagte er die Soldaten des zum Gott avancirten Papstes aus Rom in einem nur kleinen Handgemenge, das Eigentliche ließ er für sich die Rempes-Heere im Frengislande thun. Wie dieser Mann Padiſchah ward, das ist ein gar absonderlich Lied vom Glücke, das noch wenige Giaurenfürsten von sich singen konnten. Er soll aber nicht übermüthig sein, der Mann mit dem gekräuselten Ungethüm über den Lippen. Das Volk liebt ihn seiner einfachen, derben Sitten wegen, die ganz den seinigen ähneln sollen. Er ist militärischem und politischem Prunk sehr abgeneigt, haßt allen Formenkrum und das Staatsmänner- und Staatsweibergeschwäze. Ein Scherz mit schönem Weibsvolke ohne Etikette durchgeführt ist ihm lieber als Revuen, Staatsfoiréen, Hofbälle u. s. w. Es ist dem prächtigen Manne nicht eingefallen, mir seine Serbaze zu zeigen, und dafür bin ich ihm sehr dankbar und will annehmen, sie hätten ihm die Lombardei so gut wie die Frengis, Venedig und Rom so gut wie die Rempes erobern können, wenn sie's nur nöthig gehabt hätten. Er ist der ungebundenste unter all den Herrschern, die ich bis nun unter den Giaurenvölkern gesehen. Ich sah ihn bei der Galatafel, die er mir gab, nur mit äußerster Anstrengung den Formen, die

an allen Giaurenhöfen jegliches Essen zu einem ungemüthlichen machen, gerecht werden. Ich glaube, er wartete nur darauf, daß ich meinen Kaeba ablegen möchte, um sich auch seinerseits der Freiheit in Hemdärmeln erfreuen zu können. Er erkundigte sich eifrig um meine Eindrücke, ließ mich namentlich durch Hadschi-Mirza Hussein-Khan über den Hof des Padischah der Nemjes Vieles fragen. Er scheint die Reise dahin vorzuhaben. Einen Jagdausflug, den mir der Padischah anbot, konnte ich nicht annehmen, ich war zu abgespannt. Der Padischah scheint mir ganz der Mann dazu, Ruhe und Bequemlichkeitsfinessen schätzen zu können. Merkwürdig erschien mir, daß man ihn unter seinem Volke den „König Ehrenmann“ nennen hört. Es scheint, da sie das Wort „Ehrenmann“ gar so stark in diesem Reiche betonen, daß die Könige, die vor ihm in den Ländern, die jetzt sein Reich ausmachen, regierten, keine „Ehrenmänner“ gewesen sind.

Mailand bedeutet für mich nur das Nachtquartier. Die „Galerie“, diesen schönsten Bazar, den ich im Leben noch gesehen — und da nehme ich unsere heimischen nicht aus — und den Dom aus weißem Marmorstein habe ich angeschaut. Nach einem, wie ich hoffe, erquickenden Schlafe führt mich morgen der Eisenweg in das letzte Giaurenreich, das mein Fuß für diesmal noch zu betreten hat, nach seinem Hauptorte Wien, wo ich nun eine Woche zu bleiben gedenke, denn meine Sohlen brennen nach Iran, der geliebten Heimat.

VI.

Zu Austra.

(Lagenburg-Wien)

Larenburg, 31. Juli.

Da sitze ich nun seit gestern Abend unter den Giau-
ren von Austria, in dem lauschigen, buschigen Sommer-
schlosse des Padischahs, eine Stunde Weges von dem Haupt-
orte des Reiches, Wien, wo ich gestern unter großem Tu-
mult ankam. Meine gesegnete Constitution hat, seitdem
ich die Hauptstadt der Frengris verlassen, mancherlei Heim-
suchungen erduldet und wonnige Ruhe kehrt jetzt wieder
in meine Seele ein. Da hezten sie mich auf ihren Eisen-
wegen durch weite Länderstriche hindurch, von der kleinen
Republik in den Bergen nach dem großen Reiche der Ita-
liener und von dort wieder hierher. Ich kann es diesen
Giauren nicht beibringen, was Ruhe und bequemes
Reisen sei, sie haben keinen Sinn dafür. In ihren Lei-
bern und ihrem Hirn arbeitet der Dampf, wie er in ihren
Reisemaschinen arbeitet. Ich war stundenlang von Mai-
land in das Land der Giauren von Austria hineingefah-
ren worden. Am Eingange des Reiches stellte sich mir
der zum Ehrendienst befohlene Saertip (General) des
Padischahs von Austria vor. Das ist nun der sechste Höf-

ling, der mich, seitdem ich den Boden von Arus (Rußland) betreten, in den verschiedenen Gauenreichen in Empfang nimmt, und ich weiß noch immer nichts Besonderes, Eigenes von diesen Männern zu sagen. Bis auf den Rock sind sie sich alle gleich, sie haben dieselbe Linie für ihre Leibeskrümmungen, dasselbe Maß für ihre Kopfeinigungen, der Zollstab ihrer Ehrerbietungsbezeigungen ist immer derselbe. Und sie langweilten mich auch alle in gleichem Grade. Der von Austria, der nun mit mir den Wagen theilte, wollte es, als wir in eine Stadt kamen, die Innsbruck heißt, nicht begreifen, daß ich da nachten wollte. Es stand nicht auf seinem Ceremonienprogramm, er hatte Befehl, mich um die bestimmte Stunde an jene Station abzuliefern, in der erst ein längerer Ruhepunkt gemacht werden sollte, er sagte, es ließe sich mit der Eisenbahnfahrt-Eintheilung nicht vereinbaren, es sei kein Nachtquartier bereitet und was er noch Alles vorbrachte, der starre Höfling. Er sollte aber den Willen des Königs der Könige kennen lernen — ich blieb und streckte mich auf den Boden meines Wagens zur Ruhe hin, die mich auch bald umfing. Nach etwa fünf Stunden guten Schlafes ließ ich ihn rufen und sagte ihm, jetzt könne er mich weiter bringen lassen. Das war ein schönes, von hohen Bergen umfränztes Land, wo wir seit langen Stunden nun schon dahinfuhren. Schade, daß es so voll von Reichthums (Pfaffen) steckt. Auf allen Wegen und Stegen sah man sie in langen, schwarzen Röcken und runden, großen Hüten dahinschleichen, sie standen auf den Halteplätzen zu Duzenden, mir schien es, als gäbe es in diesem Lande nur Seelenhirten und nicht auch Schafe. Der

Höfbling wunderte sich nicht wenig, als ich ihn durch Malcolm-Khan fragen ließ, ob nicht etwa auch der Locomotivführer und die Heizer der Maschine, mit der wir fahren und die ich nicht sehen konnte, Reschischs seien.

In Salzburg, in einer Stadt, die wie in einer Bergeswiege zu liegen scheint, war ceremonieller Haltpunkt mit allem Zubehör von Musik, Geschrei, Aufwartungen, Soldatenspiel, bengalischem Feuer u. s. w. Ich kümmerte mich sehr wenig um das Alles, zog mich für die Zeit dieses Tages in meine Gemächer zurück und pflegte der Ruhe. Des andern Tages ging's dann weiter nach der Hauptstadt von Austria, die wir nach mehrstündiger Fahrt erreichten. Es widersteht meiner Feder schon, von all dem Empfangslärm zu reden, der mich begleitet. Was könnte mich auch noch überraschen, nachdem ich mich nun an drei Monate schon von allem möglichen Gaiarenjubel umflutet sehe und fühle. Ich bin für den Padischah dieses Reiches wärmsten Dankes voll dafür, daß er mich hierher ins Grüne gesetzt, abseits vom Gewoge der Neugier und dem Lärm der Riesenstadt, die ihren Leib gleich der Frengis-Hauptstadt weit und breit hinstreckt. Hier gab es bei meiner Ankunft gar zweierlei Lärm, Lärm auf dem Bahnhofe in Wien und Lärm hierauf in Lagenburg. Der Padischah war voll herzlichen Ausdruckes in Wort und Miene, als wir uns begrüßten. Er ist ein Mann in meinen Jahren, doch scheint ihm die Sorge stark ums Haupt geslogen zu sein. Der kleine Valiecht (Kronprinz) ist ein frischer, prächtiger Junge, voll von Kindeshaftigkeit in den hellen Augen. Natürlich habe ich wieder eine Reihe von Bekanntschaften machen müssen, die meinem Herzen sehr gleichgültig sind.

Da gab es Vorstellungen, wie es deren seit den Tagen von Petersburg nicht mehr so viele gegeben hat. Mirzas hat dieser Hof von Austria noch mehr als der von Ruß und Remse. Ich war der Mirzas königlichen Geblütes schon entwöhnt; in dem Lande der Käsemacher gab es gar keine, in Italien nur zwei, deren Schönheit nicht von „Gottes Gnaden“ zu stammen scheint — hier hatte ich ihrer nun wieder in Fülle. Ich lernte sie alle kennen, d. h. wir nickten einander zu, das dauerte aber auch eine geraume Zeit. Dann kamen die Beziere des Padischahs, kamen einige Saertips, einige Männer im schwarzen, geschwänzten Festkleide. Hadschi-Mirza Hussein-Khan, mein Großbezier, und Malcolm-Khan hatten mit ihrer Zunge weidlich zu thun, um Alles zu verdeutlichen, was man mir sagte — und man sagte mir Vieles — und Alles wiederzugeben, was ich darauf entgegnete. Seit den Tagen von Paris hatten sie nicht soviel für mich zu reden. Auch meine Mirzas und Beziere hatte ich alle beim Namen zu nennen. Es ist nun das achte Mal, daß ich sie der stammenden Giaurenwelt präsentire — in dem Lande der Käsemacher hat man nicht viel nach ihnen gefragt — und Europa sollte sie nun schon genügend kennen. Es wäre auch keine Gefahr, wenn einmal Jemand von diesen Höflingen und Mirzas der Giauren den Abdul Samed-Mirza für den Jahja-Khan und den Muhamed Rachim-Khan für den Mirza Murad irrthümlich halten möchte. Aber sie sind bei den Giaurenhöfen von einer mir unfaßbaren Gründlichkeit in all solchen Dingen. Mich wundert nur, daß ich ihnen nicht auch meinen Tschibukstopfer und Oberteppichausklopfer bei der Ankunft vorstel-

len muß. Wie haben es doch diese meine Sklaven so gut! Um so viel besser, als ich es auf der Giaurenfahrt habe, schon darum, daß sie nicht zu wissen brauchen, wer dieser und jener fremde Mann ist, der sich mir so gefällig lächelnd entgegenstellt und von mir ebenso gefällig ange-lächelt sein will. Nun, es war ja die letzte dieser Em-pfangsqualen und ich ertrug sie deshalb mit leichterem Muthe. Nach zwei Stunden war Alles vorbei und ich war mit mir allein in diesem von Rachtigallengebüschen umringten Sommerhause des Padischahs und kräuselte die Wolken meines Tschibuks von der schönen Terrasse in die weiche Nachtlust hinaus. Und mein Ohr freute sich, nach so vielen leeren Höflingsworten die süßen, vollen Schläge Bulbuls zu hören.

* * *

Es war von mir beschlossen worden, den heutigen Tag ganz der Ruhe zu widmen und diesen schönen Som-meritz gar nicht zu verlassen. Ich hatte aber die Bequem-lichkeitsrechnung ohne meinen Wirth, den Padischah, ge-macht. Der mußte ja besucht sein in seinem Sommer-schlosse Schönbrunn. Ich fuhr auch in der That bei ihm auf. Auch dieser Aufenthalt ist einladend. Schloß und Park sind weit gedehnt, voll schattenspendender Alleen und schöner Baumgruppen, hoher Fernsichtspunkte und üppiger Blumenrasen, Fontainen und Grotten — sie brin-gen mir Versailles ins Gedächtniß zurück, d. h. die 750 tausenden Regenten von dort abgerechnet. Der Padischah empfing mich leutselig mit Mienen, die auf Herzensgüte deuten, und vielen freundlichen Worten, die ich ihm durch Hadschi-Mirza Hussein-Khan ebenso freundlich erwidern ließ.

Er fragte mich, ob ich mich nach so langem Fernsein von Iran wieder dahin zurücksehne, und darauf ließ ihn ein kräftiges „Ja Ali“ (Beim Propheten!) meinerseits darüber nicht in Zweifel. Nach einer Viertelstunde saßen wir wieder im Wagen und rollten durch die prächtigen Alleen, wieder an einem andern Sommersitz des Herrschers vorbeifahrend, unserem schönen, traulichen Layenburg zu. Da ließ ich mich alsbald auf meinen Divan nieder und zog ein Nargilé. Dabei ließ ich mir von Gasteiger (von dem ich erst jetzt hörte, daß er aus dem Lande sei, das ich auf der Durchfahrt so voll von Reschischs gefunden habe) und von dem mir bestellten Mutterdchim (Dragoman) über dieses Reich Einiges vorreden.

Sie haben doch überall in diesen Giaurenlanden andere Wunderlichkeiten. Da besteht z. B. hier wieder das Reich aus zwei Hälften, die beide seit sechs Jahren ihre getrennten Bezierate haben. Jede dieser Reichshälften hat ihren Emir (Ministerpräsidenten), ihren Mustafi-el-memalek (Minister des Innern), ihren Muajir-el-memalek (Finanzminister), ihren Bezier adalet (Justizminister), Bezier alum (Unterrichtsminister), tedscharet (Handelsminister) u. s. w. Zusammen haben dann beide Reichstheile den Bezier dawalet charadsche (Minister des Aeußern), einen Bezier muajir-el-memalek und einen Adschutan-Baschi (Kriegsminister). Die Beziere der einen Hälfte des Reiches wohnen in Wien, die andern in Buda-Pest, der Padischah bald hier, bald dort. Der liebe Padischah hat also zwei „Augen des Reiches“, zwei „Disciplinen des Reiches“, zwei „Zungen der Regierung“, zwei „Fackeln des Reiches“, drei „Beutel der Krone“ u. s. w.,

also doppelt von jeder Ministerforte, während ich schon mit dem einen von jeder hinlänglich versorgt bin. Zwanzig Beziere bilden seinen Rath, zwanzig Männern muß er zuhören, bald sein Ohr nach Wien, bald nach Pest haltend, und diese zwanzig Männer müßten ganz aus der Menschen- und Bezierart geschlagen sein, wenn sie immer weise sein und reden sollten. Zur Zeit, als Haekim-Baschi (Leibarzt) Pollak, der ja aus dieser Giaurenstadt zu mir kam — ich freue mich, den ehrlichen Mann hier wieder zu sehen — in Teheran meinem gesegneten Leibe so nahe stand, muß es dieses Zwanzig-Männer-Bezierat in Austria noch nicht gegeben haben, sonst hätte er mir wohl davon erzählt. Merkwürdigerweise ist, wie sie hier erzählen, erst mit diesem Massenministerium, dem nach hüben und drüben auch zwei Rathskammern, aus dem Volke und dem großen Nedschab (Adel) gewählt, zur Seite stehen, Ordnung und Friede und neue Macht über das ganze Reich gekommen und der Padischah, früher angefeindet, ist nun geliebt in beiden Reichshälften. Mehr berathen als der Padischah ist unter den Giaurenherrschern gewiß keiner, und wenn nur in jedem der Beziere zwei Weise sitzen, so hat das Reich wohl genug. Für meinen Kopf wäre dieser zwanzigräderige Staatswagen jedoch von Unheil, ich habe an meinem neunräderigen vollkommen genug.

Den Bezier dawalet charedsche Andraffy habe ich heute bei mir gesehen. Er ist ein Mann von feuriger Leber und feucht im Gehirn (lebendig und launig), ein prächtiger Kopf von jenem Gepräge, wie sie bei uns vorkommen. Setzte man ihm die Kulla auf das haarvolle, schwarze Haupt, er könnte dann einen iranischen Derwisch

recht gut abgeben. Es war eine Freude, ihm zuzuhören, wenn man ihn auch nicht immer verstand. Er hat so wenig Starrhöfisches, das so viele der Giaurenveziere haben, und sein Auge hat nie Sabbath. Mir gefiel er so wohl, daß ich ihn länger bei mir behielt, als ich dies mit fremden Bezieren sonst zu thun pflege. Ich zeichnete ihn auch sonst vor meinen Großen und Bezieren aus, indem ich ihn einlud, sich in meine Nähe auf den Teppich hinzuhocken. Er besann sich auch nicht lange und that dies, aber so geschickt habe ich noch keinen Giauren die Beine unter schlagen gesehen! Mit der Anmuth einer Peri hockte er so neben mir. Dann nahm ich mein Büchschchen mit Frohsinnspillen aus der Tasche meines Arschlufs, nahm selbst eine Pille und reichte ihm das goldene Büchschchen. Er zauderte zu nehmen. „Opium, Opium“, sagte ihm der Emir. Der Bezier Andrassy nahm noch immer nicht von den Pillen. „Das sind Habe nischad (Pillen der rothigen Laune), nimm!“ ließ ich ihm darauf sagen.

Der Bezier Andrassy lächelte verbindlichst und sagte: „Ich danke, ich habe noch keine Leibschmerzen.“

Wie mich diese Antwort des Beziers ergötzte, als mir sie Hadschi-Mirza Hussein-Khan in unserer Sprache wiedergab. Er hat noch keine Leibschmerzen — köstlich! Sie essen das Theriak hier nur, wenn sie Leibschmerzen haben! Ich glaubte, sein Frohsinn, der mir so wohlgefiel, käme ihm, sowie mir, von den „Pillen der rothigen Laune“. Er ist aber nie Theriak, wie er versicherte, auch nicht Schah-daneh (Haschisch). Ich ließ den Bezier Andrassy nicht ziehen, ohne ihm zu sagen, er möchte bald wiederkommen und mit mir am Margilé ziehen.

Als er geschieden war, hörte ich zu meinem Erstaunen, daß derselbige Mann dem Galgen einst ebenso nahe gestanden haben soll wie heute dem Throne. Gasteiger versichert, Andrassy wäre im Jahre 1849 als Auführer zum Tode verurtheilt gewesen, hätte aber zur Vollstreckung des Urtheils seinen Kopf nicht hergegeben und lange Zeit dann im Frengisreiche gelebt, bis ihm 1867 die hergestellte Versöhnung zwischen dem Padischah und seinem Heimatslande den Weg nach Hause und zum Bezierat wieder gebahnt habe. Das nenne ich einen Flug thun, wie ihn dieser Mann gethan! Vom Richtplatze zum Ministerrathstische! Es wäre auch schade gewesen um das schöne Haupt; es thut heute dem Reiche gewiß bessere Dienste, als es vor vierundzwanzig Jahren bei der beabsichtigten höchst unangenehmen Trennung, die man ihm zugedacht hatte, hätte thun sollen. Mir wäre auch so mancher gute Bezier erhalten geblieben, hätte ich nicht dem eigenen Zorn und fremden Einflüsterungen seinen Kopf voreilig zum Opfer gebracht. Der Schatten des Emir Nizam steht vor mir, während ich dies gestehe.

* * *

Laxenburg, 1. August.

Dieses Wien scheint ein Best (Asyl) für alle Herrscher ohne Land zu sein. Der Kral von Hannover, der sein Land an den Padischah der Nemses verloren hat, glaubte so freundlich sein zu müssen, mich von seiner hiesigen Existenz zu unterrichten, indem er mir seinen Sohn, den sogenannten Baliecht schickte. Dieser junge Mirza hat nichts zu thun, als zu warten, bis sich die Dinge im Reiche der Nemses wieder einmal ändern werden. Die

Zwischenzeit füllt er mit Besuchen und anderer Kurzweil aus. Und so kam er auch zu mir. Für einen Mirza ohne Land sieht er recht gut aus. Nachdem ich mir ihn ein paar Minuten angeschaut, um doch zu wissen, wie so ein weggejagter Prinz ausschaut, konnte er wieder gehen, zu reden hatte ich ja nichts mit ihm, denn nach dem Wetter hatte ich schon gefragt und sonst wird er mir wohl nichts Wichtiges zu sagen gehabt haben. Warum er denn gekommen? Weil sich seine Familie noch zu den Herrscherfamilien gezählt wissen will und jeden Anlaß ergreift, um sich noch königlich zu zeigen. Hat ja sein Vater, wie ich höre, noch eine Art Bezierat um sich herum und die Beziere müssen ihm täglich berichten, wie es in seinem Reiche, wo schon lange kein Mensch auf ihn hört, zugeht. Recht spaßhaftes Königs spiel das. Und solcher weggejagter Herrscher und Prinzleins soll es hier noch manche andere geben. Sie scheinen sich hier zu gefallen. Wenn sie mich nur nicht alle besuchen wollen! Ich habe auf meiner Reise mit den Männern der bestehenden Dynastien schon genug zu thun und will auf die übrigen gern verzichten.

Der Bezier = muchtar (Botschafter) von Arus kam auch heute. Der brachte mir die Nachricht, daß ein Mirza seines Padischahs in Wien angekommen sei, der sich in den nächsten Tagen vorstellen werde. Wieder eine Aussicht. Von Chiwa Neues wußte er nicht. Der Saertip Kaufmann richtet sich dort wohnlich ein. Ich glaube es schon. Der Bezier = muchtar gratulirte mir auch zu einem Ueberkommen mit Reutter. Er hätte, wie ihm Hadschi-Mirza Hussein-Khan anhörte, wohl auch schon wissen mögen, was wir im Lande der Inglis abgemacht haben. Der Hof von

Arus hat schlaue Männer an allen Höfen, das muß ich sagen.

Raum daß Nowikoff vor der Thür war, kam schon der Bezier-muchtar von Rum (Türkei). Auch der ist ein stark vergiaueter Moslem, sowie seine Collegen, die ich in Petersburg, Berlin, Paris und London kennen gelernt. Daß der Boden dazu da sei, auf daß man sich vor mir auf ihn niederwerfe, oder daß man wenigstens als Zeichen der Unterwürfigkeit sich beim Erscheinen vor meinem Antlig den Unterschenkel mit der rechten Hand krage, scheint der Mann nicht mehr zu wissen oder nicht wissen zu wollen, ganz wie der Muchtar in Petersburg es nicht mehr wußte. Das ärgerte mich und ich beschloß, den vergeßlichen Mann zu ärgern.

„Was ist Neues in Rum?“ fragte ich ihn in seiner Sprache.

„Großherr“, sagte der Bezier-muchtar, „nichts.“

„Nichts?“ fragte ich dann weiter. „Gar nichts? Denke nur nach!“

Er dachte nach, sagte aber dann wieder: „Großherr, nichts Neues in Rum.“

„Das ist nicht gut möglich“, nahm ich dann wieder das Wort; „in Rum gibt es ja sonst täglich etwas Neues, wenigstens ein neues ganzes Bezierat oder doch einen neuen Großvezier.“

Der Mann schwieg nun bedeutungsvoll. Ich aber sagte: „Rum wird bald keinen Bezier im eigenen Lande bekommen, es kann sich sie dann in Iran bei mir leihen. Ihr werdet mich gefällig finden!“

Der Mann schwieg wieder und machte bloß die Miene

der Ohnmacht. Er war sehr froh, als ich das Zeichen zum Entfernen gab.

Zum Mittagstische war ich im Schlosse Schönbrunn. Bei so vielen Mirzas, die der Hof des Padischahs hier hat, und bei so vielen Bezieren ist solch ein Galadiner bald reich besetzt mit Menschen. Unter den Bezieren zeigte man mir einige große Schriftgelehrte, so den Bezier adaliet I. (Justizminister) und den Muschir adaulte I. (Minister ohne Portefeuille), beide Männer klugen Antlitzes. Auch der Muajir = el = memalet (Finanzminister Nr. II) (Nr. I habe ich gestern schon gesehen) aß mit uns. Es ist das Vernünftigste, glaube ich, man numerirt sich die vielen Bezieren, die es hier in diesem Reiche gibt; die für hüben bezeichne ich mit Nr. I und die Bezieren der anderen Hälfte mit Nr. II.

Hier am Tische des Padischahs habe ich zum ersten Male im Leben Buze (Bier) getrunken. Das scheint mir kein Trank, der es würdig ist, daß man sich an ihm be-
rausche; also wozu trinken es diese Giauren nur? Und sie trinken es hier in großen Quantitäten und verschicken es auch in Menge zu den übrigen Giauren. Dieses Buze begeistert doch nicht ihre Schuaeras (Poeten)? Ich möchte solch einen Bier-Hafis sehen.

* * *

Larenburg, 2. August.

Heute haben sie mich in den Riesenbazar geführt, den sie Weltausstellung nennen. Da haben sie ein mächtiges Haus gezimmert, mächtige Hallen aufgeführt und Alles mit Waaren aller Völker der Erde dicht angefüllt. Die

Kaufleute aller Völker der Erde haben ihnen hierher ihrer Hände und ihrer Maschinen Werke gesandt, um sich bewundern zu lassen, und so ist ein ungewöhnlich kolossales Bazarungeheuer aus dem Werke geworden. Was immer nur Menschen und Maschinen machen, man findet es hier vom gemeinsten Stücke Zeug bis zu den Kaschmir's von Indien, vom groben Sack bis zum Shawl von Iran, von dem einfachen Theefocher bis zu den Kesselungethümen der Dampfmaschinen, vom kleinen Messer, das die Englis so gut machen, bis zu den Gußstahlriesen des Krupp, Alles, was die Erde bringt und was das Leben verschönert, was erfinderische Menschen groß und berühmt gemacht hat — hier findet es sich beisammen, für alle, die es beisammen sehen wollen. Es ist ein gewaltiges Unternehmen, wahr, aber es wird, wie ich höre, dem Reiche siebzehn Millionen kosten — für die Befriedigung der Eitelkeit einer Stadt, wie mich dünkt, viel zu viel. Sie haben doch kostspielige Vergnügungen diese Gaiurenstädte! Auch die Ausstellung ist ein solches Vergnügen. Man spricht von Wien durch sechs Monate, alle Welt reist nach Wien, alle Welt preist Wien — das muß wohl allein siebzehn Millionen werth sein, sonst gäbe man's nicht her? Wahrscheinlich! Es herrscht ein wirres Treiben in diesem Bazarungethüme, ein vielzüngiges Schwagen dringt einem ins Ohr, Tausende von Füßen lärmen auf den Breterböden, allerlei Hämmer arbeiten, allerlei Essen glühen, allerlei Musikkasten tönen. Ich begreife nicht diejenigen, die es in diesem Geister- und Körpergewirre länger als eine Stunde aushalten. Das ist etwas für die Nervenstricke der Nemes und Englis, nichts für mich und meinesgleichen.

Ich schritt einmal die weiten Hallen hindurch, mein Auge flüchtig über die Waarenmassen gleiten lassend. Halt machte ich nur bei einigen mir merkwürdig scheinenden Dingen und Kostbarkeiten. So bei den Marmorgebilden der Italiener, die die „Zierde“ des schönen Weibes so schön in Stein wiederzugeben verstehen, so auch bei den Schmuckkästen der verschiedensten Gold- und Edelsteinarbeiter der Giauven, bei denen ich viel Begehrenswerthes zu sehen bekam. Da zeigt ein Inglis-Großer den Schmuck seiner Frau der ganzen Welt, sieben verschiedene Kopf- und Hals- und Brustgeschmeide von feuerstrahlenden Brillanten, von Rubinen, Smaragden, Sapphiren, Türkisen strogend. Der große Stein in dem Diamantengeschmeide kann die schönste Frau mit neuem Zauber erfüllen; er ist lange nicht so groß wie der Daria ennur meines Bazubends (Armband), aber ich möchte ihn wohl neben diesem mein nennen! Diese Diamantendady mag dem Beutel ihres Mannes hoch zu stehen kommen! Sie soll aber lieblich sein — nun, dann wären auch ihre Reize mit meinem Daria ennur und dem großen Rubin meines Tachtetäus (Pfauenthrones) nicht zu theuer erkauft. Wenn mir diese Frau nach Teheran folgte, natürlich mit ihrem Geschmeide! Das wäre Glück für Enderun und Chazineh (Schatzkammer) zugleich. Doch wo sie finden? Ich will mit Reutter reden.

Noch andere herrliche Steine sah mein Auge, schöne Lulus (Perlen) und Firuzes (Türfise), und dann wendeten wir uns nach außen, wo sie allerlei abendländische, auch morgenländische Pavillons, Moscheen, Kiosks, Minarete zur Schau aufgebaut haben. Die Commission meines Iran empfing mich — Haekim-Baschi Pollak war auch

unter den Männern — an der Schwelle und geleiteten mich an den schönen Spiegelsaal, der eine wohlthuende Erinnerung an meinen Palast in Teheran bedeuten sollte. Da war auch ein großes Bild von mir aufgestellt, welches sie für meinen Pavillon eigens malen ließen. Diese Naekasch (Maler) hier müssen geschickte Leute sein. Meinem Naekasch-Baschi (Hofmaler) in Teheran muß ich mich hinsetzen, damit er nur den Schnurrbart meines gesegneten Gesichtes gut hervorbringe, während ich ihn das Uebrige allein machen lasse, und dieser Naekasch von Wien hat sogar meinen Schnurrbart trefflich gemalt, ohne ihn persönlich gesehen zu haben. Guter Schnurrbartmaler dieser Mann, er soll auch den Löwen- und Sonnenorden von mir bekommen. Gute Schnurrbartmaler sind sehr selten in Iran. Der Mann soll Naekasch-Baschi werden an meinem Hofe, wenn er es will.

Nachdem sie mich in meinem Pavillon noch mit Schirini (Süßigkeiten) und Scherbet (Sorbet) bewirthet hatten, verließ ich den ganzen Riesenbazar müden Auges, müder Sinne und auch müde des großen Menschenchweifes, der sich mir auf allen Wegen nachschleppte. Der Weiber waren in diesem Königsschlepp gar viele und auch liebliche Erscheinungen unter ihnen.

Die Weiber dieser Giaurenstadt haben den Tscheschmumar des Hafis, dem ich bei den Weibern von Petersburg, Berlin, London und selbst bei denen der Frengis-Hauptstadt so selten begegnete. Und sie haben ihre Pfeile nicht unbeschäftigt im Kopfe, sie schießen sie ab unablässig. Heute war ich das Ziel ihrer Wonnen verheißenden Blicke und sie verwundeten mich. Tholazan und Haekim-Baschi

Pollak sind gute Aerzte, diese Wunden heilen sie aber doch nicht, die wird schon ein anderer Nichtstudirter heilen müssen. Die Weiber, sowohl die von schönem, weißem Fleisch als auch die von weißem Stein, und die Diamanten waren für mich das Schönste in dem Riesenlager des grünen, großen Busches, den sie Prater nennen, alles Uebrige müßte ich auch nicht gesehen haben und ich wäre doch der König der Könige.

Noch einmal, wie es auf dem Programm steht, gehe ich nicht da hinunter, es wäre denn, sie ließen mich mit den Weibern und den Steinen allein. Da dies nicht zu erreichen sein dürfte, so werde ich wohl meinen persischen Pavillon und er mich nicht mehr zu Gesicht bekommen, was auch immer die guten Leute, die mir ihn errichtet haben, dazu sagen sollten. Mein Bild mit dem schönen Schnurrbart lasse ich mir hierher aufs Sommerschloß bringen.

* * *

Laxenburg, 3. August.

Hier ist's mir recht wohligh ums Herz. Ich habe dem Ceremonienmeister dieses Hofes schon so manchen Punkt seines Vergnügungslasten-Programms geschenkt. Sie nehmen es hier auch nicht so übel und scheinen es selbst zu lieben, so ein Leben mit unterschlagenen Beinen, bei Tschibuf oder Nargilé und einem süßen, guten Trank. Heute erst habe ich dem guten Manne vom Hofe bewiesen, daß es sich hier besser sitzt als bei dem großen Wettrennen, zu dem er mich führen sollte. Ich soll diesen Giau-
renreitern zusehen! Reiten kann nur der Perser. Fünfjährige Kinder sind in Iran mächtigere Herren des Bü-

gels, als hier mancher Dschilaudar (Stallmeister) es zu fein pflegt. Und erst die Kadscharenfürsten! Mein Ahne Agha Muhamed durchsauste einmal in fünf Tagen eine Strecke Landes, die ein Karawanenreiter nicht in dreißig Tagen zurücklegt. Und ich sollte mich eigens nach der Stadt hinbegeben, um diese Giaurengroßen um die Wette reiten zu sehen? Ich bestieg lieber selbst meinen Nerian und machte einen Ritt durch Park und Umgebung. Es ist ein reizend heimliches Nest dieses Sommerschloß von Larenburg. Altehrwürdig sind die Baumreihen, durch die man schreitet und aus denen einen Gebögel aller Art vielstimmig begrüßt, lieblich ist der Rasen, dessen grüne Decke weithin gebreitet erscheint, lieblich auch das große Wasser, auf dessen Spiegel Enten und Schwäne sich tummeln und das ich öfters schon mit dem Kiel durchschnitten habe. Auch da oben in der alten Burg, wo die eifernen Männer stehen und die alten Männer und Weiber des Herrscherhauses so stillen Familiencirkel halten, ist es hübsch umherzustreifen.

Weniger hübsch dünkte es mir, die Bezier-muchtar's zu empfangen, die, als ich von meinem Streifzuge nach Hause kehrte, angemeldet wurden. Das war wieder ein Verein von Männern, die mich blutwenig angehen und die ich doch bei mir sehen muß. Ich habe jetzt doch schon an einigen Giaurenhöfen das Vergnügen genossen, das Chor der berufensten Müßiggänger der Staaten, die sich Diplomaten nennen und doch nichts Anderes sind, als was man bei uns in Iran Musche hazineh (Mäuse des Staatsschatzes) zu nennen pflegt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aber so viele, wie heute ihrer daher

zu mir kamen, habe ich weder in Paris noch in London oder in Berlin beisammen gesehen. Der liebe Großvezier Andrassy und mein Emir hatten ihren Mund voll zu thun. Ich glaube gar, die Jungfrau von Europa hat, seitdem ich von Paris über die Schweiz und Italien hierher gekommen, wiederum Junge gehabt. Auch scheinen hier an diesem Hofe selbst die Wilden von Zengidunia (neue Welt) ihre Vertreter zu haben. Man stellte mir Vertreter von Costa Rica, Brasilien, Domingo und wer weiß von wo noch her vor. Ich hatte meine liebe Noth mit diesen Reichen. Ich hätte erfahren mögen, wo sie denn liegen und es hatte Niemand von den Männern eine Karte in der Tasche, um mir den Punkt zu zeigen, wo sein Herrscher und sein Reich liegen. Wenn ich das nächste Mal zu den Giauren auf Reisen gehe, werde ich mich besser mit dem Studium der Erdkunde befassen. Ich glaube, sie betrügen mich und es gibt hier wirklich Gesandte von Reichen, die gar nicht existiren. Um mich an unbefangener Stelle zu überzeugen, rief ich heute einen Mann, der hier in Wien die Kasseß von Fran vertritt, Goldberger heißt und schon einigemal in Raeba und Kulla gekleidet zu mir gekommen (er sieht darin äußerst possirlich aus), und ließ ihn fragen, ob er wisse, was das Costa Rica sei und wo es sei.

Er besann sich nicht lange und sagte, er werde Costarica schaffen, es werde in der Apotheke zu kriegen sein.

Ich und mein Emir und Gasteiger, der den Dolmetsch dieser Antwort zu machen hatte, wir fielen alle vor Lachen auf die Beine. Das war offenbar der rechte Mann,

an den wir uns gewendet haben, er glaubt den Staat, dessen Beziermuchtar ich heute vorgestellt bekam, in einer Apotheke bekommen zu können. Ueberaus spaßig! Der Kasseb wird wohl auch stärker im Rechnen als in der Erkunde sein.

Larenburg, 4. August.

An keinem der Siaurenhöfe, die ich bis heute besucht, habe ich noch eine Jagd mitgemacht. In Petersburg gab es schlechtes Wetter, in Berlin kam das schlechte Befinden der gesegeten Constitution des Padischahs dazwischen, in London war ich zu abgehezt, erst hier sollte ich als Gast des Padischahs von Austria dieses Vergnügens theilhaftig werden. Ich nahm die Einladung an, eines- theils schon aus Dank für die Rücksicht, die sie an diesem Hofe für mich und meine Ruhebedürfnisse bis jetzt an den Tag gelegt, anderntheils aber, weil man mir sagte, der Padischah halte was auf dergleichen Passionen. Und so zogen wir denn gestern aus, ich und all die Meinigen. Wir hatten unsere kostbarsten Gewänder angelegt, mein erster Tufenktschi (Leibjäger) trug meine diamantenbesetzten Damascenerflinten, andere hatten sich mit den Inglis- Gewehren beladen. Es war großes Staunen unter den Siauren vom Hofe, als wir ankamen, ihr Auge schien geblendet von dem Reichthum meines Jagdwerkes und den blitzenden Steinen meiner Waffen. Was sie erst sa- gen würden, wenn sie mich in Teheran hinausziehen sähen nach den Revieren von Rages oder denen des Thales von Dschedscharud mit meinen Schatirs (Läufern) und Tufenktschis, den Bezieren, Mirzas und dem ganzen Hofgesinde! Die Siaurenherrscher entwickeln, wie ich sah, bei Jagden

des Hofes wenig Aufwand, keinerlei Pracht, nicht in Waffen, nicht in Gewändern. Der Padischah von Austria ist, wie man mir sagt, überhaupt prachtliebend, er liebt die Jagd leidenschaftlich, als Jagd, nicht als Hoffest. Er nimmt so einen oder den andern seiner Bezieren, so sie nicht zu den in solcherlei Künsten ganz ungewandten Schriftgelehrten gehören, einen oder den andern seiner Höflinge und einzelne Große des Reiches mit sich auf einen Tag oder auf zwei ins Hochgebirge, in die vielen schönen Hochwälder, die er unfern der Hauptstadt hat, und schießt dann darauf los, jagt stundenlang nach den Gemsen und Auerhähnen, ohne viel Gefolge, ohne Ceremoniel. Und er ist, wie ich nun selbst sah, ein gar gewaltiger Jäger, und seiner Kugel entzieht sich kein Thier, auf das seine Büchse es einmal abgesehen hat. Wir jagten in einem großen Wildpark, der sich in der Nähe des Sommer Schlosses Schönbrunn meilenweit hinzieht. Der Padischah, der nur selten von meiner Seite wich, schien so innerlich belebt von dem Jagdvergnügen, wie ich ihn in den letzten Tagen noch gar nicht gesehen. Er fragte viel nach meinen Jagden und den wilden Thieren, die wir in unseren Wäldern jagen. Sein Auge glühte, als ich ihm von unseren Schirs (Löwe), Babers (Tiger), Schaegals (Schakal), Valenks (Leopard) und Chirs (Bär) sprach und wie wir wochenlang auf diesen Hezen aushielten und eine Art von Nomadenleben unter Zelten führten. Aus seinen Augen sprach der echte Jägermann und die Lust zu solchen wilden Thierhezen. Er verlieh ihr auch Worte und bedauerte es, sich und mir nicht mit den Königen meiner morgenländischen Wälder dienen zu können. Ich

glaube seinem Bedauern und glaube auch, er würde ganz der Mann für die Schirs und Gurks (Wölfe) sein, die sich in Teheran umhertreiben. Jagt er ja schon dieses gemeine Gefindel des Waldes, Hasen, Rebhühner u. s. w., mit einer Passion, die eines besseren Wildes würdig wäre.

„Wenn Ma-hezret (Majestät) nur einmal nach Teheran kommen wollten“, ließ ich dem Padischah sagen und er bedauerte, dies nicht schon jetzt zusagen zu können. Ich glaube, sein Bedauern galt mehr den Bestien von Iran als dem Reiche.

Auch des Padischahs Höflinge sind treffliche Jäger. Mich interessirte das Waldgesindel wenig. Ich griff hier und da zur Flinte, um doch einen Schuß zu thun, aber ich traf nichts. Wahrscheinlich läßt sich dieses Wild in den Giaurenwäldern von einem Moslem, und wäre er auch ein aufgeklärter Schiite, wie ich es bin, nicht gern erlegen. Ein Häschen rettete die Ehre meines schlechten Tages. Ich staunte aber nicht wenig, als trotzdem einer meiner Tufenttschis, als wir ins Schloß zurückgekehrt waren, eine Tasche voll Rebhühner in mein Zimmer brachte, die ich alle geschossen haben sollte! Der gute Kerl scheint sich der heimischen Sitte, nach der der König der Könige als unfehlbarer Jäger gilt, dem man sogar das Wild, das seine Büchse nicht getroffen, nach Hause bringen muß, hier im Wildpark der Giauren erinnert und dann auf dem Markte rasch seine Einkäufe gemacht zu haben. Die Aufmerksamkeit hat ihm ein huldvolles Lächeln und einige Tomans eingetragen. Die Rebhühner schickte ich den Bezieren, die nicht mit bei der Jagd waren. Was mir auffiel, es war nicht ein Poet bei der Jagd. Laf-

sen sich die Herrscher in Giaurenlanden bei ihren Hofjagden keine Verse vortragen? Bei meinen Jagden müssen der Schems-eschuaera (Sonne der Dichter, Hofpoet) und auch noch andere Schuaeras anwesend sein, um mir in der Ruhezeit ihre neuesten Arbeiten vorzutragen. Der Padiſchah scheint überhaupt keinen Hofpoeten zu haben; ich habe bisher auf meiner Reise nur bei der Herrscherin der Englis einen solchen gefunden.

Abends führten sie mich in das Theater des Padiſchahs. Das ist ein Palast, wie ich noch keinen andern gesehen, größer als die Theaterhäuser von Petersburg, London, Paris und auch Berlin, prunkvoll ausgestattet, in Gold und feinen Stoffen, Gemälden und Steindcorationen prangend, eine echt königliche Stätte des Vergnügens, die wohl viele und große Summen Goldes verschlungen haben mag. In dem herrlichen Hause war eine gepuzte Menschenmenge, Männer in farbigen, prächtigen Röcken und der Frauen wieder so viele mit dem wonnevollen Blicke, den unser Hasis schon gefeiert, den unseres Landes Töchter besitzen und dann unter den Giauren, wie mir dünkt, nur noch die Töchter dieses Reiches. Man stellte wiederum ein so langgedehntes Tanzstück auf der Bühne dar, wie es schon oft mein abendlicher Schrecken in andern Giaurenländern gewesen ist, und ich hatte bald, nachdem ich ersehen, daß darunter nichts von Heil für mein Auge zu erwarten sei, mich mit den funkeläugigen Insaſſinnen der Logen eingehend mittels Lorgnette und Theaterglas zu beschäftigen gesucht. Das taugte meinen Blicken besser als die langweiligen Sprünge, die ein paar hellhaarige Tänzerinnen allein oder zu zweien und dreien

unter mir auf dem Schauplatze thaten. Das war nun zum Glück die letzte Balletqual, die man mir im Giaurenlande bereitete. Woher sie nur den Glauben nahmen, daß mich solche Spiele unterhalten müßten? Und dieser Irrglaube bethörte sie an allen Höfen. Ich werde es noch durch ein Circulaer an alle befreundeten Höfe amtlich erklären lassen müssen, daß ich kein Balletfreund sei!

Laxenburg, 5. August.

Nun habe ich auch die Frau des Radischahs von Austria gesehen. Sie ist jedenfalls die schönste Herrscherin von all denen, die ich bisher anzuschauen Gelegenheit hatte. Sie ist von sehr weißer Haut und hat die Gestalt einer Cypresse, Ala-hezret (Majestät) vom Scheitel, der mit prächtiger Haarfülle gesegnet ist, bis zur Sohle. Zur vollendeten Schönheit nach unseren heimischen Begriffen fehlen der hohen Frau nur die Mondaugen. Sie macht aber auch ohne diese einen sehr angenehmen Eindruck. Ob ihr Gehirn feucht oder trocken, darüber gehen die Meinungen am Hofe und in der Stadt sehr weit auseinander. In den wenigen Momenten, die meine Vorstellung in Anspruch nahm, konnte ich dies natürlich nicht ergründen. Sie lächelte mich sehr anmuthig an und das war mir genug. Ich verlange von einem Weibe fürs erste Befriedigung meines Auges, wozu auch von Jemand mehr verlangen, mit dem ich nur vorübergehend umzugehen habe? Wie wenige Menschen an diesen Giaurenhöfen erfüllten dieses mein Verlangen! Wie es nur kommen mag, daß diese Frau in keinen angenehmen Beziehungen zu den Leuten der einen Hälfte dieses großen Reiches, in der ich mich eben befinde, steht? Wie ich höre, liebt sie das Volk nicht

und wird auch von ihm nicht wieder geliebt. Sie machen ihr hierfür auch ganz unverständliche Vorwürfe. Die Frau ist ihnen zu stolz, nimmt ihnen nicht genug Antheil an ihren Leiden und Freuden, zieht sich zu viel von ihnen zurück, zeigt sich ihnen nicht genug bei öffentlichen Festen, kümmert sich zu wenig um ihre öffentlichen Interessen. Das ist so wieder recht Giaurenart, von einem Weibe das Alles zu verlangen. Sie sind ordentlich veressen darauf, das Weib sich in Alles mischen zu sehen. Anstatt froh zu sein, daß das Weib des Padischahs fein zu Hause bleibt in ihren schönen Gemächern und ihre politischen Kreise nicht stört, machen sie darob ein grämliches Gesicht; anstatt sich zu freuen, daß die hohe Frau des Volkes Interessen nicht zu ihrem Spielzeug macht, sondern anderes sich erwählt, mit dem sie sich wahrscheinlich besser unterhält, ärgern sie sich darüber. Sie beschäftigt sich viel mit ihren schönen Lieblingshunden, das ist ihnen hier nicht recht. Mir scheint gar, sie sähen es lieber, wenn sie täglich nach den Schriftgelehrten unter den Bezieren des Padischahs schicken möchte, um mit ihnen wichtige Streitfragen, die den Rath des Reiches gerade beschäftigen, in gelehrter Weise zu erledigen. Sie sitzt an ihrem Zither-tischchen -- ist das nicht besser, als wenn sie sich an den Beziertisch mit ihren Rathschlägen drängte, wie dies andere Herrscherfrauen thun? Sie schwätzt mit ihren Frauen gern von Theaterprinzen und Theaterprinzessinnen -- ist das nicht heilsamer, als wenn sie Staatsintriguen anzettelte, wie das auch andere Frauen ihresgleichen zu thun pflegen? Sie umgibt sich mit Vorlesern und Vorleserinnen -- ist das nicht besser als mit Reichthums (Pfaffen)? Fürwahr, das

ist ein Weib, wie es sich für einen Fürsten des Morgenlandes vortrefflich eignete. Diese Giauren aber, sie verlangen von einem Weibe auf dem Throne, trotz des vielen Unheils, das ihnen die Weiber schon gebracht, noch immer die unpassendsten Dinge. Das Weib gehört zwischen die Mauern des Hauses; die Frau des Padischahs zieht sich dahin zurück und es ist dem Volke hier nicht recht. Das Weib hat nichts zu schaffen mit öffentlichen Geschäften, hat nicht zu walten in Politik und Staatsleben; das Weib des Padischahs handelt danach und es ist ihnen hier nicht genehm. Dem Weib soll nur unschädliches Spielzeug gegeben werden; das Weib des Padischahs spielt nur mit solchem und sie schmollen darüber. Ja, sagen sie hier, wie ich vernehme, die Frau des Padischahs ist nicht zufrieden mit den vielen Umgestaltungen, die in diesem Reiche nöthig geworden sind. Und wenn sie es nicht ist? Was liegt daran, wenn einem Weibe nicht genehm ist, was Männer thun? Brauchen sie seine Zustimmung, seine freundliche Gesinnung? Gewiß nicht, sonst stände es schlecht um den Beschluß jener Männer. Wenn das unzufriedene Weib sich nur auf ihre Unzufriedenheit zurückzieht und den Frieden nicht stört, wenn sie nur nicht mit Gewalt zufriedengestellt sein will, ist das nicht genug? Einer Frau ihre Launen nehmen wollen, ist sehr thöricht, und gar einer so hohen Frau. Sie soll sie behalten, wenn sie sie nicht mißbraucht gegen das Wohl des Landes. Launen sind mit die Zierde eines schönen Weibes im Enderun, man muß sie nur nicht außerhalb desselben walten lassen. Und die Frau des Padischahs von Austria waltet ja, wie ich höre, mit ihren Launen nur zwischen den Wänden ihrer

Schloßzimmer. Aber die Giaurenvölker scheinen gerade die Herrscherfrauen zu lieben, die sich viel, sehr viel um sie bekümmert stellen, in Staatsdingen mitschwagen, sich mit ihrem Puz bei jeder Gelegenheit an den Galawagen des Reiches hängen, ihre königliche Schleppe bei allen Festen herzeigen und sich für alle möglichen Dinge interessiren, von denen sie gerade so viel verstehen wie die hohe Frau des Padischahs, die vor diesen Dingen Ruhe zu haben wünscht. Wäre diese Frau selbst Herrscherin dieses Reiches, dann hätten die Borwürfe, die man ihr hier macht, mehr Sinn. Sie ist ja aber nur die Frau des Herrschers und will von anderen Menschen und Dingen, als ihre Kinder, ihre Hunde, ihre Pferde, ihre Zither sind, nichts wissen und sie thut meiner Anschauung nach recht daran. In Iran wüßte man eine solche Frau auf dem Throne nicht hoch genug zu halten, und alles Volk hätte nur den Wunsch, daß sich der Schatten einer solchen Frau nie mindern möge. Hier aber unter den Giauren dieses Reiches begegnet das stille häusliche, bloß häusliche Walten der Frau des Padischahs nur Unwillen und Mißmuth. Versteh diese Giauren, wer will. Mir gefällt gerade diese Herrscherin aus denselben Gründen, aus denen sie den Leuten hier mißfällt. Das wäre eine Frau für mich! Wenn es sich paßte, würde ich es der schönen Frau eigens sagen lassen.

Layenburg, 6. August.

Mit Haekim-Pollak, der Tholazan's jezige Stelle einstens bei meinem gesegneten Leibe so gut versah, eine Stunde verplaudert. Ich fragte ihn vertraulich über die böse Seuche aus, von der in Wien soviel die Rede.

Zwar hat mich der ehrliche Mann, der mit den Quacksalbern, die sich Haekims nennen, so gar nichts gemein hat, schon telegraphisch in ausführlichster Weise über die hier herrschenden Gesundheitsverhältnisse zu beruhigen verstanden und seinem Berichte haben sie es hier zu verdanken, daß ich zu ihnen auf Besuch gekommen bin, ich fand es aber bei dem vielerlei Gerede, das hier von der Cholera geht, denn doch rathsam, den Haekim Pollak mündlich auszuforschen. Nun, ich kann ruhig sein, nach all dem, was er mir sagt. Fürchtete ich mich überhaupt noch, Pollak hätte meine Furcht schon mit dem artigen Wort entwaffnet, das da lautete: „Majestät, Du bist in der Geschichte stark genug bewandert, um zu wissen, daß die Cholera noch nie an den gesegneten Leib eines Königs ihre unsaubere Hand gelegt hat!“ Wie artig und wie vertraueneinflößend zugleich das klingt! Der Haekim hat Recht, die böse Krankheit meidet, soweit ich weiß, das Lager des Gekrönten für gewöhnlich. Es wird aber derzeit so viel Unwesen mit Kronen getrieben, daß am Ende auch die Cholera eine respektlosere Richtung hinsichtlich ihrer Opfer einschlägt. Wir wollen hoffen, sie läßt dies sein bleiben, bis ich wieder draußen bin aus der Hauptstadt von Austria.

* * *

Heute habe ich einer Photographin den Hochgenuß verstatet, mein Bildniß zu fertigen. Haekim Pollak hat sie mir gerühmt und mir gesagt, sie nehme jeglichen hochgestellten Kopf, der nach Wien komme, auf. Sie sollen einmal ein ordentliches Bild vom König der Könige haben! Mit dem vollen Bewußtsein, den Giauren hier einen hohen

Gefallen zu thun, indem ich ihnen zu einem gelungenen Abbilde des Königs der Könige verhelpe, und so bei ihnen in gutem photographischen Andenken zu verbleiben, nahm ich vor dem von dem Knecht der Sonne aufs feierlichste aufgestellten Kasten Position. Es waren auch von meiner Seite schon die wichtigsten Vorbereitungen zu diesem königlichen Act gemacht worden und Allah hatte mich auch mit einem neuen, großen Gedanken begnadet, mit einem Gedanken, der dem Abbild des Königs der Könige gewiß neuen, überaus großen Pomp verleihen dürfte. Ich beschloß nämlich, auf dem photographirten Abbilde mit auf der einen Seite in die Höhe gedrehtem, auf der andern aber herabfallendem Schnurrbart zu erscheinen. Es war nicht geringes Erstaunen unter meinen Bezieren und Mirzas, da ich ihnen diesen plötzlich eingetretenen Systemwechsel in der Toilette meines gesegneten Schnurrbartes ankündigte; sie schienen alle überrascht von der Kühnheit des Gedankens und fanden ihn voll Geist. Ich hätte es ihnen auch nicht gewünscht, anderer Meinung zu sein. Nur auf Haekim Pollak's Antlitz glaubte ich ein Lächeln zu bemerken, das mir nicht ganz reine Bewunderung zu sein schien. Das veranlaßte mich zu der Frage:

„Nun, und was sagt mein alter treuer Diener zu dieser Schnurrbartstellung?“

„Majestät“, antwortete Pollak, „der Schnurrbart ist Dein, und so hoch ist kein Sterblicher unter uns geboren, daß er über die neuen Bahnen, die Du mit ihm einschlagen willst, mit Dir rechten könnte!“

Und es blieb auch bei der „neuen Bahn“, wie Pollak das nannte, und von des gesegneten Schnurrbartes Spitzen

ward die eine in die Höhe gedreht, während die andere gesenkt wurde. Ich war des pompösen Eindrucks, den so mein Kopf machen wird, so sicher wie meines Eingangs in den Himmel Mohammed's. Und in dieser Voraussicht konnte ich mich dem Kasten gegenüber ruhig verhalten. Ein paar Minuten und die Platte hatte bereits den Kopf des Königs der Könige mit der neuesten Schnurrbartordnung auf ihrer gläsernen Fläche. Die Photographin sagte: „Majestät, die Sonne hat sich wacker gehalten, das Bild ist schön ausgefallen.“ — „Die Sonne hat sich wacker gehalten“; sie probire, es einmal nicht zu thun, wenn ihr Beherrscher sich photographiren läßt.

*

Daß ich doch nicht so recht erfahren kann, was das „der Krach ist“, von dem sie hier fast ebensoviele wie von der Cholera reden. Meine Beziere wissen natürlich nichts. Der Saertip Gasteiger sagt, der Krach sei eine Papierseuche. Es gibt also neben dem Rogz, der Viehseuche, der Cholera, der Traubenkrankheit auch noch eine Papierkrankheit? Gaekim Pollak, den ich fragte, sagte mir: „Majestät, frage Deinen hiesigen Saertip-Consul, der wird Dir am besten sagen, was der Krach ist.“ Als ich dann den Saertip-Consul, Goldberger, zur Rede stellte, meinte der wieder mit trauriger Miene: „Majestät, man spricht nicht gern davon!“ — „Warum spricht man nicht gern davon? Hast Du etwa auch die Papierseuche in Deinem Hause?“ sagte ich hierauf, und Goldberger sagte dann gar nichts, rieb sich den Unterschenkel mit der Hand und schlich davon. Ob ich denn hier noch erfahren werde, was das ist, der Krach! Es wollte Niemand von denen, die es doch

wissen müssen, davon reden. Und so nahm ich mir vor, bei der heutigen Hofafel den Herrscher des Reiches, der sich weise um Alles kümmert, was in Wien seine Kayets (Unterthanen) berührt, ob sanft oder unsanft, zu fragen, was der Krach ist. Ich that dies auch. Der Padiſchah lächelte auf meine Frage und ſagte: „Majeſtät, das wird Ihnen mein Adjutant Graf Bellegarde oder mein Oberſthofmeiſter Fürſt Hohenlohe beſſer ſagen.“

Bei ſelbiger Hofafel machte ich auch die Bekanntſchaft des Schahzadehs Heinrich. Gaſteiger erzählt mir von dem einfachen, ſchlichten Manne, daß er bis vor wenigen Wochen noch in der Ungnade des Padiſchahs geweſen, durch Jahre im Exil in dem Lande der Käſemacher leben mußte und das Alles nur, weil er ein Weib aus dem Volke, eine Theaterſpielerin zum Gemahl genommen. Es gehört dies wahrſcheinlich mit zu der „Aufgeklärtheit“ der Giauren und ihrer Höfe? In Fran kennt man ſolch Vorurtheil gar nicht. Habe ich nicht ſelbſt eine Tänzerin der Königin-Mutter, die Dſcheirambchanum (Allah habe ſie ſelig im Paradiſe!) zum Weibe mir genommen und iſt nicht unter meinen Sigheſ (Vertragsfrauen) die Tochter einer Dajeh (Amme)? Und habe ich meiner Kadſcharenwürde damit etwas vergeben? Gewiß nicht. Ich habe noch immer unter den Weibern des Volkes mehr Körperſchönheit, mehr Tſcheſchme chumar (wolluſttrunkenen Blick), wie ihn Hafis von dem Weibe verlangt, und mehr feuchtes Gehirn (Klugheit, Wit) gefunden, als unter den Weibern des hohen Medſchab (Adel). Ich ſehe auch nicht ein, warum gerade ein Schahzadeh eine nicht wohlgefällig anſehende Tochter vom Hofe heirathen ſoll, wenn er ei-

ner schönen, wohlgebauten aus dem Volke geneigt ist. Die Herkunft macht doch nicht die Schönheit des Weibes aus? Tscheschme chumar muß ein Weib haben und dann kann sie direct von einem Tschibukstopfer oder einem Teppichausklopfen herkommen und sie ist doch werth, die Frau eines Schahzadehs zu werden.

* * *

Wie mir Gasteiger sagt, schwagen hier die Aehle Kaelam (Leute von der Feder) in den vielen Tageschroniken, die sie herausgeben, so viel des Unsinnigen und Unwahren, wie über mein gesegnetes Dasein seit den Tagen von Petersburg nicht geschwagt worden ist. Die einen wissen, daß ich eine Tänzerin der Frenghauptstadt Paris in meinem Gefolge habe und daß diese als Gulambetschek (Page) einhergehe. Andere wieder sehen zwei verschleierte Frauen sich zu mir allabendlich ins Schloß schleichen. Die dritten wissen sogar, daß ich an einer Tochter Larenburgs Gefallen gefunden und diese mit mir in mein Entschieden nach Fran zu nehmen gedenke. Das Alles gleitet den Schriftgelehrten der Zeitungen so leicht aus der Feder, als wäre es wirklich wahr. Und die Giauern von Wien glauben ihnen das Alles? Gasteiger behauptet dies und er wird doch seine Landsleute kennen. Ich aber kann mich nicht genug wundern, daß man diese Leute von der Feder falsche Nachrichten über Personen und Sachen verbreiten läßt. Der Doppelsinn unseres Wortes Tschap, das sowohl eine gedruckte Schrift als auch Lüge bedeutet, trifft doch bei einigen dieser Giauerezeitungen herrlich zu. Gasteiger sagt, sie hätten auch ein Sprichwort: „Er lügt wie gedruckt.“ Nun, das

stimmt. Etwas zu leicht aber macht man diesen Aehle Kaelam das Lügen denn doch, sollte ich meinen. In Frankreich schneidet man den öffentlichen Verbreitern falscher Nachrichten bei jeder ihrer Lügen ein Stückchen ihres Ohrläppchens weg. Wenn so diese Strafe unter den Giauren dieser Austruahauptstadt eingeführt wäre! Die Mirzas der Zeitungen, die so viel alberne Weibermärchen von mir erzählen und ihre Spalten mit langen Lügen über mein Leben und Lieben füllen, würden schon gar wenig von ihren Ohrläppchen übrig haben.

Ich will dem guten Bezier Andrassy die Einführung jener Strafe empfehlen. Ist sie einmal eingeführt, so werden die Zeitungsmirzas ihre öffentliche Zunge schon hüten, ihren Ohren zu Liebe.

Laxenburg, 7. August.

Die letzten Tage gab es hier wiederum harte Arbeit für mich. Festessen bei Tag, Festessen bei Nacht, Heerschau und was dergleichen mehr ist von den Ehren- dingen, mit denen ich bereits übersättet bin. Der Gedanke, daß es das letzte Mal sei, daß ich diese anstrengenden Vergnügungsweisen der Giaurenhöfe mitmache, gab mir nicht wenig Muth, sie zu ertragen. Die Festessen haben an diesem Hofe das Gute für sich, daß sie nicht so lange währen wie an anderen Giaurenhöfen, deren Gast ich gewesen, und daß sie meinem gesegneten Sitzfleisch nicht so lange Qualen zumutheten. Der Padischah liebt das rasche Speisen; wie in allen seinen Freuden, ist er auch bei Tische sehr mäßig und bereitet Hostafeln ein früheres Ende, als es manchem seiner die Präsenzzeit bei Tische gern verlängernden Höflinge lieb ist. Mit weit

mehr Gewissenhaftigkeit und einem Anflug von Andacht sogar hält der Padischah von Austria Heerschau ab. Die, welche ich gesehen, blieb in der Prächtigkeit des farbenvollen Bildes hinter der Heerschau, die der Saertip Mac-Mahon abnahm, nicht viel zurück. Sie machen hier aber keinerlei Lärm, keinerlei Begrüßungsschwindel mit den vorbeiziehenden Heertheilen. Die Zeit, von der mir Haeckim Pollak erzählte, die Zeit, da der Mann in diesem Reiche nichts war und nichts bedeutete, so er nicht einen zweifarbigem Rock auf dem Leibe hatte, scheint nun vorüber zu sein. Das viele Soldatenspielen ist dem Reiche nicht wohl bekommen. Die Ausnahmestellung hat für den gemeinen Mann des Heeres sowie für den Saertip aufgehört, die Säbelarbeit ist im Werth gesunken, sie nährt ihren Mann, wie Andere die Feder, der Pflug, die Elle nähren, und hat das Gelüste nach Sonderfreuden fahren lassen. Das ist hier ein Land und ein Volk, die aus den harten Schlägen, mit denen das Schwert der Nemfes sie heimgesucht, vollen Nutzen ziehen, sie sind zu ernstern Leuten — geschlagen worden. Man hat mir bei der Heerschau keinen „glorreichen Besiegten“ wie Mac-Mahon und keine Kürassiere wie die „von Reichshofen“ gezeigt, die Armee drapirt sich nicht mit dem Unglück, das sie gehabt, und auch die Pauke der „Revanche“ wird hier an keinem Orte geschlagen. Die Soldaten machen mir den Eindruck der Tüchtigkeit, die Reiter auch den der Schönheit; der Herrscher und die Mirzas vom Hofe, voran der Mirza Albrecht, zeigen sich mit dem Heere sehr vertraut, voll Neigung zu demselben, fern von aller geschwätzigen Ruhmredigkeit, wie ihrer z. B. der Mund des Herrn Buffet so voll war.

Der Emir Tubchane Wilhelm, der meine Vorliebe für Tubchane (Artillerie) erfahren haben mag, machte mich mit den Einrichtungen in seiner Truppe näher bekannt. Er war überrascht, als ich ihn fragte, ob der Padischah nicht selbst manchmal bei einer Uebung die Kanone zu richten pflege. Das scheint hier nicht Brauch; der König der Könige, sagte ich dem Emir Tubchane, richte und schieße eine Kanone in Teheran sehr oft mit seiner eigenen gesegneten Hand ab. Es macht mir Vergnügen und ärgert gewöhnlich meinen Emir, der nach jedem Schusse, den ich thue, mich mit einem Geschenke von fünfzig Tomans entlohnen muß. Ein guter Tag auf dem Kanonen-Maydan kommt meinem Emir manchmal hoch genug zu stehen.

* * *

Ich kehre ganz ordensarm nach der Heimat zurück. Hier haben sie meinen schon im Frengrische hart mitgenommenen „Löwen und Sonnen“ vollständig den Garaus gemacht. Es ist ein Sturm auf meine Ehrenzeichen zu nennen, den sie hier unternahmen; ich habe ihn wohl größtentheils zurückgeschlagen, aber er kostet mich noch immer mehr, als mir das Bewußtsein, daß sich die Männer alle, denen ich ihn auf ihr Bitten gegeben, sehr geehrt durch den Besitz eines solchen Löwen- und Sonnenzeichens auf ihrer Brust fühlten, zu ersetzen vermag.

Eine ergögliche Scene bot mir noch gestern einer der Glücklichen, der iranische Consul Goldberger. Er kam, sich für sein Zeichen zu bedanken, war wieder gut iranisch gekleidet, rieb sich zu meiner Begrüßung den Unterschenkel mit der Rechten und wollte zum Ueberfluß auch noch einiges

Persisches sprechen. Was ich ihn immer fragte, er sagte darauf abwechselnd: „Kurban schaewaem“ (Ich will dein Opfer sein) oder: „Ga churdem“ (Ich aß Roth, ich fehlte). Einmal fragte ich ihn — es schien mir nämlich, als hätte seine Leber Feuer gefangen vom Weingenuße — ob er sich mittags gütlich gethan.

Der gute Mann sagte wieder darauf: „Ich aß Roth.“

„Und dazu trankst Du Wein? fragte ich weiter, worauf er wieder nur sagte: „Ich will Dein Opfer sein!“ Er muß diese zwei Redensarten von irgend Jemand zum ausschließlichen Gebrauch übernommen haben, ohne zu wissen, was sie bedeuten. Ein ergötzlicher Mann, dieser Goldberger! Mein Dolmetsch erzählte mir noch folgenden Spaß von ihm. Als der gute Consul gestern mit mir sprach und von dem Unfall erzählte, der vor Jahren einer Tochter des Mirza Albrecht das Leben kostete, da kamen unsere heimischen Klageworte „Li wai“ über meine Lippen. Ich sah ihn etwas betroffen von diesem meinem Ausrufe. Später sagte mir mein Dragoman, wie sich der Saertip-Consul ihm gegenüber gewundert hätte, daß ich auch die Sprache der Jaehuds (Juden) so genau kenne. Die Jaehuds unter den Remses rufen nämlich auch „Li wai“ (O weh), wenn sie etwas schmerzt.

* * *

Auch hier wie in der Frengis-Hauptstadt habe ich einige köstliche Bittsteller und Bittstellerinnen kennen gelernt. Da lagen mir von einigen Seiten die Gesuche von besorgten Müttern vor, die allen Ernstes die Aufnahme ihrer Töchter in mein Enderun verlangten. Mehrere

solche Bitten ließen mich vermuthen, daß die Giaurinnen ihre Töchter bei den Männern des Landes nicht so leicht anbringen. Ich habe schon in London gehört, daß die Inglis-Stadt voll altgewordener Mädchen stecke, und auch hier scheint die Heiratsunlust der jungen Giauren ein Gegenstand großer Klagen und Mutter Sorgen. Und da soll ich gut genug sein, abzuhelfen, weil ich doch erst blos siebzehn Frauen in meinem Enderun habe! Fürwahr, ein erheiterndes Ansinnen das, welches nicht einmal durch die den Bittgesuchten beiliegenden Photographien gemildert werden konnte.

Bei der Stadt Ispahan in meinem schönen Iran steht ein Minaret Namens Kuni-birindschi. Dahin wallfahrten die alternden Töchter und die Wittwen des Landes, die gar so gern einen Mann bekämen und nicht lange warten möchten, und knacken dort auf jeder der zwölf Stufen des Minarets eine Nuß mit jenem edlen Theile des Körpers, den ihnen eigentlich die Natur nicht zum Nußknacken verliehen. Und man sagt, sie bekämen richtig alle nach dieser harten Arbeitsverrichtung einen Mann. Wie wäre es, wenn man hier in dieser Giaurenstadt (und auch in London) eine solche Wallfahrtsstätte für alternde Mädchen errichtete? Nüsse und was sonst Wichtiges zu dem Unternehmen gehört, besitzen doch diese Giaurinnen hier?

* * *

Laxenburg, 7. August.

Auch hier haben es die Jaehuds (Juden) für nöthig befunden, mir eine Deputaton auf den gesegneten Hals zu senden. Das danke ich den Frengis-Jaehuds. Ein wahres Glück, daß ich in keiner Giaurenstadt mehr einen längeren

Aufenthalt nehme; die Juden schickten mir dann wohl überall Deputationen zu, die alle dasselbe unnöthige Zeug vorbringen thäten. Ich kann wohl Allah danken, daß dieser Unfug nicht schon in Petersburg begonnen hat. Auch diese arg gestikulirenden Männer hier schwagten mir wiederum vor, wie ich bei der Reformirung des Reiches ihrer Brüder in Fran gedenken möchte. Was sie nur die Reformirung meines Reiches angeht? Sie haben die Worte, die sie vorbrachten, aus der FrenGIS-Hauptstadt bezogen. Mein Großvezier warf ihnen ein paar nichts sagende und nichtsversprechende Phrasen zu und sie gingen. Ich glaube, sie sind überhaupt nur gekommen, um mich ganz nahe von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Es war zwar kein Minister unter ihnen, wie in der Deputation der FrenGIS-Juden, aber doch ein Mann, der, wie ich höre, eine Rolle im Rathe des Reiches spielt und der die Anrede in der Sprache der FrenGIS gar geläufig herzusagen wußte — der Mirza Kuranda. Der Mann soll tüchtig mit der Feder sein und sein Ruf reicht bis zu den Jaehuds der fernsten Länder — seine Nase leider auch. Ich muß mir bei meiner Ankunft in Teheran sogleich ein paar meiner jüdischen Rayets kommen lassen und diesen schönen Leuten erzählen, wie wenig wohlgefällig fürs Auge ihre Glaubensgenossen in den Giaurenhauptstädten aussehen. Mein ehemaliger Haekim-Baschi Pollak sagt mir, die Jaehuds hätten hier gar schöne Weiber, berühmt wegen ihrer Körperzierden und des Tscheschme chumar ihrer Augen. Warum sie doch nicht lieber eine Deputation von solchen Judenweibern zu mir entsendet haben!

Mit Haekim-Baschi Pollak hatte ich auch sonst hier

manches mich unterrichtende Gespräch. Er spricht Frans Sprache fast besser als früher, er muß viel darin gearbeitet haben. Er hat auch für die Vertretung Frans da draußen in dem riesigen Völkerbazar viel gethan in Wort und Schrift, wofür ich ihn auch belohnen will. Er soll Tomans haben; ich weiß, die sind ihm lieber als Orden.

Haekim-Baschi Pollak hat auch (was ich schon in Teheran wußte) Manches gegen mich und mein Reich in Büchern niedergeschrieben. Darüber hier von mir zur Rede gestellt, fiel es ihm nicht ein, es wegzuleugnen.

„Die Wahrheit ist immer nur zum Guten“, meinte er.

„Besonders für ihren Schreiber, wenn er mit seinem Kopfe nicht erreicht werden kann“, sagte ich ihm lächelnd darauf. Ich bin aber überzeugt, Haekim Pollak wäre für eine Anzahl von Tomans das Gegentheil von dem, was er über mich schrieb, zu schreiben nicht zu bewegen gewesen, und deshalb achte ich sein Wort, wenn es mir auch nicht schmeichelt. Ich schied auch von dem guten redlichen Manne ohne Groll im Herzen. Leid thut es mir nur, daß er nicht der Haekim-Baschi des Herrschers dieses Reiches ist und nicht einmal Saertip, was er ja auch in Iran gewesen ist.

Der heutige letzte Abend auf dem Sommerflosse Schönbrunn gestaltete sich noch recht angenehm. Bei dem Galasouper war auch die Frau des Herrschers. Sie ist, es bleibt dabei, mit höchst wohlgefälligen Reizen ein Gewinn fürs Auge. An diesem mit Weiberschönheit nicht sehr gesegneten Hofe ist mir ihre Erscheinung ein Labjal und bedauere ich, so spät erst zu ihrer Bekanntschaft gelangt zu sein. Ich drückte auch dieses Bedauern dem

Herrscher, der mir zur Seite am Tische saß, aus und er schien erfreut.

Nach dem Souper gab es unten im schönen Schloßgarten prasselndes Feuerwerk und allerlei bengalischen Lichterzauber. Das schöne Blumenparterre war voll von lustwandelnden Männern und Frauen und Kindern, denen die Musik rauschend genug unaufhörlich aufspielte. Wir waren auf den Balkon hinausgetreten und ich erfreute mich der Gesellschaft des mir so angenehm gewordenen Bezier dawalet Andrassy. Der wollte mich noch bereden, dem zweiten Theile dieses Reiches, dem er als Landeskind angehört, meinen Besuch zu machen. Er setzte mir mit einem Verständniß, wie es mein Reifemarschall nicht hat, auseinander, wie ich besser thäte, über Buda-Pest, wo ich eben noch den Besuch der zweiten Reichshälfte abstaten sollte, die Donau entlang durchs eiserne Thor nach Rum zu gehen, anstatt denselben Weg über Italien zurückzumachen, auf dem ich hierher gelangt bin. Meine Tour war aber einestheils schon festgesetzt und andernteils sollte es mit den Giaurenbesuchen nun doch einmal für mich ein Ende haben. Und so hatte alle liebe Beredsamkeit des Bezier's Andrassy nichts genützt. Und wie sich der liebe Mann anstrengte, um mich zu seinen Landsleuten zu bringen! Er bat mich zu bedenken, daß es in seinem Heimatland die schönsten Frauen gebe. Ich widerstand und sagte ihm, ich hätte nun schon genug Giaurinnen bewundert. Er bat mich dann weiter zu bedenken, daß sein Heimatland die schönsten Melonen habe. Der kluge Bezier kannte meine Vorliebe für feine Melonen und gedachte mich von dieser schwachen Seite zu fassen und mich zu den schönen Melonen

Ungarns hinüberzulocken. Ich widerstand. Und da das Heimatland des Beziers außer schönen Frauen und Melonen keine sonstige Schönheit wahrscheinlich aufzuweisen hat, so griff der gute Mann in seinen politischen Sack und zog da den Padischah von Rum, Abdul Aziz, heraus zu seiner Hülfe. Der hatte ja auch den zweiten Theil von Austria besucht! Der König der Könige thut dem Abdul-Aziz nichts nach! Da wäre ich schon der guten Melonen wegen eher nach Buda-Pest gegangen, als wegen des Umstandes, daß der Padischah von Rum auch daselbst gewesen ist. Ich widerstand allen fein gewählten Einladungsarten des geschickten Beziers und es bleibt bei dem Wege über Brindisi. Und morgen schon, nachdem ich dem Herrscher, der Herrscherin und den Ihrigen ein Lebewohl gesagt, wird dieser Weg schleunigst angetreten.

*

*

*
Brindisi, 12. August.

Das sind die letzten Zeilen auf Giaurenboden. Das Fahrzeug, das mich in einigen Stunden aufnimmt, bringt mich nach der Hauptstadt von Rum, Stambul, wo ich der Gast des Padischahs Abdul Aziz sein werde. Aber nur für wenige Tage, denn mich treiben die Sehnsucht und die Intriguen meiner Bezire und Mirzas gleich rasch zurück in die liebe Heimat, wo ich die erstere befriedigen und den letzteren den Herrn zeigen will, so zeigen will, wie ich dies im Lande der Giauren nicht thun konnte. Seit den heiteren Tagen von Wien schon bekämpfen sich die Meinigen gegenseitig mit Anklagen und Beschuldigungen.

Ueber des Großveziers Hadschi-Mirza Hussein-Khan Haupt steht eine drohende königliche Gewitterwolke, in

Teheran wird sie sich wohl entladen. Es besteht der Verdacht, der Emir hätte von Reutter für die Erwirkung der Eisenbahnconcession und für die sonstigen Abmachungen einen großen Maedachel (Profit) genommen. Er hat gut gethan zu nehmen, aber er hat vergessen zu geben, und das ist ein Verbrechen und soll ihn, wenn ich einmal wieder iranischen Boden trete und der Verdacht sich bestätigt, sicher das Großvezierat, vielleicht auch noch etwas Anderes kosten.

Wenn der weise Emir nur nicht, wie Rachim-Khan und Jahja-Kahn behaupten, den Maedachel in der Bank von Inglis untergebracht hat!

Meine Liebe und mein Zorn drängen gleich hastig nach der Heimat. Allah verleihe mir Geduld und Gleichmuth zum Ertragen der noch übrigen Tage der Trennung!

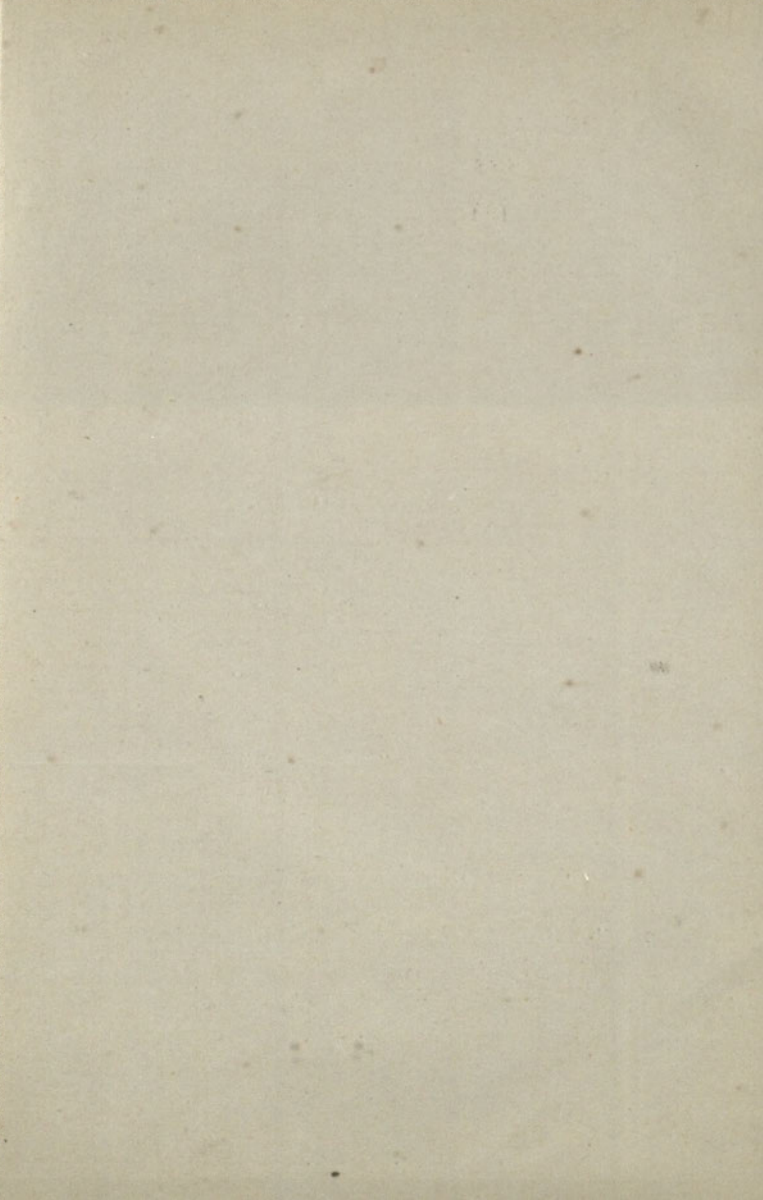
Das Banner Irans flattert auf dem Mast, die Kanonen brüllen zum Abschied, ich gehe zu Schiffe. Möge das Meer sich mir so wohlgesinnt zeigen wie die Giauren und Herrscher, denen ich hiermit zum letzten Male meinen Gruß entbiete.

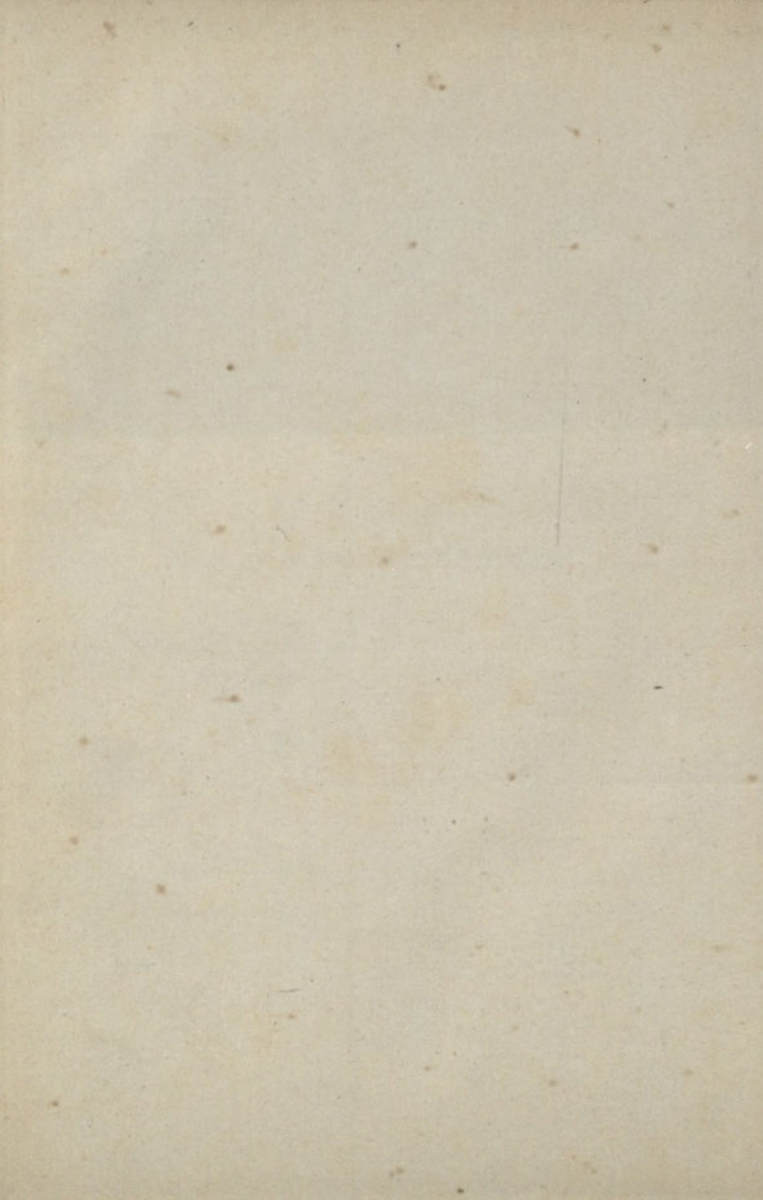


Ende.

Druck von Richard Schmidt in Heubitz-Leipzig.







28402

G.